

Marie von Bunsen
Zeitgenossen
die ich erlebte

D
400
.B85
A38
C.2

66/528

LIBRARY
12-11
Michigan State
University

WITHDRAWN
JUN 31 2024
MICHIGAN STATE UNIVERSITY
LIBRARY

MICHIGAN STATE UNIVERSITY
LIBRARY

JAN 31 2024

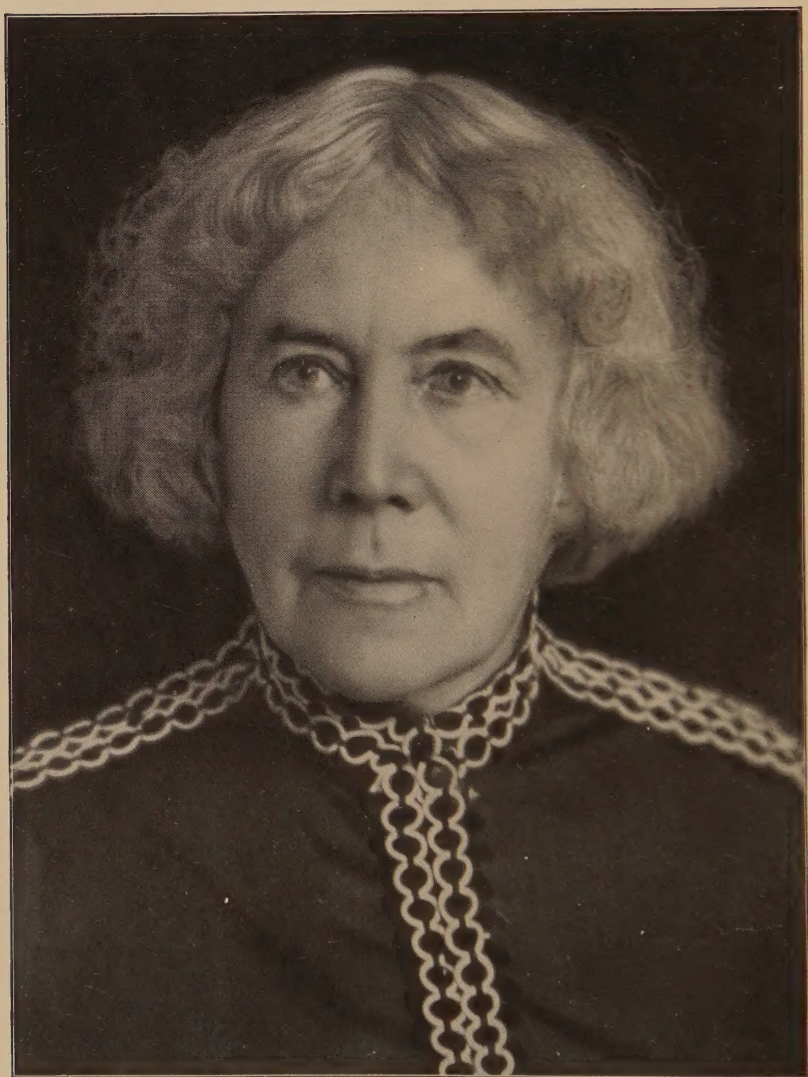
WITHDRAWN

Meinen lieben Gräfinnen Antonie
zu Erinnerung an Ihre dem kleinen
Tiefen

Gilde Gräfinnen.

Münch 1933.

ZEITGENOSSEN
DIE ICH ERLEBTE



Marie von Brunsen.

M A R I E V O N B U N S E N

ZEITGENOSSEN
DIE ICH ERLEBTE

1900–1930



VERLEGT BEI KOEHLER & AMELANG, LEIPZIG

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Copyright 1932 by Koehler & Amelang, GmbH, Leipzig

Printed in Germany

Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil. 1900—1914

	Seite
Zur Einführung	9
Fürstlichkeiten	11
Landgeselligkeit	23
Berliner Gestalten	40
Einige persönliche Worte	57
Glossen zur damaligen Zeit.	74
Spitzen und Bekannte	80

Zweiter Teil. 1914—1930

Krieg	115
Hilfsschwester.	121
Stimmungen	126
Wandlungen	130
Kleine Frontreise	138
Die letzte Kriegszeit	149
Revolution	163
Inflation	187
Siebzigjährig	206
Register	211

ERSTER TEIL

1900 – 1914

„Kein Mensch gewinnt durch
eine Selbstbiographie; sie zu
schreiben ist Demut.“

Jean Paul

Zur Einführung

„Man reist ja nicht um anzukommen, sondern um zu reisen.“
Goethe.

Siebziger sollten sich eigentlich still verhalten, man sollte sie „parken“, beiseite stellen. Es möge mir jedoch gestattet sein, noch einiges aus „der Welt, in der ich lebte“ zu erzählen.

Ich wollte ausführlich mit den vielen Besuchen in England und Holland beginnen, wollte dann mit den vielen weiteren Auslands- und Inlandsreisen fortfahren. Es geht nicht. Ein anspruchloses Erinnerungsbuch soll nicht mehr als 200 Seiten umfassen. Da könnten diese mannigfachen Erlebnisse und Eindrücke nicht einmal angedeutet werden. Mit Ausnahme der vielen, allzu langen Ozeandampferreisen, in denen ich, trotz mancher angenehmen Bekanntschaften, mich gründlich langweilte, war ja buchstäblich jeder Tag neu und lebendig. Versager sind kaum vorgekommen.

Eingehend durchreiste ich die Provence, eingehend die italienischen Seen, Sizilien, ein Vierteljahr lang wanderte ich in Spanien und Portugal, über ein Drittel Jahr verlebte ich in Rom und seiner Umgebung. Hinzu kam bei anderen Gelegenheiten abgelegenes Italien, und immer wieder lernte ich auf Rucksackreisen unbetretenes Deutschland kennen. Auf der ersten, fast einjährigen Orientreise, besuchte ich: Japan, Korea, China, Ceylon und Südindien, auf der zweiten, ebenso langen: Java, die Malayenstaaten, Kambodscha, Siam, Birma, Britisch-Indien und Kaschmir. Immer war ich gut vorbereitet, hatte mehr Zeit als die allermeisten Reisenden, hatte die besten Empfehlungen, hatte den eindruckverstärkenden Vorteil allein zu reisen, und stets habe ich Abseitiges und Ausgefallenes kennengelernt.

In einer wohlwollenden Besprechung des ersten Teiles meines Erinnerungsbuches: „Die Welt, in der ich lebte“, stand: „und von steter Unrast getrieben, reiste sie von neuem umher“. Dies stimmt nicht. Selbstverständlich bin ich viel gereist. Es wäre doch stumpfsinnig, schwunglos gewesen, hätte ich es nicht getan, besaß ich

doch Muße, Gesundheit, Mittel, Unabhängigkeit und Interessen. Auch habe ich in jedem Jahre mir neue Gegenden angesehen. Ich teile nicht die sinnige, aber doch etwas phantasielose Anhänglichkeit derer, die alljährlich unbedingt ihr „geliebtes Baden-Baden“ oder ihren „geliebten Axenstein“ besuchen müssen.

Von der im Orient verbrachten Zeit abgesehen, verließ ich Berlin, seitdem ich frei über mein Leben verfügte, durchschnittlich nur auf drei Monate im Jahr. Hingegen reisen sehr viele meiner Bekannten wochen- und monatelang in ihr Bad (noch nie habe ich eines besucht) und dann noch außerdem auf Vergnügungsreisen. Mir genügt alljährlich eine Abwesenheit, denn ich bin ausgesprochen häuslich und liebe meine vier Wände, liebe Berlin, liebe den regelmäßigen Lebensrhythmus.

Wie das bei anständigen Menschen üblich ist, bin ich durch das Kriegsunglück finanziell an die Wand gedrückt. So reise ich nicht mehr wie ehemals behaglich, sondern asketisch. Aber es läßt sich doch noch so einigermaßen machen. Noch kann ich umherschweifen, und so den Lebensumkreis erweitern. Noch spinne ich an verschiedenen, auch außereuropäischen Reiseplänen. „Man versäume“, sagte ein Weiser, „keine gute Stunde, die uns vom Schicksal ermöglicht wird.“

Fürstlichkeiten

„Der Fürst soll nicht viel tun
aber viel sein.“ Konfuzius.

Vielleicht sind in absehbarer Zeit die Letzten, die über regierende Fürstlichkeiten erzählen könnten, ausgestorben. Zufälligerweise führte das Leben mich flüchtig oder eingehend mit vielen Vertretern dieser Kaste zusammen. Verwandte und Anverwandte, Freunde und Bekannte von mir sind im Hofdienst gewesen. Möglicherweise vermag ich einige schwindende Zustände und Mentalitäten zu beleuchten. . .

Eine eingewurzelte Vorstellung von Fürstlichkeiten beruht anscheinend auf einem Märchen, auf Andersens Erzählung von der Prinzessin und der Erbse. Die junge Dame fühlte durch fünf Matratzen und fünf Federbetten hindurch die absichtlich hingelegte Erbse. Sie litt Qualen und erwies sich hierdurch als eine „echte Prinzessin“. In Wirklichkeit sind fürstliche Frauen, obwohl durch zahlreiche Dienerschaft von Kindheit auf verwöhnt, weniger verzärtelt und wehleidig als die üblichen wohlhabenden Damen. Während die Herzogin von Berry, eine zierliche neapolitanische Königstochter, hartnäckig in der Vendée für die dem Sohn zukommende französische Krone kämpfte, ertrug sie leicht und heiter Anstrengungen, Härten, Entbehrungen, die ihren Herren unerträglich erschienen. Die Kurfürstin Augusta von Hessen-Kassel spazierte zum Schrecken ihrer Umgebung auch bei strömendem Regen. Louis Philipp bestand auf ein hartes Bett, Karl August auf einen Strohsack. Bei der Fürstin-Mutter zu Wied traf ich eine ihrer Nichten, die junge Erbgroßherzogin von Luxemburg, eine portugiesische Infantin. Sie war sehr verlegen, nur einmal taute sie auf und berichtete mit leuchtenden Augen von einer Renntierjagd in Spitzbergen. Anscheinend war ihr diese ein Lebenshöhepunkt gewesen. Sie erzählte: „Wir hatten nie über 40° Wärme, schliefen oft im Freien, jeder trug sein eigenes Gewehr.“

Vor wenigen Jahren hatte sich die Herzogin von Aosta, eine französische Bourbonin, zu einem ländlichen Gebirgsfest angesagt. Es

goß; sie kehrte sich nicht daran. Neben einem Bauern im offenen Wägelchen sitzend, nahm sie an allem regsten Anteil und verteilte, bis auf die Knochen durchweicht, aber liebenswürdig und vergnügt, die Preise. Fröstelnd blieben ihre Damen im geschlossenen Auto. Als Holland an schlimmen Überschwemmungen litt, erschien sofort Königin Wilhelmine und überzeugte sich durch Augenschein von dem Unglück. Sie watete, obwohl etwas leidend, bis über die Knie nach einer gefährdeten Häusergruppe. Ihre Damen muteten sich das nicht zu. In einer norddeutschen Haushaltungsschule auf dem Land erwies sich als heiterste und anspruchsloseste Schülerin eine Prinzessin aus einem regierenden Hause — auch beim Reinigen des Schweinestalles.

Noch viele Beispiele könnten angeführt werden. Unbekümmerten körperlichen Schneid findet man, glücklicherweise, überall, auffallend häufig bei der „echten Prinzessin“. Auch der Adel ist meistens weit weniger verwöhnt als bürgerlicher Reichtum. Die Frau eines Neugeadelten, die einem alten schlesischen Hause entstammte, schilderte mir den verblüffenden Unterschied der persönlichen Ansprüche in den beiden Familien. „Mein Mann und meine Schwäger“, sagte sie, „leiden auf Reisen unter kleinen Einschränkungen und Mängeln, die meine Brüder und Vettern überhaupt nicht merken.“

Nicht nur Märchen entstammt der sprichwörtlich gewordene Glaube an fürstlichen Undank. Vielleicht wäre jedoch ebensooft fürstliche Treue festzustellen. Da die Hohenzollern meiner Familie vier Generationen lang Förderung und Güte erwiesen, liegt mir diese Anschauung nahe, aber auch ohne Voreingenommenheit möchte ich Fürsten für geradezu anhänglich halten. Liebloser Skeptizismus mag sagen: „Natürlich, in ihrer Verlegenheit und Gesprächsnot sind sie ja übergelukkig, irgendeine Anknüpfung aufzugreifen, daher erkundigen sie sich so gern nach Schwägerinnen und Vettern.“ Das mag mitsprechen. Zugrunde liegt jedoch, wie ich glaube, ein freundliches Sicherinnern, das bei uns aus Bequemlichkeit und Nachlässigkeit allzusehr verkümmert.

Immer ist mir ihre ungewöhnliche Höflichkeit aufgefallen. Selbst wenn die Prinzen und Prinzessinnen eine recht mäßige Erziehung erhielten, und das kam erstaunlich oft vor, Höflichkeit gegen jedermann wurde ihnen stets beigebracht. Auch hielten sie alle Formen auf das Genaueste ein; der König von Württemberg, damals ein Sechziger, gebrauchte mir gegenüber, von dem jungen Kaiser sprechend, die Wendung: „Als Seine Majestät die Gnade hatten, mich nach Potsdam zu befehlen.“ Ich sah, wie eine Reichsunmittelbare,

jedem Herrscherhaus ebenbürtig, einer weit jüngeren Königlichen Hoheit die Hand küßte. Viele deutsche Außenstehende und ausnahmslos alle Amerikaner glauben, den Herrschaften müsse ihr ungezwungener „natürlicher“ Ton gefallen. Solche Umgangsformen erheitern die Fürstlichkeiten, doch ersehen sie darin den Mangel gesellschaftlicher Bildung. Die Herzogin Charlotte von Meiningen beschrieb mir eine Amerikanerin aus bester Familie, die einen englischen Herzog geheiratet hatte: „Ich versichere Dir, ihre Manieren sind tadellos. Sie knickt bei jeder richtigen Gelegenheit, sagt immer ‚madam‘ und spricht in der dritten Person!“

Wertvoller ist eine andere Eigenschaft, die ich nicht überall, aber sehr häufig vorfand — ihr Pflichtgefühl. So aufreibend oft der Repräsentationszwang ist, so meinen sie doch, daß man diese Pflichten von ihnen erwarten darf. Besonders oft habe ich diesen Zug bei regierenden deutschen Fürstinnen großer und kleiner Häuser bemerkt. Unverdrossen widmeten sie sich den Wohlfahrtsvereinen, ließen sich durch die Vorstandsdamen anöden, dachten über Mittel und Wege nach. Oft haben sie sich Entbehrungen auferlegt, um reichlicher helfen zu können. Rücksichtslosigkeit hat man ihnen vorgeworfen und vergaß hierbei die Schwierigkeit für sie, sich in fremde Verhältnisse hineinzudenken. Sie sind oft vorzügliche Landesmütter gewesen und waren in nicht geringer Anzahl herzensgute Frauen.

Ganz allgemein hat man der Kaste Hochmut und Stolz vorgeworfen. Das ist naheliegend aber ungerecht. Sicherlich halten sie sich für etwas Besonderes. So aber auch Beamte, Offiziere, Künstler und Pastoren. Noch ausgesprochener findet sich der Zug in erblicher Lebenslage, so bei Bauern, bei dem Adel, und begreiflicherweise zeigt er sich in hohem Maß bei den Angehörigen regierender Dynastien. Der Glaube an ihr bevorzugtes Blut lebt im Unterbewußtsein. Als Kaiser Franz Joseph von der Ermordung Alexanders von Serbien hörte, rief er aus: „Gott hat ihn gerichtet!“ Wie er später erläuterte, wegen Mißheirat mit der unebenbürtigen Draga.

Auch bei den allerliberalsten und volkstümlichsten Fürstlichkeiten ist diese Vorstellung aufzuspüren, nur zwei Ausnahmen sind mir bekannt, die eine war die Königin Elisabeth von Rumänien, obwohl sie in ausgesprochener Weise traditionell königliche Eigenschaften besaß. Bei der anderen, die ich nicht nennen will, zeigen sich jene letztgenannten Vorzüge allerdings in geringerem Maß.

Wären Fürstlichkeiten ebenso hochmütig, wie die breite Masse es sich ausmalt, fände man bei ihnen nicht die verblüffende Vorliebe, freigebig über sich und ihre nächsten Angehörigen auszuplaudern.

Ich erkläre mir das durch ihre Gewöhnung an eine ihnen aufmerksam und freundlich zuhörende „Umgebung“. Lord Rosebery irrt sich, wenn er in Napoleons Angewohnheit, über sich und seine Familie Intimes zu erzählen, eine „Emporkömmlings-Schwäche“ sieht. Lord Roseberry hätte Hofherren und Hofdamen der verschiedensten Höfe befragen sollen, einstimmig hätten sie ihm geantwortet: „Und ob unsere Herrschaften das nicht tun!“

Wirkten und wirken jedoch Fürstlichkeiten „fürstlich“? Innerhalb der erlauchtesten Herrschergeschlechter machten, so lehrt die Geschichte, zahllose nicht diesen Eindruck. Öfters ist keine Spur einer „Rasse“ erkennbar gewesen. Nur wenige hatten und haben z. B. gutgeformte Hände oder kleine Ohren. Die schönsten und kleinsten Hände und Füße waren dereinst die der unebenbürtigen Kaiserin Eugenie. Das eine oder das andere Mal habe ich mit Angehörigen fast aller Dynastien am selben Tisch gesessen und habe sie mir in der Nähe betrachtet. Wir besitzen ja auch seit etwa einem halben Jahrtausend Bildnisse in reicher Zahl, die einen Vergleich zulassen. In Verona hängt das Bildnis eines kunstliebenden Nürnberger Patriziers, Franz Kolb. Unerhört vornehm seine Züge, seine schmalen langen Finger. Ich wüßte nicht, wer von seinen fürstlichen Zeitgenossen diesen Stil des deutschen Handelsmannes hätte aufweisen können. Der Valoiskönig Karl IX. war von einer ungefügen, verzerrten Häßlichkeit, der Bourbone Ludwig XVI. hatte zum Verzeifeln gewöhnliche Umgangsformen. Mehrere spanische Könige und Königinnen wirkten direkt abstoßend. Ferdinand von Neapel zeigte beim Essen „unanständige Gier“, mogelte schamlos in Geldsachen. Der Duc de Berry, Erbe der französischen Krone, hatte einen kurzen Stiernacken, ein kupferrotes Gesicht. Das Äußere des Zaren Alexander II. nennt ein englischer Diplomat „coarse and vulgar“, Prinz Gustav Wasa wird als „häßlich und grob“ geschildert. Im uralten Haus Savoyen gab es verwachsene, kümmerliche Gestalten, den hochgebildeten König Johann von Sachsen, den Danteübersetzer, hätte man für einen Landschullehrer gehalten, die Erzherzogin Marie Louise, Napoleons Kaiserin, wird oft — ihrem Charakter nach — eine „Köchin“ genannt, womit man einer verdienstvollen Berufsklasse Unrecht tut. Auch bei den ältesten Dynastien ist nicht mit Gewißheit auf irgend welche äußeren noch inneren Fürsteneigenschaften zu zählen. Noch weniger auf deren Vererbung. Zufallssache!

Viele Fürstinnen haben ruhmvoll regiert, viele, so die Fürstin Pauline zur Lippe, waren bemerkenswerte Landesmütter. Einige Hohe Frauen haben mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit die

Verteidigung ihrer Stadt geleitet und beseelt, so die junge Hindu-fürstin, die Rani von Ihansi, so Catarina Sforza. Eine Frau jedoch zeigte fürstliche Eigenschaften in höchster Entfaltung; geistesgegenwärtig, entschlossen und todesmutig wagte sie, die Flucht verschmähend, ihr Leben, um die Dynastie zu retten. Sie hat sie gerettet. Das war keine Purpurborene, das war die ehemalige Zirkusdirne, die Kaiserin Theodora.

Stets wurden jedoch, trotz allem Versagen, solche Eigenschaften von den legitimen Geschlechtern erwartet. So brachten alle Völker der Kaste romantische Verehrung entgegen, so findet sich der monarchische Gedanke bereits bei den vorzeitlichen Südafrikanern, die, wie die von Frobenius gefundenen Felsenbilder zeigen, sich ihrem König unterwerfen. Überall durchzieht dieser Gedanke die Weltgeschichte.

Auch das 19. und 20. Jahrhundert hat vollendete fürstliche Vornehmheit aufgewiesen. Etwa die Kaiserin Maria Ludowika, eine Este, die auf Goethe starken Eindruck machte, oder in seiner „göttergleichen“ Schönheit der Zar Nikolaus I., oder Charlotte von Belgien, die Kaiserin von Mexiko, oder in seiner einfachen Würde, unser alter Kaiser Wilhelm I. Trotzdem Karl Alexander von Sachsen-Weimar manchmal des Komische streifte, trotzdem die kleingewachsene Großherzogin Sophie ein unbedeutendes Äußeres hatte — beide beherrschten instinktiv, selbstverständlich den „großen Stil“. Gäste am Stockholmer Hof haben mir das „wahrhaft Königliche“ der Königin Viktoria, der badischen Prinzessin geschildert. Als einst eine außereuropäische Diplomatin ihr freundschaftlich die Hand entgegenstreckte, sah sie gelassen darüber hinweg, ihren großen Straußenfächer entfaltend. Von einer außerordentlichen Vornehmheit waren die vier bayrischen Prinzessinnen: die Kaiserin Elisabeth, die Königin der beiden Sizilien und ihre Schwestern.

Diese waren bewunderte Höhepunkte.

Der Durchschnitt ist weit eher „einfach“ als verfeinert. Diese Geschlechter, denen seit Jahrhunderten erlesene Speisen vorgesetzt wurden, sind fast sämtlich starke Esser. Doch sind sie, mit Ausnahme von Eduard VII., deshalb keine Feinschmecker. Bei einer Prinzessin, zwei königlichen Häusern entstammend, stutzte ich über die Gleichgültigkeit, mit der sie den von anderen gebrauchten Löffel benutzte. Den meisten von uns ist dies zuwider.

Ebenfalls fehlte es diesen Geschlechtern, deren entfernteste Ahnen bereits Paläste bewohnten, in Einrichtungsfragen an Geschmack, sie besaßen nicht einmal Qualitätsgefühl. Auf Reisen und Wande-

rungen besehe ich mir stets, wegen ihrer Innenarchitektur und der angewandten Kunst, fürstliche Schlösser. Fast ausnahmslos waren die Einrichtungen der letzten Generationen — selbstverständlich mit den gleichzeitigen in guten Privathäusern verglichen — minderwertig. So etwa in Aranjuez die Wohngemächer der spanischen Bourbonen, in Cintra die der letzten portugiesischen Könige, in Italien die der Savoyanischen Dynastie. Im Schlafzimmer eines deutschen Landesfürsten sah ich als einzigen Schmuck über seinem Bett Dutzende von aufgesteckten Kotillonorden, über dem der Gattin, billig eingerahmte Sprüche, sentimentale Verschen mit Blumen in gewöhnlichstem Farbdruck. Durchtrieben schlau zeigt die Sowjetregierung die unangetasteten Wohnräume der Zarenfamilie. Da belächeln täglich entnüchterte Besucher die Sofakissen und Schreibmappen; nicht Zarenpracht, nur provinzielle Bürgerlichkeit ist zu sehen.

Genau ebenso versagen die allermeisten in ihrer Kleidung. Die den fürstlichen Frauen ausgesetzten Mittel sind in der Regel sehr beträchtlich, sind auch an kleinen Höfen ausreichend gewesen — das Ergebnis war mäßig. In Potsdam hat man mir Ziffern über die Toilettenanschaffungen der Kaiserin Auguste Viktoria genannt — die waren sehr hoch. Die Kaiserin ging angemessen, nie zeigte sie einen persönlichen Geschmack, nie ein Gefühl für besondere Eleganz. Als sie in Rom mit allem Pomp der aus Berlin gebrachten Wagen, Pferde, schimmernden Leibwachen und betreßten Dienern in offenen Galawagen bei strahlender Sonne zum Staatsbesuch fuhr, hatte sie, wie auch ihre Damen, sich Staubmäntel umgelegt. Darüber machte die dichtgedrängte Menge ihre Glossen.

Eine Ausnahme bildete die in London geradezu tonangebende Dänin, die Queen Alexandra, hingegen erwärmt sich ihre treffliche Nachfolgerin, die Queen Mary nur für vorvorjährige Moden. Unter den vielen deutschen Fürstinnen habe ich nur zwei gekannt, die in bemerkenswerter Weise ihre Kleider zu tragen verstanden. Der letzte König von Bayern war unwahrscheinlich schlecht angezogen, und ein jüngerer Bundesfürst gilt für den am geschmacklosesten gekleideten Herrn Europas. Als ich ihm vorgestellt wurde, raubte die Farbenzusammenstellung von Jacke, Hose, Hemd, Krawatte und Socken mir den Atem. Ihr Kunstverständnis ist durchschnittlich das üblich bescheidene der „guten Gesellschaft“. Ihre dilettantischen Kunstausbübungen betreiben sie fleißig. Häufig haben sie Liebe zur Kunst; sie haben meistens, in allen Generationen, Mäzenatentum ausgeübt, jedoch fast immer nur die gemeinverständliche, belanglose Kunst gefördert. Von dem unzurechnungsfähigen Ludwig II. von

Bayern abgesehen, waren hellsichtige Mäzene beinahe nur in den gebildeten wohlhabenden Schichten anzutreffen. Allerdings gehörte Graf Schack nicht zum Bürgertum, wohl aber die anderen: Franz Lipperheide, der Gönner von Hugo Wolf, Ida Deichmann, die Gönnerin von Brahms, Karl von der Heydt, der jahrzehntelang Rainer Maria Rilke zur Seite stand. Dabei hätten Fürstlichkeiten über den erfahrensten Rat verfügen können.

Ich möchte ihr Versagen durch besondere Hemmungen erklären. Trotz ihrer hervorragenden Intelligenz, ihrer leidenschaftlichen Kunstliebe fehlte der Kaiserin Friedrich das eigentliche Verständnis sowohl der alten wie der neuen Kunst gegenüber. Die künstlerisch entschieden begabte Königin Maria von Rumänien hätte es über einen gefühlvoll ungezügelten Dilettantismus hinaus bringen müssen. Fürstlichkeiten dringen jedoch schwerer als unsereins in das innere Gebiet. Wir lernen vor allem durch die oft spöttische Zurechtweisung unseres naiven Geschmacks und wir haben Achtung vor Autoritäten. So brüten wir über das uns verblüffende, ja abstoßende Urteil, wir begreifen langsam die Gründe und teilen schließlich die Ansicht. Den Herrschaften wird hingegen nicht widersprochen, man lobt ihren Geschmack, offenkundig ist das Ergebnis. Die Ausnahmen sind um so bemerkenswerter. In der letzten Zeit beachtet man Friedrich Wilhelms IV. architektonische Entwürfe, seine Verbesserungen und Kritiken, ersieht in ihnen eine ausgesprochene Begabung. Von fachmännischer Seite werden mir die Kenntnisse, wird mir das Fingerspitzengefühl des Kronprinzen Rupprecht von Bayern wie des Kronprinzen von Schweden mit ausgesprochenster Anerkennung gepriesen. Nicht nur hat ehemals der Herzog Georg von Meiningen das Theater bahnbrechend beeinflusst, auch Fürst Reuß-Gera zeigt Sinn für das moderne, für das lebende Drama, für die zeitgenössische Bühne. Theaterleute betrachten ihn als einen vom Bau.

Wären draufgängerisch moderne fürstliche Gönner auch begehrenswert gewesen? In seiner Jugend erwärmte sich der Großherzog von Hessen für die damals neueste Kunst, für den Jugendstil. Glücklicherweise ist er davon zurückgekommen. Der ideale kunstfördernde Monarch ist ein künstlerisch veranlagter, kunstfreudiger bescheidener Mensch. Aber er müßte zulernen und umlernen, er müßte die ungeheure Schwierigkeit begreifen, Neues zu schaffen. Er müßte einsehen, daß es wahrhaft königlich ist, Künstlern die Möglichkeiten großzügiger Wirksamkeit zu verleihen. Dilettantisch ist es, ihnen Ratschläge zu geben, ihnen die zu behandelnden Motive vorzuschreiben, viel verlangt, deshalb enttäuschen auch bei nähe-

rem Kennenlernen die überlieferten fürstlichen Mäzene. Der etruskisch-römische Ahnherr war ein Privatmann, in einsamer Höhe. Unauslöschliche Dankbarkeit erheischend stehen Anna Amalia und Karl August. Im Umgang mit Künstlern erwiesen sich edel und anziehend die Montefeltro Urbino. Weniger erfreulich waren jedoch die meisten italienischen fürstlichen Mäzene. Weit mehr verdankt die Kunst den Patriziern und Kaufleuten in Italien und den Niederlanden, auch, bis zu einem gewissen Grad, in Deutschland.

Gewiß hat es sowohl verschwenderische als geizige Fürsten gegeben, sehr oft sind ihre Entgleisungen in Geldsachen auf Ahnungslosigkeit zurückzuführen. Ihnen fehlt der Wertbegriff des Geldes. Mein Tischnachbar, Herr von Knesebeck, meinte, auf ein vor ihm stehendes Weinglas deutend: „Sage ich dem Kaiser, daß dieses dreißig Mark kostet, wundert er sich ebensowenig, als ob ich dreißig Pfennig sage.“ Der Oberbibliothekar von Bojanowsky wurde von dem Weimarer Großherzogspaar — wie von aller Welt — überaus hoch geschätzt. Geheimrat Max Friedländer schilderte mir, wie er den alten Herrn in der Bibliothek auf einer unpraktischen, unsicheren Leiter antraf. Er schickte ihm daraufhin die Anzeige einer neuartigen Leiter zu 14 M. Bojanowsky antwortete, leider müsse er auf die Anschaffung verzichten, die Mittel wären äußerst knapp. Nicht lange darauf fiel er von dieser Leiter herab und starb an den Folgen. Selbstverständlich hätten die Herrschaften ihm jede Erleichterung gern gewährt, sie waren wohlthätig und reich, so vielfache Ansprüche wurden jedoch an sie gerichtet, daß gut eingeteilt werden mußte, und die einzelnen Posten wurden öfters verkehrt eingeschätzt.

Verwunderlich bleibt immerhin, daß so wenige der Kaste in der letzten Generation ihr Handwerk beherrschen. So das Zirkelhalten; hierin glänzte die Kaiserin Augusta, wie ihre Tochter, die Großherzogin Luise von Baden; sie wurden als Ausnahmen hervorgehoben. Die durchschnittlichen Fürstlichkeiten erwiesen sich als auffallend unbeholfen und verlegen. In vergangenen Jahrhunderten war das anders: Fünfzehnjährige, im Ausland ankommende deutsche Prinzessinnen haben beim feierlichen Empfang jeden der zahllosen Gäste mit Freundlichkeit und Haltung angesprochen. Das erstaunte damals niemanden, das wurde erwartet. Heutzutage sagt man: „Wie soll auch eine so junge Fürstin das zustande bringen?“ Eine übertriebene Nachsicht. Auch in unseren Kreisen muß man sich oft mit vielen Dutzenden von Krankenschwestern, Unteroffiziergattinnen oder Arbeiterinnen unterhalten, während totenstill die Versammlung einen umsteht. Das machen einige von uns schlecht,

einige gut, einige vorzüglich. Dabei haben die Hohen Frauen es leichter als wir, denn selbst heute ist die Auswirkung ihrer Worte, ihres Lächelns, unvergleichlich stärker als unser Auftreten.

Eine wichtige Fürstenpflicht ist die Pflege der Geselligkeit, auch in dieser hat die Kaste gerade in den letzten Generationen versagt. Kaiserin Friedrich meinte: „Nur zwei meiner Kolleginnen haben gesellschaftliche Talente, nur die Königin Margarita und die Kaiserin Eugenie.“ Früher war dies ebenfalls anders, so sind Großherzöge von Mecklenburg anspornende Mittelpunkte des gesellschaftlichen Lebens gewesen. Kaiser Wilhelm II. kann ein Gespräch glänzend führen, aus großen Gesellschaften macht er sich aber wenig, und ähnliches läßt sich vom letzten König von Württemberg sagen.

Bei dessen Tochter, der Fürstin Pauline von Wied, war ich öfters am Bodensee in Seefeld bei Rorschach zu Gast. Da gab es häufigen Verkehr mit dem gegenüber liegenden Friedrichshafen, und oft hatte ich die Ehre bei Tisch neben dem König zu sitzen. Ein angenehmeres Gespräch ließ sich nicht denken. Er erzählte gern aus seiner Vergangenheit und seiner beruflichen Erfahrung. Der Hau-Prozeß erregte uns damals. Er beschrieb mir die aufreibenden Nächte, ehe er sich zu einem Todesurteil entschlossen hätte, erläuterte mir an Beispielen die Klippen des Indizienbeweises. — Zeppelin hatte triumphiert. Der König erwähnte, wie er den Berliner Behörden keine Ruhe gelassen hatte, sein Gesandter Varnbüler seufzte über diese „fixe Idee“. Im Jahre 1909 war Zeppelin zugegen, erinnerte sich meiner Eltern, ja sogar meiner. „Er ist“, schrieb ich damals in mein Tagebuch, „entschieden klein, er wirkt stramm militärisch, dabei ganz ungezwungen und natürlich. Besonders fesselnd sind die blauen Kinderaugen, die, visionär, das noch nicht Erschaffene schauen. Ich sagte ihm, sein Leben müsse ihm märchenhaft vorkommen. „Ja, Gott ist sehr gnädig gewesen ... aber dies Letzte war nicht das Wichtigste in meinem Leben, das Wichtigste war doch meine lange Militärzeit, in der ich an der Erziehung des deutschen Volkes mitarbeiten durfte. Denn das ist doch der Sinn unserer Armee, nicht wahr? Und daher ist dies das Höchste und Wertvollste, nicht wahr?“ Dabei sah er mich offen und schlicht an, als wolle er sagen, „das mußt du doch einsehen, das steht doch fest?“. Ich fand dies groß. Er war nur einer von Hunderten von hohen Offizieren gewesen, aber diese Tätigkeit stand ihm höher als seine sensationelle, die weite Welt erregende Erfindung.“ — Unwillkürlich schließt sich mir der alte Kaiser, Zeppelin und Hindenburg — mit dem ich im kleineren Kreis zu-

sammengetroffen bin — zu einer wesensverwandten Gruppe zusammen.

Gern sprach der König von Württemberg über seine Berührungen mit den Sozialisten. „Als zum erstenmal der 1. Mai gefeiert wurde“, sagte er, „ging ich in Stuttgart durch die gedrängte Hauptstraße allein spazieren, und alle haben mich begrüßt.“ Dieser stattliche, überaus beliebte Herr war mittheilsam, leicht im Verkehr, zuvorkommend. Doch waren ihm Gesellschaften, so klagten die Hofkreise, verhaßt. Anders war Eduard VII. Er hat die Karte meisterhaft ausgenutzt. Londoner Bekannte sprachen begeistert von ihm als Gastherrn auf den Bällen im Buckingham Palace. „Er hatte eine geradezu ansteckende Lebensfreude, die auf jeden seiner Gäste überging. So wie er sich selber bestens unterhielt, so sollte ebenso gut uns das Fest gefallen.“ Zum Nachteil ihres Einflusses ersahen die meisten deutschen Fürsten der letzten Generation in Hoffesten nur mit Ergebung getragene Pflichten.

Darf man jedoch fürstliche Eigentümlichkeiten, ihr Kunstverständnis, ihre Repräsentationsfähigkeit, ihre gesellschaftliche Gewandtheit auf Grund einer schließlich recht beschränkten Zahl verallgemeinern? Muß man nicht stets im Auge behalten, daß selbst innerhalb der eng begrenzten Kaste nun und nimmer eine Auslese statt fand, daß der bloße Zufall der Erstgeburt oder des augenblicklichen Bedarfes möglicher Prinzessinnen die Stellen vergab?

Wie überall weichen die Geschwister durchgreifend voneinander ab; der älteste Sohn gelangte zur Macht, der zweite wurde ausgeschaltet, die eine Tochter wurde Königin, die andere blieb zeitlebens in eingegengter Umwelt.

Oft haben unberechenbare Verhältnisse alle Aussichten vernichtet. Eine Mecklenburgerin, die Herzogin Helene von Orleans, hätte eine bemerkenswerte Königin von Frankreich abgegeben. Eine mit Recht sehr beliebte deutsche Kaiserin wäre eine andere Mecklenburgerin, die Kronprinzessin Cecilie geworden. Kaiserin Hermine kann ihre ausgesprochenen gesellschaftlichen Gaben nur im kleinen Kreis zur Wirkung bringen, und nur vorübergehend konnte die Herzogin Johann Albrecht die ihr liegende Stelle einer regierenden Fürstin, einer Landesmutter ausfüllen.

Selbst auf einem kleinen Thron hätte die Prinzessin Feodora von Holstein, die jüngste Schwester der Kaiserin, sich als begabte, verständnisvolle, fein empfindende Frau hervorgetan; sie war vermögenslos, die kaiserliche Verwandtschaft hat sie nicht gefördert, sondern eingeschnürt. Königin Eleonore von Bulgarien, Prinzessin Reuß-Köstritz war die geborene Fürstin. Sie mußte beständige

Hemmungen erdulden. Die kluge und liebenswürdige Erbgroßherzogin Pauline von Sachsen-Weimar stand zeitlebens unverstanden, gebunden, im Schatten. Als ihr endlich die Unabhängigkeit wurde, als endlich ihr ersehnter Wunsch, in Weimar die Überlieferung fortzuführen sich erfüllen sollte, ist sie plötzlich gestorben. Diesen drei Letztgenannten, denen die Selbstverwirklichung nicht wurde, denen es im Leben unverdient schlecht ging, bewahre ich ein warmes Gedächtnis. Sie standen über dem Durchschnitt der regierenden Fürstlichkeiten. Mag dieser Durchschnitt auch alltäglich gewesen sein, die Lebensstellung war es nicht, diese vermochte den einzelnen zu heben, diese hat den einzelnen wertvolle Möglichkeiten gewährt.

Trotz mancher Benachteiligungen hatten Fürsten eine berufliche Erziehung, die den Präsidenten und Diktatoren abgeht und die sich doch oft nützlich erweist. Vor allem — hier liegen die Wurzeln des monarchischen Prinzips — das Gefühl der überlieferungsreichen Zusammengehörigkeit, der instinktmäßigen Anhänglichkeit wird ihnen dargebracht. Im Dresdner Marcolini Palais sagte Napoleon zu Clemens Metternich: „Auf dem Thron geborene Souveräne können zwanzigmal besiegt werden und kehren doch in ihre Hauptstadt zurück. Bei mir ist das nicht der Fall, ich bin bloß ein emporgekommener Soldat.“

Das deutsche Hofleben gehört trotz bekannter Schattenseiten zur deutschen Kultur. Es besaß Stil. Mit seinem scharfen Blick bewunderte Napoleon vieles am bayerischen Hof. Er hat dort Anregungen empfangen und sie später benutzt. Eugenie wollte, wie Bismarck und Radowitz erwähnen, daß der Kaiserliche Prinz das „compliment à la prussienne“ erlerne. Ein englischer Diplomat sagte: „Bei der Krönung von Georg V. vermochte nur das Deutsche Kronprinzenpaar mit Haltung und Liebenswürdigkeit sich verneigend die Westminster Abtei hinunter zu schreiten. Unsere englischen Herrschaften nickten ihren Bekannten lächelnd zu.“

So unleugbar die erbliche Monarchie einen guten Nährboden zur Entfaltung angeborener Herrschereigenschaften hervorbringt, so unleugbar darf auf solche Eigenschaften nicht gerechnet werden. In der Regel gab es unter fünf Herrschaften einen bedeutenden, drei mittelmäßige und einen schlechten. Hier und da, etwa bei den Plantagenets, den Timuriden- und Mogul-Kaisern, den Komnenen, den ersten Osmanen, bei den Hohenzollern war das Ergebnis günstiger, bei anderen Geschlechtern hat es sich ungünstiger gestaltet. Hingegen wird in Republiken auf etwa zwanzig Präsidenten kaum ein zweifellos schlechter, aber nur ein bedeutender fallen. Vorteil-

hafter ist das kaum zu nennen, und würdevoll vollzieht sich der Regierungswechsel bei der erblichen Monarchie, verglichen mit dem alle paar Jahre sich wiederholenden Getöse und Wirrwarr, der Geldvergeudung einer durch gerissene Berufsagenten gefinger-ten Präsidentenwahl.

Dies geben manche zu, behaupten jedoch, die Zeit der Monarchie sei eben dahin, diese sei überständig. Angesichts der Volkstümlichkeit der nagelneuen norwegischen und jugoslawischen Monarchien sowie eingedenk des im 20. Jahrhundert mit ungewöhnlichem Einfluß regierenden Eduard VII. läßt sich dies kaum aufrechterhalten ...

Politische und volkswirtschaftliche Gesichtspunkte darzulegen kommt mir nicht zu, ich habe sie nicht einmal gestreift, habe nur einige Sonderheiten und Kräfte der erblichen Herrschaftsform angedeutet.

Persönlich bin ich für eine zeitgemäße Monarchie; das Wort „zeitgemäß“ unterstrichen.

Landgeselligkeit

„Mögen einige Erinnerungs-
blumen aus den Gräbern
wachsen.“ M. v. B.

Warum wird deutsche ländliche Gastfreundschaft kaum erwähnt und nie hervorgehoben?

Ich weiß es nicht.

Ohne weiteres ist sie keineswegs dem berühmten „english country life“ hintan zu setzen. Mehr und mehr beschränkt sich die englische Gastfreundschaft auf die Zeit zwischen 4 Uhr nachmittags am Sonnabend und 11 Uhr vormittags am Montag. Verabschiedet man sich aus irgendeinem Grund erst am Montagnachmittag, fürchtet man aufdringlich zu sein. Die Gastwirte sind ja auch fast niemals auf längere Zeit bei sich zu Hause. Immerfort müssen sie „go up to town“ zu einer Sitzung oder einer Anprobe, müssen wegen einer Wohlfahrtssache, einer politischen Angelegenheit, einer notwendigen Luftveränderung verreisen. Da geht es bei uns doch gemächlicher und gemütlicher zu, und eine lange Reihe gastlicher Häuser in den verschiedensten Teilen Deutschlands zieht an mir vorüber.

Sehr oft und gern bin ich bei Richard und Melanie Voß in Berchtesgaden gewesen. Eine vollendet schöne Lage. Von einem Fenster sah ich auf weit ausgedehnte grüne Wiesen, auf malerische alte Bauernhäuser und auf die Gebirgskette, vom andern Fenster über Baumwipfel auf schroff aufragende Felsengrate. Das Haus Bergfrieden entstammte einer schlechten Zeit, anziehend war jedoch die blumengeschmückte offene Halle, in der wir an schönen Sommer Nächten zu Abend aßen. Im Innern persönliche Räume, viele Bücher, viele Blumen, eine antike Marmorbüste, Lenbachsche Bilder der schlanken, dunklen, klassisch schönen Hausfrau.

Den ganzen Sommer über beherbergten sie wochenlang, monatelang Gäste, und in ungewöhnlichem Maß verstanden sich beide darauf, es diesen behaglich zu machen. Im oberen Stock trennte ein Raum mit überquellend angefüllten Bücherregalen, mit breitem vom vorstehenden Dach geschützten Altan die Fremdenzimmer. In

diesem Raum frühstückten die Gäste. Dabei erschien Melanie und erkundigte sich nach unseren Ausflugsplänen. Was nicht ganz grundlos deutschem Landhausbesuch vorgeworfen wird, die über-große Fürsorge, fehlte. Wir wurden nicht „an der Leine gehalten“, feinfühlig ging jedoch die Hausfrau auf uns ein. Gelegentlich kam ich mit dem Rucksack an, war tagelang oder wochenlang über Berg und Tal hergewandert. Da begrüßte sie mich an der Haustür, führte mich nicht zu den übrigen Hausgenossen, sondern auf mein Zimmer, wo der Koffer auf mich wartete, wo der willkommene Nachmittagstee sofort eintraf. In aller Ruhe packte ich aus, frisch, sauber angezogen erschien ich unten erst als es zum Abendessen gongte, um den Hausherrn und die Mitgäste zu begrüßen. Hatte ich besonderes Glück, befand sich unter diesen eine langjährige Freundin des Hauses, die anhaltinische Palastdame Olga von Lattorff. Ein feiner und echter Mensch, außerdem eine geübte Bergsteigerin, mit Land und Leuten nahe vertraut. Voß und seine Frau entstammten wohlhabenden Familien und ihr breit bemessener Lebensstil hat nicht immer den Einnahmen entsprochen. In diesen Jahrzehnten wurden seine Romane jedoch sehr begehrt und die Finanzlage war vortrefflich. Voß war Feinschmecker, verstand sich selber auf Kochen und stellte befriedigt fest, daß er in nicht einem der vielen ihm bekannten Höfe eine verfeinertere Küche als die seinige angetroffen hätte!

Die Gastlichkeit war groß, der Verkehr ausgedehnt, und bewunderungswürdig war die Fähigkeit des Hausherrn, auf einen jeden Besucher einzugehen. Einen jeden brachte er mit feinfühligem freundlichen Geschick zur Geltung, ließ jedoch die Zügel des Gesprächs nicht schleifen. So kam „Gequassel“ in diesen Räumen nicht auf. Die ungleichartigsten Kreise gingen aus und ein. Seine vielen und nahen Beziehungen zu Fürstlichkeiten wurden ihm verdacht, denn manche Deutsche sind hierin erstaunlich empfindlich. Bei seinen guten Formen, seinem gepflegten sympathischen Äußern, seinem vielseitigen, anregenden Gespräch lag der Wunsch dieser Herrschaften, ihn oft bei sich zu sehen, wirklich nahe. Niemals war er jedoch unterwürfig. In meiner Gegenwart tadelte ein Hoher Herr in schroffen Ausdrücken ein ihm von Voß empfohlenes (und empfehlenswertes) Buch. Voß verharrete höflich aber felsenfest bei seiner Ansicht. Unter den Gästen befanden sich manchmal anspruchslose Menschen, stille Frauchen, robuste schlichte Männer. Vorher hatte er mir über sie, über ihren Wert erzählt, und immer wieder ersah ich, wie er diese undekorativen Gäste ins Gespräch zog, sie zum Reden brachte, ihnen das Gefühl der Voll-

berechtigung gab. Meinen Vater ausgenommen, bin ich keinem begegnet, der so menschlich und gewandt diese feinsten Gastgeberpflichten erfüllte.

Er ist mir ein lieber Freund gewesen, dabei konnte ich ihn anfänglich nicht leiden. Bei der ersten Begegnung in Weimar überschüttete er mich mit Schmeicheleien. Nach übertreibend günstiger Beurteilung meiner in der Deutschen Rundschau erschienenen Sachen besah er mich langsam und ausdrucksvoll vom Scheitel zur Sohle. Ich war in großer Abendtoilette, er flüsterte: „Und so sehen Sie aus!!“ Innerlich begehrte ich auf, glaubte er denn, daß ich auf dergleichen reinfallen würde? Dann verlebte er einen Winter in Berlin. Ich traf ihn oft, und häufig stellte er sich um die Teestunde zu langen Plaudereien bei mir ein. Da lernte ich ihn kennen und ersah, daß seine Schmeichelei-Angewohnheit dem Bedürfnis entsprang, dort wo er Sympathie empfand, aber nur dann, in schwungvollem Übermaß Liebenswertes zu sagen. Auf das Angenehmste konnte man sich mit ihm unterhalten. Ein weißhaariger, schwerk gebauter Mann, mit sprechenden blauen Augen, lebhaftem Ausdruck und einer weichen, wohlklingenden Stimme. Er war keineswegs intellektuell, sehr primitiv erschien mir seine leidenschaftlich patriotische, aber eng begrenzte, gefühlsmäßige politische Einsicht. Er glaubte die Kunst zu vergöttern — obenan stand ihm auf einsamer Höhe die Venus von Milo. Die neue Literatur war ihm fremd. Er konnte Gutzweitzklassiges warm bewundern. Den Menschen gegenüber war er überaus wohlwollend, ich weiß, wie vornehm er unverdiente Kränkungen, so die von Wildenbruch, verzieh. Fühlte er Abneigung, ging allerdings seine Phantasie mit ihm durch. Diese seine Einbildungskraft wirkte anregend im Gespräch, nicht in seinen Werken. Er erzählte glänzend; mit Entzücken lauschte ich ihm. Wie schilderte er mit anschaulicher Ausführlichkeit seltsame Menschenlose, fremdschöne Umwelten, Ereignisse einmaliger Art. Dann beschwor ich ihn: „Schreiben Sie Ihre Erinnerungen nieder! Ihr Leben ist ja ein phantastisches gewesen!“ Er schüttelte wehmütig den Kopf. — Schließlich tat er es doch. Aber so trefflich, so lebendig wie seine mündlichen Erzählungen sind die Erinnerungen nicht ausgefallen, dazu war seine Feder wohl zu „schreibgeübt“.

Zum Dichter Voß hatte ich gar kein Verhältnis, selbst seine von vielen bewunderten Landschaftsbilder schienen mir rauschhaft, dick unterstrichen. Obwohl er das italienische und oberbayrische Volk gut kannte und scharf beobachtete, mit einem allerliebsten Humor über sie zu plaudern vermochte, in seinen Romanen wirkte

auf mich diese Volkstümlichkeit „daneben“. Er kannte meine unausgesprochene Kritik und hat sie mir nicht verargt. Während eines Spazierganges mit ihm seufzte er: „Ich schreibe und schreibe, aber ohne Resonanz!“ „Wie können Sie das sagen“, wandte ich ein, „mit jeder Post erhalten Sie dankbare und beglückte Briefe. Ihre Leser, ihre Bewunderinnen haben Sie ja geradezu verfolgt.“ „Ja, wenn es auf die Masse ankäme! Den Freunden, auf deren Urteil ich gebe, bedeuten meine Bücher nichts.“ Da schwieg ich, da kam ich leider nicht auf das richtige Wort.

Herzlich habe ich den Freund gewürdigt; er war treu im Denken, erfinderisch in Aufmerksamkeiten aller Art. Als eine von ihm hochgeschätzte Fürstin ihre silberne Hochzeit feierte, ließ er Blumenmassen vor ihre Schlafzimmertür legen, an dem Tag sollte ihr erster Schritt über Blumen gehen. Bei meiner Heimkehr aus Asien beauftragte er in Triest eine Bekannte, mich mit Rosen in Europa zu begrüßen. Oft denke ich an den Weihnachtsabend in München 1917, den ich in ihren behaglichen Zimmern im Gasthof Marienbad bei ihnen verlebte. Nur wir drei; die Zeit war schwer, Melanie Voß, eine meisterhafte Hausfrau, hatte jedoch eine kleine festliche Tafel, einen festlichen Anstrich ermöglicht. Kein Baum, keine Bescherung, aber der Duft einiger Tannenzweige, der Klang ferner Glocken durchzog weihnachtlich den Raum und vertraulich sprachen wir, bis die Mitternacht schlug.

Bei Voß in Berchtesgaden war ich Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin begegnet. Nicht zufälligerweise. Voß hatte das Zusammentreffen unserer Besuche zustande gebracht, denn während die allermeisten Menschen ihre Freunde sorgsam, eifersüchtig für sich bewahren, sollten im Gegenteil seine Freunde sich kennenlernen. Durch Voß, ebenfalls durch Lucie van der Goes wußten wir voneinander und gleich am ersten Abend lud er mich nach Wiligrad ein.

Dieses Prachtschloß in dem „mecklenburgischen Renaissancestil“ erbaut, ragt über den Schweriner See empor. Es ist von einer weit an den Ufern sich hinstreckenden, unergründlich wirkenden Hochwald umgeben. Zweimal, sowohl in Mecklenburg-Schwerin als in Braunschweig, hatte der Herzog umsichtig als Regent „geherrscht“, er war viel in Europa wie in Asien gereist, hatte viele Beziehungen, rege Interessen. Bei Lebzeiten der sehr musikalischen und sehr klugen ersten Gemahlin, der Weimarer Prinzessin, war mir von den verschiedensten Menschen, nicht nur von Voß und Lucie van der Goes, auch von den Afrikareisenden Karl Schilling und Kandt, auch vom Pianisten Schelling die glänzende und geistig anregende Ge-

selligkeit in Wiligrad geschildert worden. Diese „große Periode“ habe ich nicht erlebt, wohl aber die intimere der zweiten Ehe des Herzogs mit der jungen anmutigen und in ungewöhnlichem Maß beliebten Herzogin Elisabeth, Prinzessin von Stolberg-Roßla.

Fürstlich war der Lebenszuschnitt. Rotgekleidete Lakaien, erlesenes Silber, erlesene Möbel. Hofetikette wurde gewahrt, doch drückte sie nie. Was machte es denn aus, sich mehrere Male am Tage zu verbeugen, in der dritten Person anzureden und nur mit Handschuhen und Fächer in der Hand zur Tafel zu erscheinen? Beim ersten Besuch kam ich, auf einer Bootswanderung begriffen, in meiner „Formosa“ angerudert (Jungfer und Koffer schickte ich bei solchen Gelegenheiten immer voraus). Das zweitemal erschien ich im Rucksack zu Fuß. Ich war von Warnemünde aus an der mecklenburgischen Küste entlang gewandert. Sehr interessant erschienen mir die alten Städte, erschien mir die Geschichte dieses, seit der Heidenzeit unter der nämlichen Dynastie, innerhalb der nämlichen Grenzen beharrenden Landes; viele Züge, viele Gewohnheiten sind nur hier anzutreffen. Sobald die Badeortplattheit, ihre Strandkörbe und Sandburgen hinter mir lagen, führte ein einsamer Weg an Feldern und seltenen Fischerhütten vorbei, hart an der Ostsee entlang ... Sonst bin ich jedoch einfach, alltäglich, mit der Bahn angekommen.

Manchmal erschienen die Herrschaften aus Ludwigslust und den übrigen Schlössern, einmal waren alle drei Großherzoginnen zugegen; das wirkte wie in einer Maeterlinckschen Legende ... „Drei Äbtissinnen“ oder „Drei Kreuzritter“ treten auf!

Waren wir allein, handarbeiteten die Herzogin, die Oberhofmeisterin und ich, sehr oft sprachen der Herzog und ich über Asien, über den Kaiser Akbar und Shah Jehan und über ihre Paläste, über Chulalongkorn von Siam, bei dem das Herzogpaar zu Gast gewesen. Sehr fließend und ganz bemerkenswert anschaulich konnte Herzog Johann Albrecht schildern. Er sah die vergangenen Szenen, er ließ sie auferstehen. Abends saßen wir in der getäfelten Halle auf alten Renaissancemöbeln, auf den Tischen lagen neue Zeitschriften in verschiedenen Sprachen. Vormittags schwamm ich oder ruderte um die bewaldete Insel oder erging mich im Wald. Da gab es dichte Rhododendrongruppen und Bambus gedieh an geschützten Stellen, es gab vorgeschichtliche Grabsteine und dichter Baum Schatten fiel auf den Uferweg. Immer erhielt ich dieselben Gemächer, die gelbliche Zitronenholztäfelung des Wohnzimmers entstammte dem friederizianischen Potsdam. Es erstreckte sich der Hochwald, davor lag zwischen Blumenbeeten grau und ungefüge

eine uralte steinerne „Fünfe“, ein Taufbecken. Vielleicht hatte man heidnische Vorfahren der hier verkehrenden mecklenburgischen Geschlechter in diesem ausgehöhlten Stein getauft; schwerlich werden sie sich für den neuen Glauben begeistert haben, gewiß hielten sie jedoch die Magie dieser fremdartigen Priester für ungewöhnlich stark. Die Magie hat, wie ich glauben möchte, Heidenbekehrungen alter und neuer Zeit am stärksten beeinflusst.

Freundlich interessierte er sich für meine jeweilige Stickerei, immer war es eine andere, immer nach eigenem Entwurf. Auch an der bildlichen Eintragung in das Fremdenbuch, die irgendeine Erinnerung an die verlebten Tage brachte. Man sagte dem ehemaligen Regenten von Braunschweig neben einer Vorliebe für Etikette eine gewisse Heftigkeit nach. Ich habe ihn nur als ganz besonders höflichen, feingeschliffenen Großen Herrn gekannt.

Rege Landgeselligkeit war bei dem Grafen Waldemar und der Gräfin Marie Oriola anzutreffen. Büdesheim lag in Oberhessen, im bewegten freundlichen Mitteldeutschland. In der Umgegend gab es mauerumgebene hessische Dörfer und Städtchen mit Fachwerkgiebeln. Das vom ersten Gatten der Marie Oriola geerbte altmodische Landhaus wurde einigen der Gäste eingeräumt, gegenüber hatte Seidl ein prunkvolles malerisches Schloß erbaut. Italienische Renaissance, vorzüglicher, altitalienischer Hausrat, in einem kapellenartigen Anbau des mit goldener Kassettendecke geschmückten Saales hing Böcklins Toteninsel. Hausherr und Hausherrin waren kunstliebend und kunstfreudig — aber nur bis Seidl und Böcklin; dann hörte ihre Teilnahme auf. Zu Anfang unserer Bekanntschaft ereiferten Waldemar Oriola und ich uns über Manet und Leibl „daß die Späne flogen“, dann umgingen wir vernünftigerweise Ärgernis erregende Namen.

In diesem Saal wurde viel und gut musiziert, ausübende Künstler waren immer in Büdesheim zu längerem Besuch anzutreffen. Wir haben stramm Tennis gespielt, und es läßt sich doch nichts Angenehmeres denken, als nach dieser Anspannung und Erregung das Bad, dann frisch angezogen zu Tisch, nachher Bridge oder Musik. Manchmal wurden Schreibspiele gespielt; ich weiß es, die heutigen Menschen schütteln sich bei diesem Gedanken, ich habe den Mut, für diese gesellige Zerstreung einzustehen. Allerdings werden gewisse Ansprüche an den Kreis gestellt.

Waldemar Oriola war Bettinas Enkel. So sehr er seinen Großvater, Achim von Arnim, verehrte, so wenig hat er seine berühmte Großmutter geliebt. „Wenn bei uns“, sagte er mir, „irgendein Familienmitglied sich ungehobelt, exzentrisch, anmaßend betrug, sagte

man mit Rührung und Bewunderung ... „ganz Bettina“! Nein, nichts habe ich für sie übrig.“ Trotzdem hat er jedoch wohl von ihr das lebhaft anteilnehmende Temperament geerbt.

Einmal fuhr der ganze Kreis über Land zur schönen Vicka Stumm. Ramholz war noch anspruchsvoller als Büdesheim, war wohl nächst dem Schloß Friedrichshof der Kaiserin Friedrich das größte und reichstgeschmückte moderne Schloß im damaligen und heutigen Deutschland. Mit liebevollster Sorgfalt hat Baronin Stumm ein jedes der zahllosen Fremdenzimmer auf eine besondere Note abgestimmt. Am Ende des weitläufigen Parkes stand ein hessisches Bauernhäuschen, in dem wir den Nachmittagstee tranken. Buntes Bauerngeschirr, derbe handgewebte Tischtücher, ein mächtiger Napfkuchen, und während in den Empfangssälen des Schlosses Gloxinien, Orchideen und preisgekrönte Rosen in venetianischen Gläsern blühten, quollen hier, dicht gedrängt aus dickbäuchigen grünen Töpfen bunte Bauernblumen — Rittersporn, Ringelblumen und Zinnien.

Im Jahre 1902 hatte ich in Büdesheim buntwimmelndes Manövertreiben vorgefunden, ein großer Stab lag im Schloß. Wie immer bei solcher Manövergesellschaft entwickelte sich der Reiz des Improvisierten; anfänglich kennt sich niemand, bald kennt sich alles genau. Der Chef, General von Lindequist, war kaiserlicher Adjutant gewesen. Einige dieser Hofoffiziere, so Graf Hülsen-Haeseler, ergingen sich, gewollt oder ungewollt, im schnoddrigsten Berliner Ton, andere waren überaus geschliffen, und Lindequist gehörte zu diesen. Am ersten Abend fragte ich ihn nach Tisch, wie man sich einen Manöverplan vorstellen könne? Auf der Flügeldecke deutete er mir daraufhin die Grundidee an: „Falls mein Gegner diese richtig erkennt, wird er vermutlich hier losgehen, vielleicht läßt er sich täuschen.“ Sein Adjutant stand dabei und sagte mir nachher: „Was würde nicht der Feind darum geben, das was der Chef Ihnen eben über den Flankenangriff sagte, zu erfahren!“ Am nächsten Tag fuhren wir alle ins Manöverfeld. Ein Generalstabsoffizier war uns mitgegeben worden. Er erklärte uns den Verlauf. So erfuhren wir, daß die Berechnungen des Feindes durch Lindequists unerwartet frühen Aufbruch zunichte geworden waren. Sein Gegenspieler hatte die günstige Angriffsgelegenheit verpaßt.

Nicht allzuweit entfernt lag in der Rheinebene bei Worms Herrnsheim, das Schloß des Freiherrn Cornelius von Heyl. Ehemals uralter Besitz der Dalbergs. Im Park lag der Turm, in dem Schiller Obdach fand und an seinem Don Carlos schrieb. Er wird

die uralte Quelle beachtet haben, das Holzkreuz, das ein büßender Dalberg auf seinem Rücken aus Palästina hertrug. Nach einem Brand wurde das Innere des großen Schlosses klassizistisch erneuert, es erhielt eine prächtige Kaiserzeiteinrichtung, und diese war unverändert geblieben. Genau so wirkten die Säle als der von Napoleons Gnaden zum Herzog ernannte Dalberg, sein Bruder, der in unserer Literaturgeschichte oft genannte Koadjutor Dalberg mit Talleyrand und Metternich sich geistreich über Politik und schöne Frauen unterhielten. In den Geheimfächern alter Schreibtische hatten sich stoßweise Liebesbriefe vorgefunden, auf dem Boden die verschiedensten Degen zur Hofuniform, seidene Staatsmäntel, Vorräte von schwach duftendem Puder. Aber noch weittragendere Historie verknüpfte sich mit dem Wormser Stadthaus, das die Großeltern dieser Heyls als angesehene Fabrikanten sich im Schatten des Domes erbauten. Hier an dieser Stelle hatte in dem seither vernichteten erzbischöflichen Palast der berühmte Reichstag stattgefunden, hier hatte Luther gesprochen. Vorher erhob sich jedoch an eben dieser Stätte die Burg der Burgunder. Das nahe Domportal war die Stätte des Zusammenpralls von Krimhild und Brunhild.

Einzigartig ist die Stellung des damaligen Cornelius von Heyl gewesen; Exzellenz, Mitglied der ersten Kammer, Großfabrikant und im umfassenden Sinn Förderer und Mäzen. Er ließ die heimatische Geschichte in vier monumentalen Bänden schreiben, er übergab kunsthistorische Sammlungen der Stadt, errichtete gemeinnützige Bauten. Öfters sprach er mit mir über soziale Einrichtungen, die er lange, ehe sie gesetzlich geworden, seiner Arbeiterschaft gewährt hatte. Auch über die Tätigkeit, die Verantwortung des Arbeitgebers erzählte er mir oft: „So groß ist die Anspannung, daß ich zwei Fideikomnisse für meine Nachkommen errichtet habe, vier Generationen mögen diese Arbeit aushalten, nicht mehr, dann ist der Boden erschöpft; bei der Landwirtschaft hingegen können sich zahllose Geschlechter kräftig erhalten.“ Zwei seiner Söhne standen ihm im Geschäft zur Seite, einer war Diplomat, ein anderer Kavallerist. Frau von Heyl, eine schöne, stattliche Frau, Schwester des Botschafters von Schön, widmete sich mit persönlicher Hingabe den weitverzweigten gemeinnützigen und wohltätigen Werken. Sie beeinflusste, wenn ich mich nicht irre, stark ihre Söhne, ihre Umgebung. Vielleicht mußte auch sie ihr Päckchen tragen. — Ihre Stellung, ihre Tätigkeit ist mir jedoch als eine beneidenswerte erschienen.

Zur Entenjagd auf der Heylschen Rheininsel Gundershausen kam während meines einen Besuches Herr von Mutzenbecher, ehemals

Gesandter, jetzt vor allem Jäger, mit Gattin und Büchsenspanner. Im Viererzug fuhren wir durch malerische Ortschaften, wurden dann übergesetzt. Ich hatte mir eine Insel in der Größe unserer Pfaueninsel vorgestellt, Gundershausen umfaßt jedoch 10000 Morgen; Wald, ein anziehend altmodisches Jagdhaus, Weiher, Schilfdickichte, von Wasservögeln, Reihern und Eisvögeln durchschwirrt. Wir stellten uns auf. Der Oberförster gab ein Hornsignal und in weitem Bogen nahten sich langsam in ihren Wasserstiefeln die Treiber.

Von hier aus durchwanderte ich mit dem Rucksack Elsaß, fand echtestes Deutschland, ummauerte mittelalterliche Städtchen, freundliche Dörfer, Waldberge und Weinberge. Um so schmerzlicher stimmte mich die aus vielen Einzelheiten bemerkbare Unterströmung. Gelegentlich waren die Gasthöfe der Ortschaften überfüllt, so daß ich in Privatquartieren Unterkunft fand. Da sah ich franzosenfreundliche Bildchen, Andenken und Inschriften. In den Kirchen empfand ich den offenkundig französischen Ton, so auch in den Gesprächen der Erwachsenen und Kinder. Meine politischen Freunde in Berlin meinten, ich sähe zu schwarz, die Elsässer Partei im Reichstag würde erfreulich zahm. Mir war es, als habe unsere Männerwelt Elsaß erobert und tüchtig verwaltet, als vermöchte jedoch unsere Lebenskultur, die, wie überall, auf der weiblich beeinflussten Kinderstube beruht, die mit Liebenswürdigkeit zusammengehen muß, das Eroberte nicht zu halten, die Herzen nicht zu gewinnen.

Oft war ich im Rheinland auf dem Gut meines Bruders Waldemar, bei ihm und meiner anziehenden, glücklich heiteren Schwägerin Mia zu Besuch. Ihr „Haus Leppe“ liegt in einem der Wiesentäler der bergigen waldreichen Grafschaft Berg. Ebenso reizvoll wie die Landschaft ist auch die Architektur in den Städtchen wie in den Dörfern, den Einzelgehöften. Weißer Anstrich, dunkles Fachwerk, Schieferdächer, grüne Türen und Fensterläden. Es liegen im Wiesengrund jahrhundertealte kleine Eisenwerke, die an ein Dürersches Aquarell erinnern. Die Arbeiter der vereinzelt unaufdringlichen Fabriken besitzen nette Dorfhäuschen, einige Äcker, und mit einer ansprechenden Liebe pflegen sie ihre Gärten. So öde das Schema der allermeisten „herrschaftlichen Gärten“, so blumen- erfüllt, abwechslungsreich, farbenfreudig sind jene der kleinen Leute.

Mein Aufenthalt in Haus Leppe zeigt immer eine Sondernote. „Bitte stelle mich an“, sage ich am ersten Morgen meinem Bruder. Darauf wird mir eine Arbeit zuerteilt. Heuen ist natürlich das

Schönste. Erfreulich, wenn auch schwieriger, das Binden und Aufstellen der Garben, und gern mache ich im Spätsommer mich an die Erdbeerbeete. Das ist eine symbolische und nachdenkliche Sache, denn die Pflanzen sind verwildert, da müssen entschlossen die üppig umherwuchernden Triebe abgeschnitten werden, und auf ein bescheidenes, luftumgebenes Maß wird jede Pflanze beschränkt. Manchmal zogen wir mit Waldemars aus exotischen Ländern mitgebrachten Hieb Waffen in den Wald und säuberten eine Schonung. Dergleichen Beschäftigungen waren sehr gesund, aber auch überaus wärmend. Auf dem rosenumrankten Vorbau wurde zu Abend gegessen. Oft gab es von uns gesammelte Pilze und da „Haus Leppe“ im Rheinland liegt, berieten wir vorher sorgsam den aus dem Keller zu holenden Rhein- oder Moselwein.

Meine Familie ist eine hochachtbare; vor dem Krieg besaßen meine Brüder Autos, nach dem Krieg nicht. An der Kleinbahn trafen sich neulich eine Baronin und ihr Sohn, der Besitzer der umfangreichsten Herrschaft der Gegend, mit meinen Geschwistern, den Besitzern eines mittleren Gutes, und dem Sohn und der Schwiegertochter eines altangesessenen Fabrikanten nebst dessen Sekretärin. Die Baronin und meine Geschwister fuhren vierter Klasse, die Fabrikantenkinder dritter, die Sekretärin saß allein in der zweiten. Dazu war sie befugt, das entsprach den obwaltenden Verhältnissen; denn sie hatte ein genügendes festes Einkommen, bei den übrigen war das nicht mehr der Fall.

Eine besondere Freude war mir ein wasserumgebenes Schloß der Nachbarschaft, Ehreshofen. Verwittert und grau die Steinbrücken, der große Bau, die Sphinxen im Park. Innen altfränkischer Hausrat, hohe Räume, steingepflasterte Flure. In diesen Rahmen paßte der alte Graf Nesselrode, ehemaliger Hofmarschall am preußischen Hof, wie seine Tochter Marie, ehemalige Hofdame der Kaiserin Augusta. Sie hatte sehr viel Haltung, wurde in der Nachbarschaft „die regierende Gräfin“ genannt. Alles im Schloß wurde instand gehalten, aber nicht erneuert. Das ist der ideale Zustand, er verhindert den ästhetischen Mord der „würdigen Wiederherstellung“ durch einen Architekturprofessor.

Ein stattlicher alter Renaissancebau ist auch das Amtitzer Schloß in der Lausitz. Dort bei dem mir wohlgesinnten Prinzen Heinrich Schönaich-Carolath, wie bei seiner vornehm freundlichen Gattin, Prinzessin Schönburg-Waldenburg habe ich oft angenehme Zeiten verlebt. In der Berliner Hofgesellschaft hieß Prinz Heinrich Carolath „der rote Prinz“. In England hätte man ihn zu den gemäßigten Whigs gerechnet. Er war linksliberaler Parlamentarier, erwärmte

sich für soziale Fragen. So ist er ein früher Vorkämpfer der Frauenrechte gewesen. Gleich nach erreichter Großjährigkeit begann er seinen Park zu erweitern. „Meine Altersgenossen“, sagte er mir, „lachten mich aus. Was hätte ich davon, wozu für zweifelhafte Erben das schöne Geld ausgeben? Jetzt ergehe ich mich im Schatten der von mir gepflanzten Bäume, und die anstoßenden Bauernäcker haben sich durch diese Anpflanzungen zusehends gebessert.“ Nicht nur gestattete er freien Zutritt, er freute sich geradezu. Oft habe ich es beobachtet, wenn Sonntag viele Menschen im Park spazierten, auf den Bänken saßen.

Sein Gedächtnis war vorzüglich. Er war historisch gut beschlagen, war sehr goethefest, liebte aber auch besonders Geibel. Obwohl er aufbrausen konnte, besaß er ein weiches Gemüt. Hierzu paßte sein volles Gesicht mit den hellen Augen, mit dem gutmütigen, fast naiven Ausdruck. Schwer sorgte er sich jedoch um Deutschlands Gegenwart und Zukunft. Da habe ich ihn oft allzu trübsehend gefunden — leider hat er recht behalten.

Er sprach gern und fließend und war vielseitig veranlagt; so hatte er z. B. ein verblüffendes Auge für Juwelen und vergaß nie den Schmuck einer Dame. Ebenso wie die ihm nah verwandten Henckel Donnersmarck hatte er Sinn für Kochkunst und bestimmte täglich den Speisezettel. Häufig fand ich in Amtitz zu Pfingsten denselben Kreis wieder. Da erschien der sehr beliebte General von Rabe, ehemals vom Garde du Corps, dann vom Großen Generalstab, mir eine Fundgrube für Erzählungen aus dem vergangenen Berlin. Da erschien die ebenso beliebte Malerin Luise Begas-Parmentier, außerdem stets einige Verwandte des Hauses.

Hohe Baumalleen, grün beschattete Wasserläufe, blühender Flieder, Nachtigallengesang. In der von der Dorfjugend mit Maienzweigen geschmückten Barockkirche ging der Pfingstgottesdienst vor sich. Wir Gäste pflegten zusammen in einem Zimmer mit altmodischen Möbeln und vergitterten Fenstern zu frühstücken. Hier hatte einst ein gefühlvoll dichtender Vorfahre, Freiherr Christoph Otto von Schönaich, den man gegen Klopstock ausspielte und mit einem unberechtigten Dichterlorbeer krönte, gewohnt. Kleine Steintreppchen mit Barockengeln führten von diesem Schloßteil zu den hohen Buchenhecken mit steinernen Sonnenuhren, Statuen und Bänken. Die Carolaths waren kinderlos. Infolgedessen gehört Amtitz jetzt dem Sohn der Kaiserin Hermine.

Noch einmal frage ich mich, weshalb niemand auf manche ansprechende Formen deutscher Landgesellschaft hinweist? In Piesdorf, dem Besitz des Hausministers von Wedel, fand sich reger Be-

such ein. So sorgsam kümmerte sich Frau von Wedel um die Be-
haglichkeit ihrer Gäste, daß sie systematisch über diese Buch-
führte. Da wurde dem einzelnen Namen hinzugefügt, ob Schlaf-
decken oder Steppdecken, harte oder weiche Kopfkissen, Kaffee
oder Tee zum ersten Frühstück, ebenfalls etwa ermittelte Lieblings-
gerichte.

Eigen und wertvoll ist die in jedem Sommer in Waldenburg vom
feingebildeten Fürsten Schönburg begrüßte „Tafelrunde“. Nur Her-
ren; sie entstammen verschiedenen Kreisen, alle haben geistige oder
künstlerische Interessen. Sie genießen nicht nur die breite ästhe-
tische Schloßexistenz, die schöne Umgebung, vor allem reizt der
anregende Verkehr; abends wird gut musiziert, durchdachte Vor-
träge werden gehalten und lebhaft besprochen. Ähnlich ist es
bei Hans Hasso von Veltheim im alten Schloß Ostrau. Dort tref-
fen sich Künstler und Kommunisten, Rabbiner und vornehme
Ausländer, Magier und Literaten. Alle genießen sie dort Einsamkeit
und Freiheit, abends werden am Kamin Probleme erörtert.

Wie die Bekanntschaft mit Wiligrad, hat Richard Voß mir auch
die mit der Freifrau von Heldburg vermittelt. Er nannte sie „eine
der klügsten und besten Frauen unserer Zeit“. Ich wünschte leb-
haft, sie kennenzulernen und im Jahre 1910 lud sie mich nach
Altenstein bei Liebenstein ein. Prächtig wirkte der Herzog Georg
von Sachsen-Meiningen, einen vornehmeren alten Fürsten konnte
man sich nicht vorstellen. Leider war seine Schwerhörigkeit stark
vorgeschritten, kaum vermochte er noch am Gespräch teilzu-
nehmen. Immerhin verstand er, freute sich, als ich ihm vom Ein-
druck, den damals im ersten Meininger Gastspiel der Tanz im
Wintermärchen auf mich gemacht, erzählte ... „So etwas hatte ich
noch nie gesehen, dies war nicht der berufsmäßige Ballettanz, hier
zum erstenmal tanzten Menschen anmutig, natürlich auf der Bühne.
Es war entzückend! „Hoheit, ist dies nicht der Anfang des neuen
Tanzes gewesen. War dieser Tanz nicht Wegbereiter der Loie Ful-
ler, der Ruth St. Denis, der Isadora Duncan?“

Obwohl mein Besuch nur kurz war, konnte ich doch die Innig-
keit des Verhältnisses dieser ergrauten Eheleute fühlen. Voß sagte
mir: „Nie habe ich ein Ehepaar gekannt, das so aneinander hing.
Der Herzog mag sie gar nicht aus den Augen lassen, er wird un-
ruhig, wenn sie nicht zugegen.“ Dabei begann diese Ehe unter
schlimmer Belastung, sie wurde anfänglich allgemein mißbilligt. Es
kam zum Zerwürfnis mit dem Kaiserhaus. Wilhelm I. hatte sich
schroff geäußert. Wilhelm II. wollte einlenken, eine Zusammen-
kunft wurde, der vereinfachten Etikette halber, in einem Jagdschloß

geplant. Obwohl die Erbprinzessin Charlotte von Preußen sich gut mit Frau von Heldburg stand, bewog sie den kaiserlichen Bruder, auf der Abwesenheit der morganatischen Gemahlin zu bestehen. Herzog Georg II. weigerte sich kurz und bündig, der Bruch ist nie verheilt. Sie muß ein angenehmes, gewinnendes, aber keineswegs verführerisches Äußeres gehabt haben. Sie fesselte den Herzog durch ihren Charakter, wie durch die Gemeinsamkeit der Interessen. Nicht nur war sie Schauspielerin, sie war in seltenem Maß Kennerin der Bühne. Kainz hebt hervor, wieviel er ihren Ratschlägen und Unterweisungen verdankte.

Schritt für Schritt hat sie dann durch Klugheit und Taktgefühl, durch ihre Selbstlosigkeit alle Hemmnisse überwunden. Bereits nach kurzer Zeit schrieb die Herzogin-Mutter den beiden: „Meine lieben Kinder“. Sie gewann ausnahmslos alle Familienmitglieder für sich, die jungen Prinzessinnen nannten sie „Tante“, liebten sie, verehrten sie, sahen zu ihr empor. Gewisse Formen wurden jedoch innegehalten. Das Kotzesche Ehepaar stand aus Gründen, die mit den anonymen Briefen zusammenhingen, in höchster Gunst bei der Erbprinzeß Charlotte. Frau von Kotze schilderte mir eine große Tafel am Meininger Hof. Frau von Heldburg empfing die Gäste, ordnete sie, wie es eine Oberhofmeisterin getan hätte, und blieb neben ihnen stehen. Dann wurden die Türen geöffnet. Es erschien der Herzog und seine Familie.

Später, 1918, war ich im Liebensteiner Theater mit der inzwischen Herzogin gewordenen Prinzessin Charlotte; über die „Hofschranzenverrücktheit“ lachend, zeigte sie mir eine rote Schnur, welche die Loge teilte. „Hier saßen der Herzog und Frau von Heldburg zwar nebeneinander aber doch getrennt!“ Einst aber hatte Frau von Heldburg neben ihm den Ehrenplatz inne, und jeder hat das gebilligt. Frau von Wildenbruch beschrieb mir die festliche Einweihung des nach dem Brand neu aufgebauten Meininger Theaters. „In der großen Hofloge nahm, ehe die anderen eintraten, Frau von Heldburg an der Seite Platz. Allmählich erschienen alle Prinzen und Prinzessinnen, begrüßten sie mit herzlichster Zuvorkommenheit, dann trat der Herzog ein, reichte ihr den Arm, führte sie an die Brüstung, verbeugte sich mit ihr und nahm an ihrer Seite die Huldigungen entgegen.“

Als ich sie besuchte, war sie eine alte Dame, würdig, gütig und gescheit. Das Schloß Altenstein war liebevoll, malerisch, echt „meiningersch“ mit altem kunstvollen Hausrat eingerichtet. Rings umher Blumen, mächtige Bäume zwischen abenteuerlich wirkenden Felsen.

Großherzog Karl Alexander von Weimar stand sich nicht mit diesem benachbarten Vetter. Die Gründe habe ich vergessen, und Zwistigkeiten sind immer uninteressant. Fast möchte ich die damaligen Goethe-Tagungen in Weimar unter „Besuche“ reihen, so liebenswürdig bewillkommnete das Großherzogliche Paar die hergereisten Mitglieder der Goethe-Gesellschaft. Viele dieser Tagungen habe ich miterlebt, und ruhig darf man es aussprechen — kein Land der Welt hatte ähnliches zu bieten. Hier wurde ein ganz großer Meister von Weltruf gefeiert, hier war die Vergangenheit noch sichtbar. Nirgends war die Überlieferung gerissen, die Zusammenklänge traten überall hervor. Noch hatte der Großherzog Goethe gekannt, er bewohnte die ehemaligen Schlösser. Die jetzigen Träger der bekannten Namen füllten die Hofstellen, im Theater wurde noch Goethes Sitzplatz gezeigt. Eine beträchtliche Zahl der Teilnehmer hat das Großherzogspaar immer mit zuvorkommender Höflichkeit persönlich begrüßt. Viele haben Einladungen erhalten, und keiner von uns wird die Tischrunde im unverändert erinnerungsreichen Wittumpalais, Belvedere oder Ettersburg, vergessen. Ein Berliner Kreis fand sich stets zusammen. Da aßen wir im Freien in der Sommernacht, da trafen wir Weimarer Bekannte.

Daß diese Goethe-Tagungen seither den intimen Reiz einbüßten, läßt sich nicht ändern. Selbst wenn die Dynastie noch bestände, weil der Nachfahre nicht den Goethegeist geerbt hatte. Noch weit maßgebender ist jedoch der Zahlenzuwachs. Die Goethe-Gesellschaft bietet in jedem Jahr belangvolle fesselnde Darbietungen, es nehmen aber nicht, wie ehemals 150 Mitglieder, sondern über 700 an ihnen teil. Dieser Unterschied ist fühlbar und unvermeidlich.

Mit einer letzten lieben und schönen Stätte will ich die Reihe der Landbesuche beschließen.

In hügeliger, freundlicher Landschaft liegt an der Elster, zwischen Weißenfels und Saalfeld, das Schloß Crossen. Elisabeth Heyking erbt es von Flemmingschen Vettern. Viele von uns fahren nie dort vorbei, ohne wehmütig der dort verlebten Tage zu gedenken.

Auf steiler Anhöhe wurde es vor einem Jahrtausend als Feste gegen die Slaven erbaut. Pomphaftes Frühbarock und eleganter später Zopfstil beeinflussten am maßgebendsten den jetzigen Bau. Aus der ersteren Periode stammten Rittersaal, Schloßkapelle und Terrasse, aus der zweiten der Ehrenhof und die Flucht einheitlich ausgestatteter Räume. Alte Möbel, alte Atlasgehänge waren verblieben, mit diesem Hintergrund verschmolzen sich auf das Glücklichsste die auf die Heykingsche Diplomatenzeit zurückgehenden chinesi-

schen Vasen, Schnitzereien und Brokate. Das alten Schlössern meistens verhängnisvolle neunzehnte Jahrhundert mit seinen kostspieligen Archaismen hatte Crossen verschont. Die Besitzer jener Zeit bewohnten, von ihren Rippsofas und Polisandermöbeln umgeben, ihre Zimmerchen im Erdgeschoß, zogen Tomaten auf der Terrasse und haben nicht den geringsten Schaden angerichtet.

Überaus harmonisch wirkte in diesem Rahmen die zierliche leicht beschwingte Gestalt der Hausfrau. Keineswegs ein „Exzellenzentyp“, durch und durch Große Welt. Entzückend verstand sie es auf die Behaglichkeiten, Wünsche und Interessen der Gäste einzugehen. Ich denke an den blumengeschmückten Aufbau, mit dem sie den Geburtstag eines Gastes festlich beging. Auch während der schwersten Kriegs- und Nachkriegszeit hat sie diese Gastfreundschaft ausgeübt. Dabei war ihre Landwirtschaft verpachtet. Sie gehörte also nicht zu den Selbstversorgern. Nie ließ sie sich jedoch die verursachte Mühe anmerken, wie sonst lud sie die dankbaren Stadtgäste ein. Manchmal begegnete ich ihr auf Reisen. Da erhielt ich hübsch ausgedachte Geschenke, da erwies sie mir freundliche Aufmerksamkeiten aller Art. Sie hatte eine freigebige Hand und gab mit Anmut. Sorgfältig wählte sie die in das Gastzimmer zu legenden Bücher. Als einmal zwei Intellektuelle gleichzeitig eintrafen, hatte sie in beiden Zimmern das neue Buch des einen auf den Tisch des anderen hingelegt. Die Wirkung war vorzüglich, auch etwas erheiternd; denn obwohl die beiden Gäste, wie sie im Vertrauen der Hausherrin zugaben, das betreffende Werk noch nicht kannten, lasen sie eifrig darin und zitierten fließend aus demselben bei Tisch. Die durchdachte Auswahl der Gastzimmerbücher seitens der ersten Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg war berühmt, fast gefürchtet. Besah sich der Gast die ausliegenden Bände, konnte er feststellen, wie die Hohe Frau ihn einschätzte.

Schon vor der Crossener Zeit, im Jahre 1905, war ich, während Freiherr von Heyking Gesandter in Hamburg war, an der Alster bei ihnen zu Besuch gewesen. Eines Abends kam der Intendant, Freiherr von Berger, zu Tisch. Auf die Häßlichkeit des groß und ungefüge gebauten Mannes war ich vorbereitet. Doch hatte man sie übertrieben, sie war belanglos, und atemlos lauschten wir seinem Gespräch. Besonders Erinnerungswürdig ist mir seine apotheosenhafte Darlegung der Fechnerschen Philosophie. Dann verglich er den Kaiser und Maximilian Harden. „Beide sind die geborenen Schauspieler, beide mußten ihren eigentlichen Beruf ersticken. Nun versucht jeder von ihnen, auf seine Art, nach seinen Kräften, auf die Mitmenschen zu wirken.“ „Drei Sterne allererster Größe gibt es in

Hamburg“, sagte Elisabeth, die in ihrer feinen geistigen Kultur Verständnis für menschliches Format hatte: „nämlich Berger, Lichtwark und Ballin.“ Lichtwark kannte ich von früher, er besuchte mich auch in Berlin. Ich hatte sehr viel für ihn und für seine Schriften übrig. Ballin war leider damals nicht in Hamburg.

Nicht nur einem Berger lauschte Elisabeth Heyking, sich auf wenige Bemerkungen und Fragen beschränkend. Im Grunde sprach sie erstaunlich wenig, so hübsch sie über ihre Beobachtungen und Erfahrungen zu plaudern vermochte. Nur einmal in all den Jahren berührte sie intime Gebiete. In meinem Tagebuch steht (1918): „Was ich noch nie bei Elisabeth Heyking erlebt, sie wurde autobiographisch. Sie erzählte über ihre Ritte, über ihre Peking Zeit, gleichzeitig waren drei Herren leidenschaftlich in sie verliebt. Groote, ein Spanier und noch ein Dritter. Es hätte an der Luft von Peking gelegen. Ausführlich, mit Rührung, beschrieb sie Herrn von Groote (bekanntlich der ins Auge gefaßte Held der „Briefe, die ihn nicht erreichten“.) „Täglich saß er bei mir, oft schweigsam. Ein Mensch, wie es keinen zweiten gegeben; was er tat, tat er gut. Glänzender Reiter, glänzender Tänzer, glänzender Hausherr. Als ich ihm unsere bevorstehende Abreise verkündete, war er fassungslos, wollte es nicht glauben.“ Ein Legationssekretär ergänzte mir das Bild, sagte: „Groote war hochgewachsen, eine prächtige Erscheinung, er war hochgebildet, vornehm. Er war ein Kenner orientalischer Kunst und hat Frau von Heyking auf diesem Gebiet beeinflußt und herangebildet. Vor allem war er jedoch Jäger und Naturmensch. Er konnte sehr schweigsam sein; als ich ihn nach dem Erscheinen der „Briefe, die ihn nicht erreichten“ in Peking traf und über diese wie über Frau von Heyking sprach, sah er vor sich hin und sagte kein Wort.“

Elisabeth Heyking bekannte auch ungerne Farbe. Als sie einst bei mir frühstückte und der andere Gast sich etwas töricht über die Frauenfrage ausließ, antwortete sie schlagfertig und durchaus treffend. Nachher hat sie sich jedoch, zu meiner Überraschung, bei mir entschuldigt! War das dem langen, Vorsicht erheischenden Diplomatenleben zuzuschreiben?

In der Gruft unter der Crossener Schloßkapelle modern in schweren Prunksärgen polnische Prinzessinnen, Gattinnen einiger der Grafen von Flemming, und in den Wohnzimmern zeigten alte Stiche die reichgeputzten Damen in der Phantastik dieser königlich-sächsischen Hofschlittenfahrten. An diese Dresdener Ahnfrauen erinnerte mich Elisabeths feine persönliche Eleganz. Ihr Stil für Repräsentation unterschied sie von ihrer schriftstellerisch weit

überlegenen Schwester Irene Forbes-Mosse. Bei dieser ist der Einschlag der Großmutter Bettina bemerkbar, bei Elisabeth war das nicht der Fall.

So einfach auch Elisabeth im Verkehr war, sie imponierte doch jedem. Während der Revolutionszeit drangen Arbeiterräte ein und wollten das Schloß nach Waffen durchsuchen. Sie trat ihnen in all ihrer Vornehmheit höflich und ruhig entgegen: allerdings hätte sie zwei Gewehre, die ihrer zwei einzigen Söhne, die beide im Krieg gefallen. Da zogen sich die Arbeiterräte schweigend zurück. Ihre Pensionsanweisung mußte immer persönlich beglaubigt werden. Da sie leidend war, bat sie den „roten“ Beamten der Ortschaft, diese Beglaubigung bei ihr vornehmen zu wollen. Er antwortete: „das sei nicht sein Amt. Da sie jedoch eine ‚alte kranke Frau‘ sei, wolle er — ausnahmsweise — kommen.“ Sie empfing ihn an dem mit altem Silber gedeckten Teetisch, er saß im geschnitzten damast-bezogenen Lehnstuhl, hielt die kostbare Porzellantasse in der Hand, und mit ihrer sicheren, einnehmenden Liebenswürdigkeit reichte sie ihm Gebäck. Von Stunde an war er ihr schrankenlos ergeben. Das waren auch ihre Hausgenossen, ihre Angestellten. Als Kind hatte sie eine verwöhnende, doch wohl etwas unkluge Erziehung erhalten, allmählich und stetig hat sich bei ihr gütige Selbstlosigkeit entwickelt.

Ein Herr der Nachbarschaft schilderte mir den unvergeßlichen Eindruck ihrer Bestattungsfeier: „Ganz Crossen trauerte, als habe jeder einen Nahestehenden verloren. Arme alte Frauen legten ein kleines Sträußchen auf den Sarg.“

Als fürsorgliche gastfreie Schloßherrin, inmitten der Erlesenheit ihrer Räume, der Rosenfülle ihrer Terrasse, so sehe ich sie am liebsten vor mir.

Berliner Gestalten

„Werden bei der Darstellung
von Menschen die Schatten
ausgemerzt, verbleibt wert-
lose Platttheit.“ M. v. B.

Stets hält man den eigenen Verkehrskreis für „die Gesellschaft“ und irrt sich hierin. Johanna Mathieux, Kinkels spätere Gemahlin, beklagte 1837 das „übergroße Berlin; von den Hunderten von Coterien, in welche die große Gesellschaft zerfällt, weiß fast keine von der anderen etwas“. Immerhin wußte ich etwas von verschiedenen gearteten Berliner Kreisen.

Lasse ich die lange Reihe der Hausherrinnen an mir vorüberziehen, steht mir Frau Anna von Helmholtz zu oberst. Weit lebendiger und eindrucksvoller als es meinen Worten gelingen würde, schildert sie selber sich in den Briefen ihres kürzlich veröffentlichten Lebensbildes. Ihre Tochter, Ellen von Siemens, hat sie herausgegeben, dadurch dem heutigen und dem kommenden Geschlecht das Bild dieser ungewöhnlichen Frau übermittelt.

Mir ist sie eine gütige Gönnerin gewesen, ich habe viel durch ihren allzu frühen Tod verloren. So gern ich der anregenden Gesellschaften in ihrem Haus gedenke, noch wertvoller waren die allein im Gespräch mit ihr verbrachten Stunden. Sie war sozialempfindend und wohlwollend, sie war ungewöhnlich vielseitig gebildet, und ihre Urteile schienen mir nicht nur klug und fein, sondern oft geradezu weise. Stark war ihr Gefühl für Persönlichkeiten ausgeprägt. Sie beschrieb Menschen eingehend, anschaulich, dramatisch. Nicht nur ihrer Abstammung, auch ihrer Einstellung nach, war sie deutsch. Dabei kannte und würdigte sie in seltenem Maß Frankreich und England. Die berühmte Geselligkeit bei ihrer Pariser Tante Mohl hat sie in ihrer Jugend stark beeinflußt, und sie bestrebte sich, in ähnlicher Art ein Haus in Berlin zu machen. Gerade dies, gerade daß sie die eng gezogenen Grenzen des normalen Professorenverkehrs sprengte, wurde ihr verdacht! Dabei entsprach dies, ich weiß es, den Wünschen ihres Mannes. Er hatte

Sinn für gesellschaftliche Kultur, außerdem hielt er die äußere Anerkennung der Wissenschaft, also auch die Adelsverleihung und den Verkehr bei Hof, für richtig. Nie hätte sie seine Geschmacksrichtung unberücksichtigt gelassen. Ihren großen Gatten hat sie grenzenlos verehrt und war ihm mit ganzer Seele ergeben. Sie war glücklich, ihm hin und wieder im Wissenschaftlichen eine Gehilfin zu sein.

Zwischen den Zeilen ihrer Briefe werden jedoch manchmal die dem Freundeskreis nicht unbekannten „Schwierigkeiten ihres Temperamentes“ angedeutet. Mit Selbstironie erwähnt sie den „bad temper“, die Reizbarkeit aller Mohls. Wer sie würdigte und verstand, hat dergleichen gern übersehen.

Namhafte Menschen waren in den Helmholtzschen Räumen anzutreffen. Und doch verblaßten sie alle vor „ihm“. Ruhig, würdig, etwas abwesend, wirkte er als „Erscheinung“ trotz stiller Freundlichkeit übermächtig. Schleich spricht von seiner „gewaltigen Gottnatur“. Ich vermag nicht den Eindruck zu zergliedern, ich werde jedoch die Wirkung nie vergessen. Wie Bekannte mir erzählten, hatten sie Ähnliches empfunden, wenn Bismarck ins Zimmer trat.

Von ihrem Vater hat Ellen von Siemens manches geerbt; der berühmte Professor Kronecker gab ihr und seiner gleichjünglichen Tochter Mathematikunterricht. Er fand sie auf diesem Gebiet, wie er mir sagte, ganz ungewöhnlich begabt. Dann heiratete das hellblonde hübsche junge Mädchen Arnold von Siemens. Sie wurde die Mutter von fünf Kindern, diese Pflichten und die des ungewöhnlich großen Reichtums stellten ihr Aufgaben, die sie mit bemerkenswertem Geschick löste.

Während über vierzig Jahren habe ich bei ihr am Kleinen Wannsee verkehrt. Auf ansteigenden Terrassen erhob sich der große Bau. Ich erinnere mich, wie eindrucksvoll er vom Wasser aus wirkte als ich, von meinem Hausboot auf der Sakrower Bucht im Paddelboot herrudernd, bei Sonnenuntergang mich an den Landungsstufen festband und bei Sternenschein dort wieder abfuhr. Blumenumgeben lag unweit vom Haus eine große Quattrocento-Loggia. Eigenartig anziehend war hier im Herbst der, wie immer, bei Ellen Siemens malerisch angerichtete Nachmittagstee. Da loderten wärmend in dem nach dem See zu offenen Raum mächtige Holzstöße im monumentalen Kamin.

Wir spielten Tennis, wir ergingen uns in den Gärten, abends wurde musiziert, und vielen anregenden Menschen bin ich dort begegnet. So einer der fesselndsten, berühmtesten Frauenpersönlichkeiten ihrer Zeit, der Donna Laura Minghetti, die mit ihrer

Tochter und dem Fürsten Bülow einmal zum Frühstück kam. Sie war eine Siebzigerin, vergangen war bei ihr jene edle Schönheit, von der mir kürzlich der Gesandte, Graf Pückler, sagte: „Noch in den Sechzigern sei sie ‚verführerisch und berückend‘ gewesen.“ Donna Laura war jedoch noch immer sprühend lebhaft, überaus angenehm, hatte einen federleichten Gang. Irrtümlicherweise erwähnt man stets ihre „halbenglische“ Herkunft; offiziell ist sie Abkömmling der schon in napoleonischer Zeit nach Neapel gekommenen, halbenglischen, halbfranzösischen Actons. Mütterlicherseits erbte sie vornehmes französisches und deutsches Blut. Sie wirkte südländisch, durchaus unenglisch, wie sie auch englisch nicht sprach. Ihre philosophische Ader, die sich so reizvoll mit funkelnder Grazie verband, hat sie ihren deutschen Ahnen zugeschrieben.

Als an einem Sommerabend einige des größeren Kreises zu Nacht essend um einen kleinen runden Tisch saßen, bat ich Oberst Helmut von Moltke, den späteren Chef des Generalstabes, Exzellenz von Helmholtz und mir die authentische Geschichte der „Moltke-Erscheinung“ zu erzählen. Er sagte: „Als Unico Groeben den Erbprinzen Erni von Hohenlohe um Mitternacht vom ‚Pariser Platz‘-Casino nach seiner Wohnung ‚in den Zelten‘ begleitete, gingen sie am Generalstabsgebäude vorbei. Da kam Moltke mit langsamen Schritten ihnen entgegen. Sie traten beiseite, grüßten, es präsentierte auch die Schildwache. Er beachtete sie nicht, ging an ihnen vorüber, bog um die Ecke ein. Groeben meinte lächelnd ‚der alte Herr hatte ja seinen Degen vergessen! Ob die Schildwache das auch bemerkt hat?‘ Am nächsten Morgen weckte Groebens Diener ihn erregt: ‚Herr Oberst, der Generalfeldmarschall Moltke ist heute nacht gestorben.‘ Groeben zog sich rasch an und wollte zu Erni Hohenlohe, um sich hierüber auszusprechen. Da kam dieser ihm entgegen, als Groeben ihm zurief: ‚Gewiß hat er sich in der Nachtluft den Tod geholt!‘ ‚Nein‘, antwortete Hohenlohe, auf die Zeitung in seiner Handweisend, ‚nein, um diese Zeit war er schon tot.‘ Während dieser Stunde, in der die beiden Herren ihm — begegneten — saß ich am Schreibtisch und schrieb fieberhaft die nötigen offiziellen Telegramme. Da stolperte blaß und stotternd der eine Bursche herein: ‚Herr Oberst, man sieht Exzellenz um das Haus herumgehen!‘ Ich sagte energisch, ich hätte Wichtiges zu tun, er solle mich nicht mit solchem Blödsinn stören.“

Wir um den Tisch Sitzenden sprachen nun über vermeintliche Kundgebungen aus dem Jenseits. Helmholtz lehnte die Möglichkeit ab und meinte: „Ich kann nicht recht an eine persönliche Fortdauer nach dem Tod glauben.“ Dann, nach einer kleinen Pause:

„Eher könnte ich eine Form der Seelenwanderung annehmen ... für einzelne ... für solche, die den Drang und die Kraft in sich fühlen.“

Wannsee bedeutete uns allen Ellen Siemens. Der Gatte, der treffliche stille Arnold, hatte die ruhige Siemensart. Zu allen Gästen war er höflich und freundlich, Besucher erfreuten ihn jedoch vermutlich nur wenig. Meistens haben die Siemens-Herren lebhaft, gesellig begabte Frauen, wie Nora von Siemens. Sie ist sehr anziehend und wir bewundern die überaus feingeschnittene Nase, die edel geformten Hände und ihre Augen. Ungewöhnlich ist ihre Plaudergabe. Sie kann jedes Erlebnis so gestalten, daß der ganze Kreis ihr lauscht. Schloß Lankwitz ist jedoch erst in den letzten Jahren in die Erscheinung getreten, viel länger zurück gehen die Eindrücke, in deren Mittelpunkt Ellen von Siemens steht.

Einmal brachte ich bei einem Besuch einen englischen Jugendfreund mit. Wir hatten uns viel zu erzählen, und noch hatte ich ihm nichts über die Frau des Hauses gesagt. Bei der Rückfahrt meinte er: „Ich habe Frau von Siemens beobachtet, sie scheint mir vor allem an andere zu denken.“ Dies fiel mir auf, denn Oberflächliche hätten vor allem die kluge, selbstsichere, gefeierte Frau gesehen. Doch der Eindruck ist richtig gewesen. Daß sie reichlich spendete, war ja selbstverständlich, aber außerdem war sie fürsorglich und anteilnehmend in ungewöhnlichem Maß.

Auch ihr macht gelegentlich das Mohlsche Temperament zu schaffen, man hat ihr aber immer gehorcht. Ein Herr, der, während sie in Siemensstadt ein Kriegslazarett leitete, öfters dort war, sah, wie ein bequemer alter Angestellter auf einen Glockenschlag hin erregt aufsprang. „Läßt einer der Herren von Siemens Sie rufen?“ „Ach nein, es ist Frau von Siemens!“ und mit flatternden Rockschoßen stob er von dannen. Ihr Charakter ist wertvoll.

Neben Professor von Renvers, einem nahen Siemens'schen Hausfreund, saß ich oft zu Tisch. Er hat mir häufig psychologisch Merkwürdiges aus seiner Praxis erzählt. So über die Liebe. Er gab realistisch- psychische Begründungen, sie klangen recht anders als die der Romane. Seine, natürlich ohne Namensnennungen aus dem Leben gegriffenen Beispiele, außerdem noch Stendhals „Amour“ gaben mir vor allem andern den Schlüssel zu erotischen Problemen. Die meisten wollen jedoch dergleichen nicht hören, sie sind bis auf die Knochen von einer überlieferten, angelesenen Sentimentalität.

Renvers war ein ungewöhnlich schöner stattlicher Mann. Den jungen Regimentsarzt hatte eine mir nicht unbekannte, unglücklich vermählte hohe Frau sehr bewundert. Man ließ ihn wissen, ent-

weder sofortige Heirat oder Versetzung. Er wählte die Heirat. Seine ärztliche Stärke lag in seinem Einfühlungsvermögen, in seiner suggestiven Wirkung auf Kranke. Nie werde ich ihm vergessen, wie wohl er, vor allem durch sein Wesen, meinen Eltern in ihren letzten Jahren tat.

Zu den Hausfreunden hat Graf Otto Schlippenbach gehört. Er war einer meiner frühesten Tänzer, er kannte jeden, er war allgemein beliebt. Damen hatten recht viel für ihn übrig. Mit der den Männern eigenen liebenswürdigen Naivität wunderten sich viele über Schlippenbachs Erfolge bei geistig hochstehenden Frauen. „Verstehen Sie das?“ fragte man mich. „Graf Schlippenbach ist doch nicht geistvoll, doch nicht bedeutend?“ „Weshalb ist das denn nötig?“ antwortete ich. „Er ist anziehend, gewandt und mit dem Aufschlag seiner blauen Augen und mit seinem Lächeln hat er eben das ‚Gewisse Etwas‘ an sich. Andauernd verlieben sich gescheite Männer in irgendein hübsches Gesicht, ohne daß man es ihnen verargt. Warum sollte uns denn diese Ader fehlen?“

Oft bin ich im Siemensschen Haus Exzellenz von Delbrück begegnet. Er war Bismarcks rechte Hand in Finanzfragen gewesen. Er hatte viel erfahren und wußte gut in der Vergangenheit Bescheid. Klein und schwächling, mit bedeutendem Kopf, war er der Typ eines hohen Beamten, der sich immer in der Welt bewegt hatte. Dies letztere gab ihm die persönliche Färbung. In seinen Erinnerungen betont er den Wert der guten Gesellschaft. Als Student hungerte er manchmal, war aber stets gut angezogen und verkehrte in den besten Familien. Mochte er ein noch so gründlicher Arbeiter sein, zeitlebens ist ihm geselliger Verkehr die lohnendste, erfrischendste Ausspannung gewesen. Er starb in den Sielen. Das Ordensfest stand bevor und obwohl er uralte Bettlägerigkeit war, ließ er alle Vorbereitungen treffen. Als die Agonie einsetzte, lag die bestickte Hofuniform mit den großen Ordensbändern im Nebenzimmer bereit.

Zu mir ist er stets sehr freundlich gewesen. Umgehend kaufte er sich ein jedes der von mir damals öfters in der National-Zeitung besprochenen ausländischen Bücher und sagte mir, er habe dies noch niemals bereut. Bei Tisch kam mir der Platz neben einem schwarzen Adlerherrscher nicht zu, doch setzte er sich später regelmäßig zu mir. Gut erinnere ich mich der letzten Gelegenheit, es ist wohl bei Wildenbruchs gewesen. Wie höflich nahm mir der Greis die Kaffeetasche ab, rückte mir einen Lehnstuhl heran und begann über das alle erregende Buch des Tages, über „Bismarcks Gedanken und Erinnerungen“ zu sprechen. Es war ohne Namens-

verzeichnis erschienen, und in banger Erregung las die offizielle Welt sorgfältig Seite auf Seite. „Wurde man erwähnt? Wurde man zerrissen?“

So wie Delbrück sich über den Vorgesetzten Bismarck äußerte, haben es, meines Wissens, alle Untergebenen getan. „Keinen ließ er gelten, jeden Verdienst wußte er sich selber zuzuschreiben, auch wenn nachweisbar Plan oder Ausführung von einem der Geheime räte ausging. Hatte die Verordnung keinen Erfolg, wurde der Untergebene schonungslos preisgegeben.“ Vor kurzem sprach ich mit einer Exzellenz, dem letzten lebenden Mitarbeiter Bismarcks, hierüber und fragte, ob diese Stimmung in der Beamtenwelt verallgemeinert werden dürfte? „Gewiß. So und nicht anders ist es damals zugegangen. So und nicht anders wurde allseitig geklagt.“ Delbrück fuhr fort: „Dabei hatte Bismarck ja gar keine Menschenkenntnis.“

„Sie, Exzellenz“, fragte ich ihn, „werden aber doch hoffentlich Denkwürdigkeiten hinterlassen?“ „Ganz gewiß nicht; denn mir fehlt die bequeme Gabe, alles Ungünstige zu vergessen und mich nur an das Vorteilhafte zu erinnern.“

Lange hat Delbrück auf die Jugendgeliebte gewartet. Als diese endlich durch den Tod des gemütskranken Gatten frei wurde, hatten die beiden schwerlich auf die ihnen noch zuteil gewordene silberne Hochzeit gerechnet. Ihre Ehe war friedlich, gemütlich. Zu Weihnachten buk Frau von Delbrück selber Honigkuchen nach einem Familienrezept. Für den Sohn aus erster Ehe wurde aufgebaut, feierlich öffnete der alte Staatsminister die Tür, der draußen harrende Major im 2. Garde-Drögoner-Regiment trat herein, besah sich hocheufreit seinen Gabentisch. Frau Elise von Delbrück geborene von Pommer-Esche war die Tochter eines hohen preußischen Beamten und das merkte man ihr an. Rechtschaffen, pflichttreu und selbstbewußt, gebildet, nüchtern, vernünftig. Bei den Oriolas besprachen wir mal den Typ der „die rechte Sofaecke beanspruchenden Exzellenz“. Gleichzeitig riefen wir „Frau von Delbrück!“ Auch sie legte großes Gewicht auf Geselligkeit, und noch als Witwe fehlte auf keinem Botschafterempfang, keiner Galaoper, keinem Wohltätigkeitsgartenfest ihre hagere Gestalt in weißer, glattgescheitelter Frisur, in korrektem altmodischen, ausgeschnittenem oder hohen Seidenkleide ...

Die Delbrücks gehörten zu dem Wildenbruchschen Kreis. Ich entsinne mich nicht, literarische Kollegen dort angetroffen zu haben, mit Vorliebe sahen er und sie Gelehrte bei sich. Zu den Hausfreunden gehörte der Philosoph Dilthey, der Physiologe Stumpf, der Volkswirtler Schmoller, früher auch Ernst von Bergmann und

Heinrich von Treitschke. „Männer der Wissenschaft“, sagte mir Frau von Wildenbruch, „bilden ja die weitaus wertvollste Gesellschaft.“

Von etwa 1893 an bin ich viel bei Wildenbruchs gewesen, und da sie mich mochten, haben sie mir die vorauszusetzende Würdigung seiner Werke zugetraut. Hätten sie meine literarischen Ansichten durchschaut, hätten sie mich bedauernd, aber schonungslos in die Wolfsschlucht geschleudert. Ehrenwörtlich kann ich es jedoch versichern, nur seine besten Tagesgedichte, seine besten schwungvollen und treffsicheren Aufsätze habe ich jemals gelobt. Den rauschendsten, nachhaltigsten Erfolg seiner letzten Jahre brachte ihm „Die Rabensteinerin“ und ich durchlitt die Erstaufführung. Am folgenden Nachmittag sollte sich, wie immer nach einem neuen Stück, der Bekanntenkreis zu Schokolade und Torte einfinden. Auf dem Hinweg zerbrach ich mir den Kopf. Da fand ich den Dreh. Seine letzten dramatischen Werke waren achtungsvoll durchgefallen, und jeder Mißerfolg warf ihn seelisch und körperlich um, bildete eine kaum erträgliche Katastrophe. So freute ich mich aufrichtig über den überschwenglichen Beifall, auch die schwergeprüfte Gattin würde jetzt einer guten Zeit entgegengehen. Ich trat ein, sagte ausdrucksvoll: „Meister, das war ein schöner Abend!“ „Ja“, erwiderte er ernst und küßte mir ergriffen die Hand, „er war schön und groß.“

Von ihm sprechend zitierte Alfred Kerr: „Er ist ja nur ein Trompeter, und doch hab’ ich ihn lieb.“ Das ist nicht ein schnoddriges, sondern ein treffendes Urteil. Wildenbruch war aus bestem Erz gegossen, seinem Instrument fehlten jedoch die feineren, tieferen Töne, er hatte etwas Feuriges, Geniales, aber seine Gemütsart war schlichtes, volltönendes C-Dur, und er war unbeschreiblich naiv.

Mit einer dem Blut entsprungenen instinktmäßigen Leidenschaft liebte er die Hohenzollern, sie waren ihm das Vaterland, für das man lebt und stirbt. Er war ein aufrechter Mann, nicht um eines Haares Breite wäre er von seiner Überzeugung gewichen. Als der Kaiser das historisch geweihte Luisendenkmal im Tiergarten entfernte, um einem Standbild des jungen Prinzen Wilhelm Platz zu machen, veröffentlichte Wildenbruch einen maßlos heftigen Protest. Nur wer ihm nie begegnet ist, könnte sich ihn als Höfling vorstellen, komisch wäre der Gedanke gewesen. Wildenbruch hätte das Hofleben gehaßt, hätte sich auf der Parkettglätte unglücklich gefühlt, nie ist es ihm in den Sinn gekommen, mit seiner Frau an den Hof zu gehen. Gewiß hielt Wildenbruch es für die Ehrenpflicht der Krone, ihn, den „einzigen Dramatiker Deutschlands“,

zu fördern und zu ehren. Daß dies nicht geschah, empfand er als Kränkung und als trauriges Zeichen. In seiner Treue wurde er jedoch nicht irre. Keinerlei Gunst hat ihm das Haupt der Hohenzollern erwiesen. Wohl wurden Rudyard Kipling und anderen ausländischen Schriftstellern sowie minderwertigen deutschen Berufsgenossen huldigende Aufmerksamkeiten zuteil, als Ernst von Wildenbruch jedoch starb, hat der Kaiser kein teilnehmendes Wort gefunden und keinen Kranz auf seinen Sarg niederlegen lassen.

Immer interessierte mich bei den Wildenbruchschen Geschwistern die Auswirkung der verschiedenen Ahnen. Bei dem Bruder, dem gebildeten, shakespearefesten, aber ungewöhnlich langweiligen General, wies alles auf die beste Kinderstube — der Vater hoher Militär und Diplomat, die adlige Mutter, wie der Vater im Umkreis des Palais Radziwill groß geworden. Ebenso wirkte die Schwester, die farblose feine Gräfin Yorck Klein-Öls. Der gleiche selbstverständliche Ton der guten Gesellschaft hätte Ernst von Wildenbruch anhängen müssen: Kadettenkorps, 1. Garderegiment, Regierungsassessor, Auswärtiges Amt. — Sonderbarerweise war das jedoch nicht der Fall. Er war untersetzt, rundlich, hatte grobe Züge, aber einen geistig regen, sprühend temperamentvollen Ausdruck, und seine Hände und Füße waren fein geformt. Gewiß war sein Wesen nicht gewöhnlich, aber doch entschieden provinziell. Sein Geschmack in Einrichtung, Kleidung, Speise und Trank war primitiv. Er bevorzugte oft das Prachtige und gelegentlich das Plumpe. Liebenswürdig und bezeichnend, wie er seinen Weihnachtsbaum putzte. Er überlud ihn mit den allerrotesten Äpfeln, mit den allergrößten Apfelsinen, mit den gewaltigsten goldenen Sternen.

Dem Wildenbruchschen Kunstverständnis fehlte Schärfe und Feinheit, und allzuoft hat ihn die „gute Gesinnung“, vor allem die „deutsche Gesinnung“ bestochen. Ehrlich und glutvoll war jedoch seine Bewunderung für große, ihm zugängliche Kunst. So für Michelangelos „Letztes Gericht“, so für die „Neunte Symphonie“. Tief ist er bei tragischen Dichtern eingedrungen; Shakespeare war ihm die Himmelserscheinung, und nie vergesse ich die Hingabe, mit der er seinen Gästen ein Äschylosdrama vortrug. Schiller liebte er instinktmäßig, überzeugungsvoll; der Mensch Goethe war ihm im tiefsten Herzen zuwider. Dies sagte ich ihm einmal ins Gesicht, er widersprach nicht, er murmelte... „dieser satte Frankfurter Bürgersohn“... Selbstverständlich verabscheute er die führende neue Literatur. Ibsen galt ihm als ein Volksverderber.

Mit heiligem Feuer erfüllte ihn die eigene Kunst, er erkannte in sich ein höheres Werkzeug. Ich sehe ihn vor mir, wie er auf einer Tischgesellschaft bei der liebenswürdigen feinen, bis zuletzt eleganten Frau Professor Schulhoff mir leise, mit Perlen auf der Stirn, mit vorquellenden Augen anvertraute: „Während ich jetzt an König Heinrich dichte, habe ich deutlich die Gegenwart Gottes des Allmächtigen gespürt. ‚Er‘ steht mir bei, ‚Er‘ hält über mir seine Hand.“ Nie darf deswegen, ähnlich wie bei Wagner, ihm Selbstsucht vorgeworfen werden; es handelte sich um „die deutsche Menschheit, um den Sieg des Edlen über niedere Gewalten.“

Ebenso naiv war auch seine Ruhmesfreude. Mit mir am Fenster seines Eckhauses an der Hohenzollernstraße stehend, sah er betrübt auf asphaltlegende Straßenarbeiter. „Nicht einer von diesen weiß, daß ich hier wohne, weiß von mir! In Weimar — wo er den Sommer verlebte — ist es anders. Da grüßt mich jeder Kutscher, da gibt es noch deutsche Kultur.“ Das war nicht die Eitelkeit des Durchschnittsmenschen, das war felsenfester Glaube an seine Sendung.

Alles Deutsche war ihm heilig, fast alles Fremdländische war ihm verdächtig. Vom Ausland kannte er erstaunlich wenig. Neid-erfüllt bewunderte er jedoch einmal die englische Geschichte. „In einem Land, wo die Häupter der Königinnen rollen, hat der Dramatiker es leicht. Im zahmen Deutschland ist es höchstens mal zur Hinrichtung eines kleinen Bürgermeisters gekommen.“

Gelegentlich machten wir in kleinem oder größeren Kreis Ausflüge in die Berliner Umgebung. Da war er begeisterungsfähig, fand packende Vergleiche, geschichtliche Anklänge.

Es erschütterten ihn die Konflikte der Tagespolitik, er erfaßte sie mit dem Gemüt. So vertrat er die schärfste Polenpolitik, und ich höre noch, wie er entrüstet vorstieß: „Fällt dies Gesetz, wird mit Recht die ganze Welt uns auf ewig verachten.“ Genau die gleichen Worte habe ich schon oft vernommen, und immer hat das Ausland, welches ich ohne mein Verdienst besser als die Sprechenden kannte, nicht das gerügte Versäumnis, hingegen das Vorgehen für unpolitisch und verkehrt gehalten.

Eigenartig ansprechend und persönlich wurde bei ihnen Silvester gefeiert. Da waren die Hausfreunde versammelt, die vom Raths, die uralte lebensvolle, von allen geliebte Marie von Olfers, die Schulhoffs, die Exzellenz Glasenapps, Adolf Pauli und andere jüngere Herren vom Auswärtigen Amt. Erst Bleigießen; nach Tisch erhob er sich und sprach seherhaft über Vergangenheit und Zukunft. Herrlich war sein Schwung, das hervorstürzende Gefühl.

Wie das doch auch damals üblich war, erschien ihm die Lage „hoffnungslos dunkel“. Hin und wieder jedoch sah er Morgenröte. Einige der Gäste, vielleicht waren wir die Schlechtesten, wußten schon vorher, ob die Rede rosa oder schwarz ausfallen würde. Denn unweigerlich beeinflusste sein Unterbewußtsein der Erfolg oder Mißerfolg seines letzten Bühnenwerkes. Bei Wildenbruchs hat der Kreis die Jahrhundertwende gefeiert; seine Ansprache war ernst, edel und beredt. Mit Dilthey hatte ich ein Gespräch über Unsterblichkeitsfragen; er behauptete nichts, er deutete einiges an.

Längere Zeit haben Else Schulhoff und ich einmal wöchentlich bei Wildenbruch gefrühstückt und mit ihm Billard gespielt. Immer war er aufgeräumt, gemütlich und herzlich, immer entwickelte sich bei Tisch ein angeregtes Gespräch. Im Verlauf der Woche hatte jeder von uns irgend etwas erlebt, und manches war in der Öffentlichkeit vorgefallen, etwa ein psychologisch seltsamer erschütternder Fall. Diesen konnte er dramatisch schildern, keuchend, mit rollenden Augen, mit feuchter Stirn. Die Gattin beruhigte ihn: „Iß doch nur, Dicker, rege dich nicht so auf!“ Er redete niemals öffentlich. Jedoch packte ihn ein Gegenstand, entquollen ihm hinreißende Worte.

Beim Billard siegte glücklicherweise Wildenbruch immer; Else Schulhoff war von mittlerer Stärke, ich spielte gern und schlecht. Hingegen gab es mit seinem Bruder, dem General, einem gewiegten Spieler, wie Frau von Wildenbruch erzählte, oft aufregende Auftritte am Billardtisch. Fast kam es zu offener Feindschaft. Ein Spiel zu verlieren, stach dem „Meister“ ins Herz.

Sie lebten auf großem Fuß; er hatte glänzende Einnahmen, hat aber anderen auch freigebig und warmherzig geholfen. In Geldsachen fehlte ihm jeglicher „Literatenleichtsinn“. In der Jugend empfand er, so sagte er mir, seine Vermögenslosigkeit als einengenden Druck, darum hatte er schon nach seinem ersten Bühnenerfolg eine Summe auf die Bank gebracht.

Er war nun Sechzig geworden; es zeigte sich das bei Männern spät einsetzende „gefährliche Alter“. Stets hatte er allen Damen schwülstige Schmeicheleien ins Gesicht gesagt. Ebenfalls ging er gelegentlich poetisch vor. Als er mir eine später veröffentlichte, auf mich gemünzte Minderwertigkeit vorlas, und ich es schwer fand, höflich zu danken, war er enttäuscht. Er sah mich vorwurfsvoll an: „Müssen Sie, Herrliche, verwöhnt sein, daß eine solche Huldigung Ihnen gar nichts ausmacht!“ Wer weiß? Vielleicht hätte das Gedicht eines Großen sogar starken Eindruck auf mich gemacht. Da fehlt mir leider die Erfahrung.

Um diese Zeit wünschte er brennend einen Roman mit irgend-einer geistig angeregten Dame der Gesellschaft zu erleben. Ich besitze von ihm einen Brief, der, in einem Scheidungsprozeß verlesen, eine ebenso bedenkliche als irreleitende Wirkung hervorgerufen hätte. Ob Andere solche Tastversuche erhielten, weiß ich nicht, Erfolg wurde ihm sicherlich nicht zuteil. Physisch war er damals ausgesprochen reizlos und war noch dazu schwerhörig geworden.

Gewiß hatte ich für den begabten, für Ideale erglühenden, im Grunde kindlichen Menschen manches übrig, aber sie, Maria von Wildenbruch, zog ich ihm vor. Nur wenige waren im Freundeskreis dieser Ansicht. Sie wurde verkannt. Sie stellte sich geflissentlich in den Hintergrund. Da aber auch sie ein leidenschaftlicher Temperamentsmensch war, konnte sich ihr Zorn fürchterlich auf die Widersacher ihres Mannes entladen. Manchmal hatte sie ungerechte Vorurteile, aber sie war gut, sie war feinfühlig, schrieb vorzügliche Briefe, hatte innige Freude an der Blumenwelt, an der Natur. Tiefen Schmerz bereitete ihr die Kinderlosigkeit. „Aber“, so sagte sie mir selbstlos, schlicht, „es ist besser so. Ernst hätte Kinder im Hause ja nie ausgehalten.“ Denn seine so anziehenden Kindergeschichten beruhten, wie er selber mir erzählte nur auf den überaus starken unvergeßlichen Erinnerungen seiner eigenen Kindheit. Kinder sind ihm gleichgültig gewesen, er beachtete sie nicht.

Er starb, und es zeigte sich, daß selbst die nahen Freunde die Gefühlstiefe dieser Gattin nicht in vollem Maß eingeschätzt hatten. Wir wußten ja, wie zerreibend ihr Leben mit diesem Nervenbündel gewesen war. Natürlich trat dies in Gesellschaft nicht hervor, dazu war Wildenbruch zu wohlerzogen, aber im intimen Verkehr hatten wir zahllose Szenen erlebt. War der Köchin ein Gericht weniger gut geglückt, ergoß sich über die Gattin ein Vorwurfsorkan. Einen „Krach“ verursachte das kleinste häusliche Unglück. Er verehrte Maria, ihre Hingabe war ihm unersetzlich, doch hat sie sehr viel herunterschlucken müssen. Als ich in ihrem schönen, blumenumgebenen Haus Ithaka in Weimar bei ihnen zu Besuch war, bekam er während der Wagenausflüge Verzweiflungsausbrüche. Der Kutscher habe den Weg verpaßt, „der Kutscher ist ein Trottel und Idiot, weshalb muß mir, dem Unseligen, das widerfahren!“ und er zerschlug sich den Kopf. „So ist er immer“, sagte mir Frau von Wildenbruch ergeben, „buchstäblich nie fährt er in einer Droschke, ohne sich fassungslos zu ärgern oder den Kutscher zu beschimpfen.“ Nicht ganz unbegreiflicherweise nahmen

wir folglich an, gewiß würde sie als Witwe ihn aufrichtig betrauern — aber doch eine gewisse Erleichterung verspüren.

Wir haben uns vollkommen geirrt.

Groß war seine Sterbestunde; die beiden langjährigen Angehörigen haben sie mir, tief bewegt, geschildert. Klar erkannte er — dies ist das Ende, er suchte die Gattin zu trösten: „Du ängstigst dich doch nicht? Ist dir bange allein zu bleiben?“

Ihr Schmerz war grenzenlos. „Ich fühle“, sagte sie, „daß die Verzweiflung auf mich lauert.“

Und doch habe ich nie am Sarge des Geliebten eine so heroische Haltung erlebt. Ruhig fand sie für einen jeden ein persönliches Wort. „Herrliche“, sagte sie mir, „vergessen Sie ihn nicht, vergessen Sie nicht, daß er Sie immer so nannte.“ Auf jeden einzelnen ist sie, über dem Schmerz stehend, eingegangen.

Später war ich öfters in Weimar bei Frau von Wildenbruch. Gerade weil sie Gefühlsäußerungen für sich behielt, ergriff mich ihr letztes Wort. Als ich hinausging, wohl ahnend, daß das Ende nahe, wandte sie im Bett liegend den Kopf und sah mich mit ihren schönen dunklen Augen an und sagte: „Sie wissen doch, ich habe Sie sehr lieb gehabt.“ Da zitterten meine Lippen so, daß ich nicht zu sprechen vermochte.

Im Hause der Babette Meyer, der späteren Gräfin Babette Kalckreuth, hatten Ernst von Wildenbruch und Maria von Weber sich kennengelernt und sich bei ihr verlobt. Zeitlebens bewohnte Babette Kalckreuth das Eckhaus der Viktoria- und Bellevuestraße (jetzt Café Schottenhaml). Das Haus und die Einrichtung entstammten den fünfziger Jahren, und eine so unangetastet altmodische Einrichtung gab es vielleicht in ganz Deutschland nicht mehr. Auf meine Veranlassung hat das Märkische Museum nach dem Tod von ihr die Räume photographieren lassen. Ein rotes Zimmer, ein grünes Zimmer, geschnittene hohe, steif in Reih und Glied stehende Stühle, ein Polysander-Sofatisch, glatt gemalte Ölbilder jener Zeit. Nichts geschmackvoll, alles herrschaftlich gediegen. Ihr Vater war ein reicher jüdischer Bankier; sie, das einzige Kind, malte ein bißchen, lernte im Atelier eine Bismarck'sche Verwandte kennen und durch diese wurde sie bei den Bismarcks eingeführt, wurde Freundin des Hauses. Von einem Tag zum andern ließ man nach mehreren Jahren sie plötzlich fallen. Die buntesten Gerüchte gingen um, waren grundlos unzutreffend. Die vermutlich richtigste Lösung, denn auch die Erklärung in Bambergers Tagebuch ist unklar, hat mir der Gesandte von Derenthal gegeben. „Ich habe“, sagte er mir, „Babette Meyer viele Jahre hindurch im Bismarck-

schen Haus angetroffen. Sie war eine Zuflucht, wenn es mal dort ungemütlich zu ging. Dann aber trat sie bei einer Gelegenheit gerecht und freundlich für einen schonungslos Abgeurteilten ein und da war es aus. Möglicherweise paßte ohnehin ‚ein Fräulein Babette Meyer‘ der Fürstin nicht mehr so ganz. Alten Freunden gegenüber war diese vorbildlich treu, nicht immer bei neuen.“ Schweigend und würdevoll hatte Babette Meyer die Kränkung getragen.

Sie war nicht nur eine reiche Erbin, sie war anziehend, lebenswürdig und angeregt; natürlich hätte sie oft heiraten können, sie heiratete jedoch erst spät und traf es schlecht. Der verwitwete Maler, Graf Stanislaus Kalckreuth, behandelte sie mit der härtesten Rücksichtslosigkeit, sie ließ sich scheiden, wurde jedoch von der gesamten Kalckreuthschen Familie geliebt und verehrt. Das verdiente sie auch, sie war weich, anhänglich und gütig.

In der Viktoriastraße wohnten ebenfalls die vom Rath. So verschieden sie auch geartet waren, gehörten sie doch zum Wildenbruchkreis. In kommenden Erinnerungen über Berliner Jahrzehnte wird man Frau vom Rath und ihrem Haus oft begegnen; manchmal wird der Ton freundlich, manchmal spöttisch ausfallen, das Bild wird schwanken.

Mit dem festen Vorsatz, eine große gesellschaftliche Stellung zu erlangen, kamen — als bereits älteres Ehepaar — die vom Rath nach Berlin. Er gehörte zum angesehenen rheinischen Patriziat; auch, soweit mir bekannt ist, die Familie der Gattin. Sie war die Tochter des Barrikadenstürmers Jung, und bei ihrer warmen Verehrung für Fürstlichkeiten und Adel entbehrte das nicht einer gewissen Komik. Nie hat sie jedoch diese aus ihrem Verkehrsrahmen fallende Tatsache verleugnet. Bei der Menzelausstellung zeigte sie uns Bekannten auf einer Menzelschen Revolutionsskizze die Gestalt ihres Vaters, des Tribunen, der von den Stufen der Gensdarmenmarktkirche das Volk aufwiegelte.

„Adolf“, der Gatte, war würdig, ruhig, wurde allseitig geachtet, das von ihnen gemachte Haus ist jedoch ihr Werk gewesen. Groß wie der Reichtum war der Ehrgeiz. Sie war lebenswürdig, nicht unintelligent, muß in ihrer Jugend hübsch gewesen sein, und sie besaß die angenehm leichte rheinische Art. In jeder Hauptstadt hätte sie sich durchgesetzt, aber in Paris, London, Petersburg und Neuyork wäre die Nebenbuhlerschaft eine weit größere und weit gefährlichere gewesen. Dort gehört sehr viel dazu, die Stellung einer tonangebenden Dame zu erringen. Sie besaß nur eine Durchschnittsbildung, sie war nicht im geringsten geistvoll

oder witzig und sie war, bis zuletzt, in den feineren gesellschaftlichen Regeln der Großen Welt unbewandert.

Richtig hatte sie jedoch eingesehen, daß die aristokratische Welt, daß der Gotha nicht genügt, daß Berühmtheiten den Stempel geben. Sie erkannte auch, daß diese geistigen Spitzen Freunde des Hauses werden mußten. Dieses hat sie erreicht, Mommsen, Dilthey, Erich Schmidt, Heusler und viele andere fühlten sich bei ihr wohl, sie wußte sie zu nehmen. Daß sie ihren „Prominenten“ gelegentlich frauenhaft schmeichelte, werden Welterfahrene sich schon denken. Für eine Nachmittagsvorstellung zugunsten der Schillerstiftung hatte Wildenbruch eine literarische in Weimar spielende Szene gedichtet. Schönes Frühlingswetter, im Theater des Westens gährende Leere; im Parkett etwa vier gefüllte Reihen, in den ersten Ranglogen saß nur das Wildenbruchsche Ehepaar, im ersten Rangbalkon nur ich. Es war trostlos. In der Pause ging ich hinaus, traf das bis ins Innerste gekränkte Paar. Das Gedicht war schwach, ich brachte, so nett ich nur konnte, vor: „Wie freute ich mich, im bekannten Weimarer Park all die bekannten Gestalten leibhaftig zu sehen und zu hören!“ Besseres fiel mir leider nicht ein; sie sahen mich verachtungsvoll an, Donnerwolken verdunkelten ihre Stirn. Da eilten die vom Raths die Treppe herauf, Anna vom Rath streckte schon von weitem ihm die Hände entgegen: „Geliebter Freund, das ist eine herrliche Dichtung! Nicht Goethe, nicht Schiller hätten das gekonnt!“ Wildenbruch wehrte lächelnd ab, er faßte jedoch wieder Lebensmut, sie hatte ihm Gutes erwiesen.

Diese Pflege der Berühmtheiten war die eine Wurzel ihrer Erfolge, die andere erkannte ich eines Abends in den letzten Jahren. Es war eine der gewohnten Tischgesellschaften gewesen; in dem von eingelegten Barocktäfelungen umgebenen Eßzimmer wurde das gewohnte üppige Mahl vorgesetzt. Nachher plauderten wir in den nach damaliger Sitte mit alten Kostbarkeiten, mit Brokaten, Schnitzereien und Keramiken überreich angefüllten Räumen. Man hatte sich schon verabschiedet, im Treppenhaus beendete ich noch ein Gespräch. Da ging Frau vom Rath am Arm ihres Neffen an der offenen Saaltür vorüber und sagte: „Heute ist es doch wieder entzückend gewesen!“ Daran lag es. Mehr als sie hat nicht ein Gast diese Feste genossen. Allerdings war das Hauswesen auf Geselligkeit eingestellt. — Eine hochgehaltene Köchin, „Adolfs“ inhaltsreicher Keller, ein Haushofmeister, der den Bekanntenkreis übersah. Mußte plötzlich ein Exzellenzenpaar absagen oder ein eleganter Hagestolz oder eine junge Sängerin, gleich, aus dem Handgelenk, telefonierte er anderen vom gleichen Kaliber. So viele Ge-

sellschaften hat niemand gegeben. Kamen auswärtige Freunde des Weges, wurden sofort auf sie abgestimmte große Frühstücks- und Abendgesellschaften geladen.

Der Kreis war weitläufig und gemischt. Allen war dadurch gedient, stolz erwähnten Exzellenzen und Gräfinnen, daß sie am vorhergehenden Abend neben Mommsen oder neben der Geraldine Farrar gesessen hätten. Erich Schmidt sagte mir, es wäre ihm von Wert, dort standesherrliche Familien kennenzulernen. Vielen seiner Kollegen hätte wahrscheinlich diese Äußerung mißfallen, mir mißfiel sie nicht. Selbstverständlich mußte einem Goethekenner daran liegen, sich ein Urteil über die Große Welt zu bilden. Bei einer ihrer regelrechten Tischgesellschaften traf man etwa ein Herzogspaar, ein Botschafterpaar, drei Exzellenzenpaare, einen namhaften Gelehrten, einige Künstler und sonst, wie die Gochhausen sagt, „uns Gelichter“ der Berliner Welt.

„War Frau vom Rath aber nicht tatsächlich Snob?“ werden Besorgte fragen. „Ja, gewiß war sie das, aber in einer harmlos offenkundigen Art.“ Vergessen wir nicht, daß dies Balzac, Byron, Nietzsche, der Rahel, Lilli Braun, Paul de Lagarde und anderen wertvollen Menschen nachgesagt werden kann. Engländer sind weit snobistischer als Italiener, wir reihen sie nicht niedriger als diese ein. Das snobistischste Volk der Erde ist das amerikanische, wer würde ihm treffliche und liebenswerte Eigenschaften abstreiten wollen?

Diese Beeinträchtigung war den Gästen keineswegs verborgen, sie wurde nicht schwer genommen, sie störte nicht den Reiz des Hauses.

Keineswegs ließ sie sich jedoch selbst von den ihr so sympathischen „höheren Kreisen“ alles gefallen. Ein Herzog führte sie einmal zu Tisch und bat sie gleich nach der Suppe um 5000 Mark für eine verdienstvolle wohltätige Stiftung. Sie legte die Fischgabel hin; „Ich will Ihnen, lieber Herzog, etwas sagen. Gewiß gebe ich Ihnen die 5000 Mark, ich gebe Ihnen auch 200 Mark mehr, unter der Bedingung, daß Sie mir nie wieder bei Tisch über Geldangelegenheiten sprechen.“

So gern sie der Kaiserin entgegenkam, zur Kirche ging sie ihr zu Liebe nicht. Einmal vertraute sie mir ihre religiöse Stellung an. „Sehen Sie, geliebte Freundin (dies war ihre Lieblingsbenennung), ich bin auf meine Weise fromm, aber aus dem Kirchlichen mach' ich mir nicht die Spur. Mir entspricht es, allabendlich vor dem Einschlafen das Vaterunser so recht andächtig zu beten.“

Ihre literarischen Kenntnisse hat sie überschätzt.

Von der neuen Literatur wußte sie fast nichts, von Gerhart Hauptmann nur, daß er „ziemlich gräßliche Sachen, vor allem ein sozialistisches Skandalstück“ geschrieben habe. Da sprach man ihr in Wahnfried von seiner Bedeutung und zu meiner Überraschung teilte sie mir im November 1912 mit: ... „Unser größter Dichter ... ach, wie heißt er doch? ... ach, Sie wissen doch?“ ... „Gerhart Hauptmann, liebe gnädige Frau?“ „Ja, natürlich ... er kommt am nächsten Freitag zu mir.“ Ich war gespannt. Freitag, acht Uhr, kam. Die üblichen Durchlauchten und Exzellenzen waren versammelt, denn in jener etwas offiziellen Welt, in der viele vom Oktober an bis zum April jeden Abend ausgingen oder Gäste empfingen, war man musterhaft pünktlich. Weniger genau nahmen es die anderen Kreise. Endlich erschien die mir von dem Theatervorhang her bekannte vornehme Gestalt, neben ihm die schlanke Gattin. Obwohl eine elegante Frau, hatte sie den Stil dieser Gesellschaft, in der alle Damen ausgeschnitten gingen, nicht erfaßt und trug ein hohes fußfreies Kleid. Niemand kannte das Paar. Ich stand zwischen zwei Exzellenzen, sie flüsterten: „Wer mögen die nur sein?“

Trotzdem Frau vom Rath noch immer über seinen Namen stolperte (ihr Gedächtnis wurde recht durchlöchert), ging sie von diesem Abend an für ihn durchs Feuer. „Gestern“, sagte sie mir, und hielt dabei ihren schmalen Finger an die Nase, „ging ich zur Erstaufführung meines Freundes Hauptmann“ (Gabriel Schillings Flucht). „Harnack (der am selben Abend einen seiner glänzenden Vorträge hielt,) brauchte mich nicht, er hat ein festes Publikum. Bei Hauptmann ist es anders, da war es sehr gut, daß doch jemand, wie ich, dabei war.“

Als Hauptmanns fünfzigster Geburtstag durch ein Bankett gefeiert wurde, saß zu seiner einen Seite die geistvolle geniale Gräfin Berta Kalckreuth geb. Gräfin Yorck — eine Geeignetere hätte man in ganz Deutschland nicht finden können. Zu seiner anderen Seite saß Frau vom Rath, die auch jetzt kaum irgend etwas von ihm wußte.

Auch an den Weimarer Goethe-Tagungen auch in Bayreuth wurde sie ähnlich gefeiert. Ein Landesfürst erwähnte mir, mit ganz leichtem Lächeln, daß Siegfried Wagner in Wahnfried, obwohl vier Fürstinnen aus regierenden Häusern zugegen waren, Frau vom Rath zu Tisch geführt hätte. Das musikalische Eindringen der Fürstinnen mag jenem der Frau vom Rath entsprochen haben, sie allein hatte jedoch Wahnfried unausgesetzt mit Aufmerksamkeiten und Freundlichkeiten überschüttet.

In Deutschland wurde es einer strebsamen, reichen und angenehmen Frau leicht, sich eine führende Stellung zu verschaffen.

Ich betone jedoch nachdrücklich das Wort „angenehm“. Sie hatte gesellschaftliche Gaben, sie vermochte Menschen, hübsch plaudernd, zu schildern. Außerdem war sie warmherzig und gutmütig. So hat sie auch Beleidigungen vergeben. Eine bekannte Schriftstellerin, die jahrelang Freundlichkeiten in diesem Haus empfing, stellte Frau vom Rath in einem viel gelesenen Roman als törichte, emporgekommene Snobin an den Pranger. Außerdem wurde noch Herr vom Rath in seiner Geschäftsehre gekränkt. So ungerecht und boshaft das Bild, die Ähnlichkeit sprang in die Augen, und der Verkehr mit der Schriftstellerin wurde abgebrochen. Nach mehreren Jahren konnte Frau vom Rath jedoch nicht länger der Reue, den bußfertigen Tränen der Dame widerstehen, und zu unserem sprachlosen Staunen sahen wir an einem Empfangsnachmittag, wie ehemals, das Paar liebenswürdig plaudernd am Teetisch sitzen.

Großzügig und doch vernünftig wurde der Haushalt geregelt, und das sagte mir zu; für die von vielen bewunderte „große verschwenderische Geste“ habe ich kein Verständnis. Heiter und naiv bewunderte sie den eigenen Besitz, die eigenen Gaben. So glaubte sie in außergewöhnlichem Maß das Französische zu beherrschen. Dabei zeigte sie uns einmal ihr Antworttelegramm an den „Geliebten Freund“, den Zar Ferdinand von Bulgarien. Es begann „A Son Majesté“. Wir legten nahe, „A Sa Majesté“. „Nein, nein, er ist doch ein Mann.“ Ihre harmlose Selbstzufriedenheit hat sie zeitlebens, trotz Krankheit und Krieg beibehalten. Auch ihren Lebensmut. Als sie in den schlimmen Jahren sich mit einem hinfälligen Fuhrwerk begnügen mußte, stürzte das Pferd. Die Dreiundachtzigjährige fiel hinaus, lag als Klümpchen Elend auf der Straße. Doch gleich raffte sie sich wieder auf und ging zu Fuß in die von ihr gestiftete und geleitete Krankenküche zu einer Besprechung.

Gehe ich an ihrem Haus, Viktoriastraße 8, vorbei, gedenke ich der langen Reihe heiterer und glänzender Feste. Im Berliner Leben hat sich diese Lücke nicht geschlossen.

Einige persönliche Worte

Bildung soll nicht Besitztum,
sondern Bestandteil sein.“

Fichte.

Besuche, Gesellschaften, Sport, Theater und Reisen haben mein Dasein nicht ausgefüllt, doch würde die Schilderung meiner ernsteren Beschäftigungen wohl etwas langweilig wirken.

Nach jeder Richtung hin unabhängig, suchte ich mir mein Leben zu gestalten. Man sagt mir, daß ich der jüngeren Generation durch Beispiel wie durch die Feder einige gesunde und erfreuliche Anregungen gegeben habe. Allerdings beteiligte ich mich nicht an der Frauenbewegung, nicht am Stimmrechtskampf. Auf einigen kleinen Nebengebieten habe ich jedoch den Frauen wohl etwas genutzt. Ich war die erste, geraume Zeit über die einzige unverheiratete Dame, der, ohne Amt, noch eigentlichen Beruf, in der Berliner Welt die Stellung einer verheirateten Frau eingeräumt wurde.

Ohne daß ich Worte darüber machte, suchte ich stets indirekt für das Deutschtum zu wirken. Deutschen Schriftstellern ist es, anscheinend, zur zweiten Natur geworden, alles Fremdländische als das Reizvolle und Erlesene darzustellen. Ausländische Vornamen, ausländische Abstammung, ausländische Gewohnheiten und Eleganzen werden unterstrichen. In der erfolgreichen „Stiftstragödie“ heißt die Heldin, da sie etwas Besseres sein soll, Manuela, im „Zauberberg“ sind nur die Durchschnitts- und Unterdurchschnittsmenschen deutsch. Die Interessanten, die Geistvollen, die Hochgebildeten, die Anziehenden haben den Vorzug Ausländer zu sein. (Wie ungewollt komisch ist die Liebesszene, in der die Russin und der Hamburger seitenlang französisch sprechen!) Immer habe ich hingegen mit der Feder die selbstverständliche Gleichberechtigung der Deutschen Kultur hervorgehoben.

Ohne hochfliegenden Ehrgeiz versuchte ich an dem Schönen und Wertvollen der Vergangenheit und Gegenwart teilzunehmen, versuchte, so gut ich es verstand, „zu leben“. „Leben ist“, sagt Ortega

y Gasset, „an und für sich ein Wert — ist Besonderheit, Wechsel, Entfaltung.“



Einige Gestalten, von denen bald jede lebende Erinnerung erloschen sein wird, mögen angedeutet werden.

In der Matthäikirchstraße, unweit der Viktoriastraße, wohnte ein literarisch-schöngeistiger Kreis. Als ich noch „jung und gut“ war, verschlang ich Hermann Grimms Werke. Damals, im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts stand ich seinem pontifikalischen Ansehen kritisch gegenüber. Natürlich war es mir eine Ehre, mit dieser hochkultivierten, vornehmen, wenn auch etwas altjüngferlichen Persönlichkeit verkehren zu dürfen. Vom Kunstpapst hielt ich wenig. Grimm hat den Ruhm von Johanna Ambrosius begründet. Sie war eine Dorfbewohnerin, doch hatte ihrer Halbbildung die Gartenlaube jeglichen Erdhauch genommen; sie dichtete gefühlvoll. Die Freude an der Fontainebleau-Schule, deren Wurzeln so sichtbar offen liegen, erklärte er durch die ungewohnten ästhetischen Empfindungen des modernen Menschen, der sich frühmorgens nach einer Nachtreise im Eisenbahnwagen aufwachend, an dem ungewohnten Anblick der taufrischen Wiesen und Wälder erfreuen kann. Komisch berührte seine Zimmerlichkeit. Wie mir das alte Fräulein Volland erzählte, hörte er einmal beim Vorlesen eines Romans auf, da derselbe unpassend würde. Sie, eine vernünftige Frau, lachte ihn aus, er solle nur ruhig fortfahren. Worauf er, gekränkt, den Band zuklappte und sich empfahl.

Wie grenzenlos er seine Schwiegermutter Bettina von Arnim verehrte, ist bekannt. Marie von Olfers hat es mir erzählt. Bei Varnhagen kann man jedoch lesen, wie kritisch diese ihm, noch mehr aber seinen Dichtungen gegenüber stand. Hingebungsvoll hat jedoch dieser Schwiegersohn ihr Lob verkündigt.

Hermann Grimm war eine Säule der „Deutschen Rundschau“ und bei Julius Rodenberg und seiner Gattin drehte sich alles Sinnen und Trachten um die rötlichen Hefte dieser damals tonangebenden Monatsschrift. Überaus stolz war ich, in ihr aufgenommen zu werden. Bald luden Rodenbergs mich ein und oft und gern bin ich dort zu Gast gewesen. Über vierzig Jahre haben sie den dritten Stock des Eckhauses der Matthäikirchstraße und Magaretenstraße bewohnt. Um die Ecke, Margaretenstraße 3, war Ludwig Bamberger zu Hause, gegenüber, Matthäikirchstraße 7, Hermann Grimm, und schräg gegenüber, Matthäikirchstraße 13, Erich Schmidt. Rodenbergs sahen von ihrem Balkon auf den stillen Platz, auf die Fliederbüsche vor der Kirche. Mit Büchern und Bildern waren die

kleinen Räume angefüllt, über dem harten geschweiften Sofa hing das Pastellbildnis eines hübschen, dunkeläugigen Mädchens im ausgeschnittenen hellblauen Kleid. Wie ich später hörte, war es Rodenbergs Schwester, die der junge Miquel leidenschaftlich und vergeblich geliebt hatte.

Die verschiedenartigen Mitarbeiter der Deutschen Rundschau, Generäle, Staatsmänner, Schriftsteller, Gelehrte und Künstler saßen oft einträchtig im kleinen Speisezimmer beieinander. Während bekanntlich in Gesellschaften fast nur eifrige Zwiegespräche blühen, kam es hier häufig zu dem wertvolleren allgemeinen Gespräch. Woran lag das? habe ich mich gefragt. Dazu gehörten wohl eben die Eigenschaften des geborenen und erfahrenen Herausgebers einer großen Monatsschrift: Gefühl für Persönlichkeit, für Qualität, Duldsamkeit, die Zurückstellung der eigenen Person, der eigenen Ansichten im Bestreben, die Begabung des anderen zur Geltung zu bringen. Auch gehört noch dazu eine breite, ausgeglichene Kultur.

Julius Rodenberg war klein, schwächlich und galt ehemals für häßlich. Als ich ihn kennenlernte war er schon älter. Da ersah ich nur einen klugen Charakterkopf mit wohlwollendem Ausdruck. Ich habe wirkliche Freundschaft für ihn empfunden, so lebhaft ich auch seine zäh reaktionäre Geschmacksrichtung, wie die seines engen Kreises beklagte.

Frau Justina Rodenberg war noch kleiner als der Gatte. Bis zuletzt hatte sie jene zierlich kokette Nettigkeit, die einer alten Dame so wohl ansteht. Zu Rodenbergs Lebzeiten war sie mir gleichgültig, als Witwe habe ich sie warm geschätzt. Sie lebte seinem Andenken, seinem Nachruhm und ebenfalls seinen Freunden. Diese wünschte sie noch immer bei sich zu sehen. Mit bewunderungswürdiger geistiger Regsamkeit las sie gute Bücher und verfolgte die Ereignisse des Tages, die Pfund Sterlinggaben eines englischen Bruders ermöglichten ihr selbst während der Inflation ihren Lebensstil beizubehalten. Da hat die bescheidene aber würdige Achtzigjährige des öfteren einen kleinen Kreis bei sich gesehen und gern kamen Arend Buchholtz, das Heilbornsche, das Pniowersche Ehepaar und ich. War sie auch manchmal still, war sie doch immer teilnehmend.

Wurden zu Rodenbergs Lebzeiten verblaßte Literaturgrößen liebevoll betreut, wurden aufsteigende kalt mißbilligt, hielt ich mich an den lebensvoll frischen, vielvermögenden Erich Schmidt.

Zu meiner Freude lebt noch die Erinnerung an diesen anziehenden Mann. Stattlich, mit einem edlen Profil, einer dunkelgefärbten,

weithin klingenden Stimme, fiel er überall auf. Ich bedaure feststellen zu müssen, daß viele Kollegen sein „schönes Profil“ spöttisch erwähnten, daß diese Herren an seiner korrekten Kleidung — Smoking in kleinen Gesellschaften, Kniehosen und Nagelstiefel im Gebirge — Anstoß nahmen. (Warum gehen äußere Vorzüge ihrer Geschlechtsgenossen den Männern mehr als den Frauen auf die Nerven?) Wie das schon damals und nicht bei den belanglosesten Vertretern der Wissenschaft oftmals vorkam, hat er ganz und gar nicht professorenhaft gewirkt. Nie ließ er trotzdem die Haltung eines akademischen Lehrers fallen. Mehrere Berliner Damen sind ihm rückhaltslos entgegengekommen, noch dazu ging er fast immer allein in Gesellschaft, da seine gut aussehende, feingebildete Frau das Gesellschaftsleben nicht vertrug. Nie jedoch hat sich an den Namen dieses gefeierten Mannes Klatsch geheftet. Er verkehrte in den verschiedensten Kreisen. „Tagsüber“, sagte er mir, „arbeite ich gehörig, abends ist mir eine angenehme bunte Gesellschaft die liebste, die beste Zerstreuung.“ Hierdurch hat die Berliner Welt gewonnen. Sein Gespräch war fesselnd, lebendig und temperamentvoll. Er wies auf die emporkommende Dichterwelt, verkehrte mit ihr, verkehrte auch gern mit seinen Studenten und hat, wie ich weiß, sich wohlwollend um das Fortkommen mancher von ihnen bemüht. Männlich, unabhängig stand er Fürstlichkeiten gegenüber. Auf einem Hofball lobte ihm gegenüber der Kaiser das neue, im Kgl. Schauspielhaus gegebene Sudermannsche Stück „Die Strandkinder“. „Das freut mich“, antwortete, wie einer der Dabeistehenden erzählt hat, Erich Schmidt. „Ich habe es noch nicht gesehen, bisher waren seine Dramen leider belanglos.“ Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar verwöhnte ihn, er stand ihr nah. Einmal ließ sie sich aus dem Goethe-Schiller-Archiv (ihrer Stiftung) einen Stoß Goethescher Briefe geben und korrigierte Sprachfahler in einigen, die Goethe in französischer Sprache geschrieben hatte. Hierauf teilte Erich Schmidt ihr mit, dies sei durchaus unstatthaft, geschähe es noch einmal, könne er ihr kein Blatt wieder anvertrauen.

Ludwig Bamberger gehörte auch zu diesem Kreis, immer behielt er jedoch seine Eigennote. Engbrüstig, mit etwas vorgebeugter Haltung nahm sein Äußeres nicht für ihn ein. Wie feingeschliffen und gehaltvoll war aber sein Wesen, war sein Geist. Im Gespräch, auch in seinen an Damen gerichteten Briefen entwickelte er eine Grazie, die gewiß sein langer Pariser Aufenthalt ausgereift hatte. Erst seit kurzem weiß man von seinen nahen Beziehungen zum Kronprinzenpaar. Er war ihr politischer Berater, doch nichts ist hiervon

durchgedrungen, niemand hat dies geahnt. Ludwig Bamberger war ein aufrechter vornehmer Mensch.

Er sowohl wie Erich Schmidt erwiesen mir den Freundschaftsdienst einer gelegentlichen abfälligen Kritik meiner literarischen Versuche. Mag es das Zeichen einer realistischen Genügsamkeit sein, auf das Dankbarste habe ich stets solche Aussetzungen entgegen genommen. Das liegt doch auf der Hand! Unendlich leicht sagt man den Menschen Verbindliches ins Gesicht, Tadel wird hingegen auf einem weit selteneren Wohlwollen beruhen. Manchmal besuchte Bamberger mich nachmittags zu einer Plauderstunde, manchmal war ich mit Else Schulhoff bei ihm zum Tee. Wir besprachen neue Bücher, gern erging er sich über Anatole France.

In angenehmster Erinnerung steht mir ein Abend Rauchstraße 3 bei Frau Anna von Helmholtz. Nur drei Tischgäste, Bamberger, Herr von Knesebeck und ich. Das war Geselligkeit, wie ich sie verstehe. Im Laufe dieses Abends hatte sich Herr von Knesebeck, Hofmann, ehemaliger Bonner Husar, als der weitaus beste Goethekenner erwiesen.

Freiherr Bodo von dem Knesebeck, diensttuender Kammerherr der Kaiserin Auguste Viktoria, Einführer des diplomatischen Korps, ist aber auch etwas Besonderes gewesen.

Jung kam er als Privatsekretär zur alten Kaiserin Augusta. Sie verstanden sich, sie sind ein Beispiel der nahen Freundschaft zwischen Mann und Frau, wie sie sich in geistig angeregten Kreisen — man darf sagen nur in diesen — nicht allzu selten findet. Jeden Morgen schrieb er ihr eine Sentenz aus guten Schriftstellern auf einen Zettel, legte diesen auf ihren Schreibtisch. Nach ihrem Tod wurden die Sentenzen für den Freundeskreis gesammelt, die Wahl bekundet eine getragene edle Empfindung. Nachdem die Herrin gestorben, blieb er im Hofdienst; wie ich zu wissen glaube, gegen seine innere Überzeugung. Er verhehlte es sich nicht, er war dem verwöhnenden Bann verfallen. Daß er über den Dienst jammerte, hatte nichts auf sich; das tun alle Hofleute. Freiwillig treten sie jedoch niemals zurück. Ich höre noch, wie er, nur mit Seckendorff und mir bei Frau Cornelia Richter frühstückend, gebrochen eintrat: „Ich hatte mich so auf meinen Urlaub gefreut, und nun muß ich mit nach Korfu!“ (Als wäre das eine Teufelsinsel-Verbannung.) Er fiel aus dem Rahmen des damaligen Hofes, war er auch dort geliebt und geachtet. In einem Brief an den Zaren nannte ihn der Kaiser „a loyal, trusted, and faithful friend and a thorough gentleman.“ Nicht kritiklos stand Knesebeck seinem Herrn gegenüber, schrieb über diesen dem Reichskanzler Chlodwig Hohenlohe: „Er kennt

nicht die Tragweite der jetzigen Lage, weil er das Maß der eigenen Schuld an derselben nicht versteht.“ Immerhin ließ die ungewöhnliche Vornehmheit seiner Persönlichkeit ihn als den gegebenen Hofmann erscheinen. Er war schlank und elegant gewachsen, hatte aristokratische Züge, eine hohe Stirn, er wirkte vergeistigt, zurückhaltend, temperamentlos. Immer war er bis zur Vollendung angezogen, immer gepflegt, immer unauffällig. Bezeichnend für ihn war die müde Art, mit der er im intimen Kreis die gekreuzten Beine von sich streckte, dabei die seideumspannten schmalen Fesseln zeigend. Doch darf er nicht als Mimose, als Orchidee eingeschätzt werden. Im Krieg 1870—71 hat er sich auf das Mannhafteste bewährt. Ein Augenzeuge sagte: „Es kam ein Husarenoffizier angeritten, sichtlich konnte er sich kaum noch im Sattel halten, er war totenbleich und blutüberströmt, aber er spornte sein Pferd an und übergab den Zettel mit der Meldung. Es war Knesebeck.“ Er war auch sehr belesen, in der Geschichte gut beschlagen, hatte ein vorzügliches Gedächtnis. Hinzu kam Lauterkeit der Gesinnung und Verantwortungsgefühl. Auf das Sorgsamste verwaltete er die ihm unterstellten Wohlfahrtsanstalten und wurde in diesem Kreis verehrt. Weniger beliebt war er als Einführer des diplomatischen Korps. Unleugbar hatte er in offiziellen Gesellschaften eine gewisse Art „Luft zu sehen“.

Eine meiner englischen Kusinen, Gattin eines Sekretärs an der englischen Botschaft, der aus Petersburg nach Berlin versetzt worden war, verglich einmal im vertraulichen Gespräch die Gesellschaft der beiden Städte. „Nach Petersburg“, sagte sie mir, „kam eine der führenden englischen Herzoginnen auf kurzen Besuch. Dem Botschafter lag daran, ihr das Beste der dortigen Gesellschaft einzuladen, so entwarfen wir eine Liste. Im Umsehen hatten wir mehrere, überaus geeignete Damen aufgeschrieben, bei den Herren hingegen kamen wir nicht recht weiter. Wie es mir scheint, würde es hier umgekehrt zugehen. Mit Herren, wie Knesebeck, Reischach, Seckendorf, Lerchenfeld und anderen ließe sich Staat machen, nicht ganz so leicht mit den Damen.“ Sie hatte recht.

Der Hofmarschall und Oberstallmeister, Freiherr Hugo von Reischach ist noch heute glänzend gewachsen, ist ein ritterlicher, unterhaltend erzählender Weltmann. Stets mißbilligte er auf das Freimütigste Bülow als Politiker wie als Menschen. Das hat der senil boshafte Fürst ihm in dem monumentalsten Klatschbuch der Weltliteratur vergolten. Er und der zu dritt genannte Herr, der Oberhofmarschall Graf Seckendorff, sind Kollegen am Hofstaat der Kaiserin Friedrich gewesen, und sie konnten sich nicht leiden.

Daß Seckendorff und Knesebeck befreundet waren, ließ sich nur durch ihre gemeinsame Empfänglichkeit für alte Kunst, für gepflegte Einrichtungen und verfeinerte Lebenskultur erklären. Sie bewohnten andere Planeten: Knesebeck war Idealist, dies hat keiner dem Grafen Seckendorff nachgesagt. Mir hat dieser sich immer freundschaftlich erwiesen, und ich verteidige ihn stets. Er war klug, kultiviert und sehr welterfahren, aber auch trocken und berechnend.

Ahnungslos habe ich ihm einmal als Elefant gedient. Er lud mich zum Frühstück in den Kaiserlichen Automobilklub ein. Das war auffallend, denn er gab ungern aus, hat infolgedessen ein schönes Vermögen hinterlassen. Außerdem war noch eine Countess zugegen, eine ehemalige Schönheit der Londoner Großen Welt, noch anziehend und distinguiert. Er hatte Geschmack, sie waren heimlich verlobt. Der Kaiser wie auch Eduard VII. billigten die Sache, es mußte nur noch festgestellt werden, ob auch bei einer zweiten Vermählung ihre Witwenrente ungemindert ausgezahlt werden würde. Doch es kam anders. Bald darauf tanzte der 72jährige Bräutigam auf einem glänzenden Ball im Friedländer-Fould-Palais, geleitete, noch erhitzt, höflich wie er immer war, in der Januar-nacht die Countess an ihr Auto. In derselben Nacht legte er sich mit einer Lungenentzündung zu Bett und starb bald darauf.

In diesem Kreis wurde Frau Cornelia Richter, die Witwe des Bildnismalers, die Tochter Meyerbeers auf das Wärmste verehrt. In ihrer Wohnung an der Ecke des Pariser Platzes, Adlon gegenüber, empfing sie einen bemerkenswerten Bruchteil der Berliner Welt. Mehr als alle anderen Damen jüdischer Herkunft, die sich eine gesellschaftliche Stellung bei uns erwarben, hat man sie ins Herz geschlossen. Man hat sie geliebt. Sie war sanft, warmherzig und weiblich, sie sprach nicht viel, war nicht bedeutend, doch hatte sie instinktmäßiges Verständnis für Menschen. Sie war wohltuend im Verkehr und feingebildet. Zu Lebzeiten ihres Gatten trug das Haus, so sagte man mir, einen verschwenderisch üppigen „künstlerhaften“ Anstrich, bei der Witwe war davon nicht die Rede. Dem Reichtum entsprach der Zuschnitt: Wagen und Pferde, Dienerschaft, Küche, alles war tadellos, geschmackvoll und korrekt. Anregend kam noch hinzu die vielseitige Kultur der begabten Söhne. Allgemein wurde die verehrungsvolle Rücksichtnahme, mit der diese jungen Männer sich der Mutter widmeten, sie auf Händen trugen, bewundert. „Das“, sagten wir, „ist die Rasse, darin sind sie uns über.“

Intime Freunde empfing sie in ihrem Landhaus am Kleinen

Wannsee. Ein Schilfvorsprung ragte in das Wasser. Dort erhob sich ein Tempelchen mit Korengestalten, es entstammte den ehemaligen Raczyński-Palais. Allerliebste war ein heckenumgebener Garten mit überquellenden bunten Blumenbeeten. An Sommerabenden saßen die Gäste auf der Steinterrasse. Manchmal traf ich dort den Württembergischen Gesandten Varnbüler mit seiner zierlichen Frau, den Hofarchitekten Exzellenz von Ihne, mit seiner liebenswürdigen und gewandten Gattin, das dem Haus eng befreundete Albert Hertelsche Paar. Dort auf der Terrasse trug Richard Dehmel uns eines Abends seine Gedichte eindrucksvoll vor. Zu meiner Überraschung las ich neulich, er sei in der Jugend „bildschön gewesen, mit großen strahlenden Augen und einer hohen lichten Stirn“. Als Fünfziger wirkte er anders; dunkel, struppig, mit tiefliegenden unheimlich lodernen Augen; ein draufgängerischer Waldschrat, ein Pan. Die Hausfrau, ihre Söhne und mich ausgenommen, kannte nicht einer der Anwesenden seine Werke, vielleicht nicht einmal seinen Namen.

Ungewöhnlich goethefest, dagegen aber von der neueren Dichtung unberührt, war die mit Cornelia Richter innig befreundete Gräfin Wolkenstein, noch bekannter als Gräfin Schleinitz. Bismarck ersah in ihr eine Feindin, deshalb geht die Bismarckliteratur übel mit ihr um, und da sie wenig von den Bülow's hielt, widmete der Fürst ihr törichte Zeilen.

In ihrem letzten Jahrzehnt habe ich sie viel gesehen und sehr bewundert. Als Tochter des preußischen Gesandten von Buch, ist sie, wie mein Vater, auf dem Kapitol geboren. Varnhagen erwähnt 1853 das elfjährige kleine Mädchen, das ihm von der Mutter eine Schnepfe und eine Rose brachte; „ein gutes liebes Kind ... plaudert wie eine junge Dame“. In Paris erhielt sie eine sorgfältige, gesellschaftliche Erziehung. Eine alte schlesische Gräfin erzählte mir: „Oft sagte uns Mimi Buch, *„Il faut travailler votre bouche“*, daher hatte sie denn auch eine so hübsche Mundhaltung, eine anziehende Art zu sprechen.“ Dies war mir gleich bei der ersten Begegnung aufgefallen. Da der anmutige Mund jedoch nicht klein war, wurde sie im Bismarckschen Haus bezeichnenderweise „der Haifisch“ genannt. Sie war vermögenslos, so wurde ihr ungewöhnliches musikalisches Talent ausgebildet, um ihr dereinst eine Selbstständigkeit zu bieten. Fürst Hatzfeld-Trachenberg heiratete jedoch ihre schöne Mutter, und sie war versorgt. In das bildhübsche blonde blauäugige junge Mädchen verliebte sich der Hausminister, Freiherr, später Graf Schleinitz, sie wurde eine der ersten Damen Berlins, die Herrin im Palais des Hausministeriums (Wilhelmstraße 72). Trotz ihrer Jugend gelang es ihr, dort das beste Haus Berlins zu

machen, in Erinnerungen jener Zeit wird der Schleinitzsche Salon oft erwähnt.

Schleinitz muß sehr anziehend gewesen sein. Während der langen Jahre, in denen die noch schöne Prinzessin von Preußen (spätere Kaiserin Augusta) wenig von ihrem Mann hatte, ist er der Seelenfreund ihres scheu sich zurückziehenden Daseins gewesen. Trotz des Altersunterschiedes hat Mimi Schleinitz ihren Gatten, wie sie mir erzählte, „leidenschaftlich“ geliebt. Von Frau von Helmholtz hörte ich, daß sie schwer unter der Entdeckung einer Untreue seinerseits gelitten hätte. Dafür wurde ihr neun Jahre hindurch das Glück einer idealen Freundschaft mit dem österreichischen Diplomaten Graf Wolkenstein zu teil. Täglich sprachen sie sich, lasen zusammen und hatten gleiche Interessen. Waren sie getrennt, schrieben sie sich regelmäßig. Der alte, hinfällig gewordene Graf Schleinitz sah ironisch und wohlwollend lächelnd zu. Als es zum Sterben kam, erhoffte er die Verehelichung der beiden. Es kam auch so. Die beiden heirateten, sie wurde Botschafterin und wurde von dem ungewöhnlich einnehmenden Mann auf Händen getragen. Während sie Gast bei ihnen in Paris war, beschreibt Frau von Helmholtz ihn als „ritterlich, gut und schön“. Dies war auch mein Eindruck, als ich die Gräfin Wolkenstein im prächtigen Botschafterhotel, dem ehemaligen Galliera-Palais, besuchte. Aber er wurde alt und schließlich auch geistig hinfällig. Nachdem er den Abschied genommen, verbrachten sie die gute Jahreszeit auf dem alten male-rischen Castel Ivano in den Tridentiner Alpen und bezogen im Winter ein Quartier im Hotel Bellevue am Potsdamer Platz. Dort haben wir Besucher den alten Herrn nie gesehen. Sie betreute ihn auf das beste, doch sagte mir die fein beobachtende Gräfin Har-rach: „Bei ihrem guten Herzen, bei ihrem Pflicht- und Ehrgefühl ist das selbstverständlich, es liegt ihr jedoch nicht. Sie ist immer kinderlos gewesen, da fehlt ihr der mütterlich sorgende Instinkt, der die Seinen, was ihnen auch zustößt, gern hegt und pflegt.“

Der kluge Russe Wolkoff Muromtsoff zergliedert sie in seinen Erinnerungen. Er sagt, sie wäre ohne Sinnlichkeit gewesen, sie hätte jungfräulich unerfahren gewirkt. Allerdings war sie nicht ma-tronenhaft, war eher begeisterungsfähig als temperamentvoll. Den Russen verblüffte ihr Mangel an jeglichem religiösen Gefühl. Sie verstand nicht einmal, sagt er, daß Religion dienlich sein könne. Die Möglichkeit eines künftigen Daseins besaß für sie nicht das mindeste Interesse. Ebenso erstaunte ihn aber die gerade Offenheit dieser Großen Dame, deren Leben sich an Höfen abgespielt hatte. Mir fiel immer auf, daß nur das als wichtigst Erkannte ihr am

Herzen lag. Dem abweichenden Geschmack der andern begegnete sie mit geschliffener Höflichkeit, mit liebenswürdigem Lächeln.

Goethe war ihr Himmelsstern, ihm hat sie die geistige Vornehmheit verdankt, ihre große Leidenschaft galt jedoch der Wagnerischen Musik, und auf alle Zeiten ist ihr Name mit seinem Kampf und Sieg verknüpft. Man hat es ja schon fast vergessen, wie blut-schwer und bitterernst er jahrzehntelang kämpfte, wie oft er nah daran war, der Gleichgültigkeit der Menge, dem Haß der klassisch gerichteten Musiker zu erliegen. Aufschluß geben Joachims Briefe; vor Tristans „schlüpfrigen Irrwegen“ schaudert der Kreis. Frau von Helmholtz, ihre nahe Freundin, klagte mir einmal über die „Wahnfried-Hörigkeit“ dieser Frau. Die Hörigkeit bestand, ihr verdankt die Gräfin Wolkenstein jedoch ihre Bedeutung, durch Wagner erhielt sie eine Aufgabe und hat diese gelöst. Das Hausministerium in der Wilhelmstraße war Brennpunkt der Werbung, mit ihren beträchtlichen Kräften förderte sie seine Sache. Ihr zuliebe reiste der alte Kaiser nach Bayreuth, ihr gelang es, ein klein wenig den Alpdruck der Hochschule zu lindern. Mit hingebender Verehrung umgab sie den Meister, war die hilfreiche Familienfreundin, führte Cosimas Tochter in die Welt. Sie war die ständige Schutzherrin der Bayreuther Festspiele. Wie Adelheid von Schorn schreibt, verhalf sie dem Gelingen „in ihrer anmutvoll freien Weise“, immer, wie Liszt sagte, „sich beständig auf der höchsten Stufe der Grazie und Liebenswürdigkeit haltend ... immer helfend.“ Ihr war das Glück einer Großen Zeit beschieden worden, und es war sehr fesselnd, mit ihr über diese zu sprechen.

Allerdings hörte ich aus ihrer bewußten Abgrenzung ihrer Interessen die Wahnfried-Parole, zum Beispiel: „Seit der Unterdrückung des Protestantismus, seit dem Verdrängen des adligen fränkischen Blutes ist Frankreich entartet, im Verfall.“

Als ich von der Poesie des Versailler Parkes, von dem Reiz und von der Kulturbedeutung seiner Erinnerungswerte sprach, war das ihr „unfaßbar“. Daß man sich für Luther begeistert, ist gewiß nicht erstaunlich, gerade bei ihr schien das jedoch wenig naturgemäß. Dies hatte sie von Cosima, wie auch ihre Bewunderung für Stöcker. Die neue Kunst hat sie abgelehnt.

Damals erregte uns Gertrud Eysoldts herbe, geniale Puckdarstellung. Diese war ihr so zuwider, daß sie nach dem 2. Akt das Theater verließ. Spät, erst als seine Bedeutung verblaßte, hatte sie sich durch Wahnfried mit Gerhart Hauptmann eingelassen. Oft spannten sich unsere Ansichten und doch stellte ich mich gern nachmittags bei ihr ein. Dort umgab sie ihre Luft. „Sie war“, sagte

Frau von Helmholtz, „ganz auf das Sein, nicht auf das Tun eingestellt, und sie führte immer das gleiche Sein. Goethe, Schopenhauer, roter Damast als Hintergrund, etliche bevorzugte Menschen, die sie möglichst oft sieht.“ Manchmal traf ich sie allein an, oft aber traf ich auch Knesebeck, Prinz Heinrich Carolath, Seckendorff, Graf und Gräfin Redern, oder auch Frau Richter und ihre Söhne, auch Thassilo von Scheffer, Otto von Taube und andere ihr von Hermann Keyserlingk empfohlene schöngeistige feingeartete junge Männer. Der erwähnte rote Damast breitete sich über die Sessel, kostbare Blumen standen umher, der korrekte Diener, wie das schöne Teegeschirr mahnten an die Botschafterzeit. Immer empfing sie in schleppenden hellen, mit echten Spitzen geschmückten Seidengewändern, besonders häufig trug sie einen silbergrauen Brokat. „Von Doucet“, sagte sie mir, „von allen großen Schneidern ist er der kultivierteste, er und nur er weiß, was echte Spitzen bedeuten.“ Auf dieses Silbergrau, auf diese mürben, matten Spitzen fielen ihre Perlenketten lang hernieder, das glatte Farbenspiel stimmte zum weißen, leichtlockigen Haar, zu der kaum verwelkten, ja noch immer rosig wirkenden Haut. Obwohl sie an den Augen litt und stets ein langes perlmutternes Stilglas benutzte, hatten bis zuletzt ihre blauen Augen einen erstaunlichen Glanz, und ihre Bewegungen waren schön. Bezeichnend war der aufmerksam auf den Sprecher gerichtete Blick — und ihr Lächeln. Immer sprach sie fein, sie besaß die dankenswerte Kunst gut zuzuhören, ging mit sicherem Takt auf die Interessenwelt des Besuchers ein. Undenkbar war in ihrer Gegenwart eine Klatscherei. Gesellschaften besuchte sie kaum; die Bülows pflegten geflissentlich ihren Verkehr, aufrichtiger war die Freundschaft des Kaisers. Die von ihm geschickten Blumen füllten ihre Räume.

Bei ihrem langen Aufenthalt im Ausland, bei ihren zahllosen ausländischen Beziehungen hätte man einen kosmopolitischen Einschlag erwarten können. Im geraden Gegenteil war sie ausgesprochen deutsch. Oft hat sie die mannigfachen Vorteile des Berliner Lebens betont. „Wo“, fragte sie mich, „gibt es anderswo diese geistige Anregung, dieses gehaltvolle Leben, diese wertvollen Menschen?“ Vielleicht gibt es Entsprechendes auch jenseits der Grenzen, doch berührte diese Einstellung sehr angenehm. So schien uns im Frühling 1912 ihre letzte Ruhestätte, zu der wir ihr das Geleit gaben, angemessen. Im baumbeschatteten Friedhof liegt sie zur Seite des ersten Gatten.

Einer ihrer besonderen Freunde war Graf Kuno Moltke. Bei den Güßfelds ist er einmal mein Tischnachbar gewesen. Professor Güß-

feld sah jährlich die Reisegefährten der Kaiserlichen Nordlandsreise bei sich, nicht alle diese gefielen mir so gut wie dies bei dem durchaus unabhängig denkenden Hausherrn der Fall war. Trotz glänzender Angebote hat er die Tagebuchnotizen dieser nicht bedeutungslosen Reisen vernichtet.

Kuno Moltke, der damalige Kommandant von Berlin unterschied sich von den Nordlandsherren. Er war eine „schöne Seele“, um so komischer wirkte gerade aus seinem Mund die vor kurzem stattgefundene Hauptmann von Köpenick-Posse. „In der Kommandantur“, erzählte er mir, „wurde mein Registrator an das Telephon gerufen ... ‚Hier Amt I ... hier Amt Köpenick. Soeben hat ein Hauptmann vom 1. Garderegiment zu Fuß im Allerhöchsten Auftrag den Bürgermeister verhaftet und bringt ihn auf die Neue Wache‘ ... Der Registrator war entrüstet, rief ins Telephon: ‚Verbitte mir solches unverschämtes Anulken‘ und hing den Hörer an den Nagel. Später fiel ihm ein, er müsse doch feststellen, wer sich diese Frechheit erlaubt habe. Er verlangte Anschluß nach Köpenick und erhielt die Antwort: ‚Alle Drähte nach Köpenick besetzt, die Bevölkerung befindet sich im Aufruhr.‘ Dies meldete er mir, gänzlich verblüfft. Im selben Augenblick kam eine Ordonanz von der Neuen Wache: ‚Der Bürgermeister von Köpenick sei dort eingeliefert worden.‘ Nun wurde es mir zu bunt und ich ging hinüber. Dort war der jüngste Leutnant vom Alexander-Regiment auf Wache. Nie hatte er Instruktionen über gefangene Bürgermeister erhalten, er ließ deshalb sofort ältere Kameraden rufen, glaubte sich aber berechtigt, den Bürgermeister auf sein Zimmer zu bitten. Dieser fragte, ob seine Frau, die weinend am Gitter stand, nicht mitkommen dürfte? Auch dies hoffte der jüngste Leutnant verantworten zu dürfen. Und so fand ich, um den Tisch sitzend, die drei. Der Bürgermeister war einfach auseinander, ein klägliches Anblick, denn inzwischen begriff man, daß die Bürgermeistereikasse einem Hochstapler ausgeliefert worden war. Die Szene war unsäglich grotesk!“

Auf diesen Seiten stehen einige jener, in den unseligen vermeidbaren Eulenburg-Prozeß verwickelte Namen; alle von uns kannten den einen oder den anderen, und wir waren ratlos, erschüttert. Heute erscheint uns die damalige Kenntnisslosigkeit sonderbar, denn natürlich hatten alle kulturgeschichtlich Gebildeten manches über diese erotische Abart gelesen. Sie erschien uns jedoch abstrakt, vergangen, und nun waren es gerade die Feinsinnigsten, die Geschmackvollsten, die Religiösesten, nun waren es die besten Söhne und Brüder, die vor dem Zuchthaus standen. Oft und oft haben wir diese neuen Probleme unbewandert und ungeschickt er-

örtert. Als ein Herr mir sagte: „Auch über X wird gemunkelt“, erregte ich mich. „Das ist ja empörend, ich kenne ihn, er ist ungewöhnlich feinfühlig und edel empfindend.“ Der Herr sah mich sonderbar an. Nachher, als es zu spät war, fiel mir ein, wie ich, auf Kosten der Wahrheit, den Freund hätte verteidigen sollen. Etwa: „Das stimmt nicht; seine Köchin hat ein Kind von ihm, und neulich hat man ihn angeheitert und schwankend Unter den Linden gesehen.“ Darauf hätte der Herr beruhigt gemeint: „So, so; na das freut mich aufrichtig.“

Unwissenheit ist nach dem sechzehnten Lebensjahr wenig kleidsam. Ich war ziemlich „helle“, aber auch ich begriff erst nach dem Erscheinen der „Well of Loneliness“, daß ich im Jahr vorher, auf dem Oxforder International Oriental Congress ahnungslos den sehr korrekten, distinguerten, aber gesucht männlichen Anzug einer Dame bewundert hatte. Das entfaltete Panier verstand ich nicht!

Wie immer sind krasse Ungerechtigkeiten vorgefallen. Einigen wurde kein Haar gekrümmt, andere wurden vernichtet ...

Unweit von der Gräfin Wolkenstein machte der sehr vermögende Literarhistoriker, Professor Richard Meyer, ein beachtenswertes Haus in der Voßstraße 16. Sein Äußeres sprach nicht für ihn, er war klein, dunkel, hatte hastige Bewegungen, unregelmäßige Züge. Aber er hatte einen regen Geist. Vielseitige Kenntnisse standen ihm immer zu Gebote, und an seine geflissentlichen Paradoxen und Spitzfindigkeiten gewöhnte man sich. Niemand konnte freundlicher anregen, seine große Bibliothek öffnete er den Freunden. Oft empfahl er mir unbekannte Bücher und gab sie mir mit. Estella Meyer war eine ungewöhnlich hübsche Erscheinung; klein, zierlich, mit kameenhaften Zügen, die weit abstehendes schwarzes Wuschelhaar umgab. Sie hatten zwei heranwachsende Söhne, und ihre erzieherische Fürsorge erschien mir bewundernswert. Bei der Wahl der Sommerreise stand nicht die Liebhaberei des mit starker Anspannung arbeitenden Professors an oberster Stelle. „Zuerst“, sagte mir die Mutter, „sollten die Knaben den Harz kennenlernen, der hat sie denn auch stark beeindruckt. Dann zeigten wir ihnen mit all seinen Erinnerungen den Bodensee und seine Berge, und in diesem Jahr werden sie im Berner Oberland in das Hochgebirge eingeführt werden.“

Musik umgab sie. An der alten wie der neuen bildenden Kunst nahmen sie regen Anteil. Auf einer ihrer großen Tischgesellschaften hatte ich die Freude der geradezu unerhört schönen Frau Vollmöller gegenüber zu sitzen. Schlank, rassig, unwahrscheinlich die herbe adlige Strenge dieser Züge, dieser Augenbrauen, dieses Haaransatzes. Sie hätte Dante begegnen sollen. Sie mußte eine

Bardi, eine Donati sein. Zur Hälfte war sie eine Florentinerin. Sie hatte dort das vornehmste Töchterinstitut besucht, ihr Vater war der weitbekannte Konditor der Via Tornabuoni, ihre Mutter entstammte der alten Baseler Patrizierfamilie Wölflin.

Persönlicher als die große Geselligkeit bei Professor Meyer waren die täglichen Zusammenkünfte um den sorgsam und originell gedeckten Kaffeetisch. Beiden machte es Spaß, ihren Gästen Ungewöhnliches vorzusetzen. Da hatte er selber den Schokoladenkuchen in der Nähe vom Rathaus eingekauft: „Alte Berliner Familien wissen, daß dieser einzig und allein dort zu haben ist.“ Meistens fanden sich sechs bis acht Gäste ein. Es wurde behaglich, aber nicht ohne Gehalt über Literatur geplaudert. Weswegen hat niemand ihnen diese ansprechende Geselligkeit nachgeahmt?

Ein bemerkbares Haus der Hochfinanz war das in der nahen Bellevuestraße gelegene des Bankdirektors Stern. Hier gaben die französischen Impressionisten die Sondernote. Im großen hellen Saal hingen vorzügliche Manets, Courbets, Renoirs und Monets. Ob der Hausherr diese damals noch keineswegs unbedingt Anerkannten in ihrer Bedeutung oder in ihrer kommenden Bewertung so früh erkannte, weiß ich nicht. Er wie sie hatten jedoch Freude an der Kunst. Einmal arbeitete dort ein junger Maler. Herr und Frau Stern kamen mit ihm ins Gespräch, fanden ihn hochintelligent und erleichterten ihm den Aufstieg. Er wurde der bekannte Kunstschriftsteller Karl Scheffler. Sie hatten auch Sinn für verfeinerte Kultur. Ich erinnere mich einer kleinen Tischgesellschaft. Ringsumher hingen die erlesenen Meister. Auf der Tafel wurden die gelben duftenden Wachskerzen von langstieligen braunweißen Cypripedium-Orchideen umstanden. Obwohl der Geschmack dieser Umwelt, wie jener ihres Potsdamer Landhauses mit seiner fröhlich reichen Blumenfülle mir gefiel, ich auch manche Berühmtheiten der Berliner künstlerischen, theatralischen und literarischen Welt nur dort angetroffen habe, empfand ich eine gewisse Unsicherheit der Wirte. Nur zufällig, durch Frau Luise Begas-Parmentier, war ich mit ihnen bekanntgeworden.

Wohl fühlte ich mich hingegen bei Arnolds, zu denen Seckendorff mich führte. Sie wohnten in der stillen vornehmen Regentenstraße Nr. 17. Im Haus verspürte man die Atmosphäre von Bode und Justi. Reine schlichte Florentiner Renaissance, zwischen den Treibhauspflanzen Cinque Cento Bronze-Statuetten — die ich achte, aber nicht liebe — und dann dieser Bildersaal! Ein fabelhafter Goya, der Historiograph der Inquisition, dem man alles Schlechte zutrauen würde. Weiter berühmte Manets und Monets, die ihrer

Zeit vom Salon abgewiesen worden waren, Menzel, Böcklins Prometheus, eines der besten Lenbach-Bildnisse des alten Kaisers. Mein besonderes Entzücken galt einem Degasschen Ballettunterricht. Das wäre meine Wahl gewesen. Außerdem gab es ein kostbares Porzellankabinett und das rot damastene Empfangszimmer von Frau Johanna Arnold schmückte ein Sir Joshua, schmückten erlesene Füngersche Miniaturen. Der große Wannseebesitz lag inmitten alter Bäume, in denen Nachtigallen sangen, auf den Terrassen erhob sich Gaulsche und andere Plastik, am Ufer ein Rosenlaubengang und ein Rosengarten. Dort wartete ihr Dampfer, und wir fuhren in der Spätnachmittagsstimmung auf der Havel dahin. „Guter Ulrich Hübner“, meinte der Geheimrat. Auf der Terrasse wurde dann zu Abend gegessen. Künstler waren oft zugegen, so Tuailon, Kolbe, Leopold Kalckreuth und Gaul. Einem unserer bekannten Maler erwähnte ich einen Stipendiaten der Villa Romana bei Florenz, der mir gesagt: „Nur auf das beständigere Klima und auf die brauchbareren Modelle ist es mir dort angekommen.“ „Gar nicht auf die toskanische Landschaft?“ hatte ich gesagt. Worauf der bekannte Maler antwortete: „Was bedeutet einem denn die Landschaft?“ Hingebungsvoll hatten ehemals Künstler die Natur geliebt — das hat also wohl aufgehört.

Arnolds erfreuten sich auch am märkischen Gutshausleben in dem hübschen altmodischen Schlößchen Hirschfelde bei Bernau. Einmal schilderte mir der Geheimrat den Ankauf. „Ich las die Anzeige des Rittergutes (6000 Morgen) und ließ es mir von einem Sachverständigen begutachten. Er riet zu, die geforderte Summe wäre angemessen. Darauf fuhren Johanna und ich an einem nassen Novembertag hin. Wenn es uns auch bei solchem Wetter gefiele, würde es schon was Richtiges sein. Wir sahen uns alles ganz genau an. Nach dem Mittagessen nahm ich den Besitzer ans Fenster und sagte: „Wissen Sie — ich nehme es zu Ihrem Preis.“ Er sah mich versteinert an, stotterte, so im Handumdrehen ließe sich dergleichen doch nicht erledigen! Das Auto fuhr vor, ich sah nach der Uhr, sagte: „Doch, so läßt es sich erledigen. Bis heute nachmittag 6 Uhr halte ich mich an mein Angebot gebunden.“ Wir fuhren fort; um 5 Uhr saß er schon in meinem Büro, um 5 Uhr 10 Minuten gehörte mir Hirschfelde.

Ebenso rasch, mit ebenso glücklichen Griff hatte er ein bayrisches Landhaus in der Schlierseegegend erworben. Es war im reinsten bayrischen Stil erbaut, alles bodenständig echt, nur alte geschnitzte und gemalte Bauernmöbel. Eine herrliche Lage; waldumgeben, über Wiesen und Bäumen erhob sich der Wetterstein.

Auf einer Rucksackwanderung war ich dort eingekehrt und fand es überaus gemütlich. Abends spielten wir mit den Enkeln Bridge, zu ein Zehntel Pfennig. Der Geheimrat gewann und begab sich befriedigt mit 1.65 Mark auf sein Zimmer. Er hatte etwas sehr Einnehmendes, wirkte kräftig und entschlossen, heiter und klug. Als ich weiterwanderte, zeigte er mir eine neu hinzuerworbene Waldstrecke. Wir saßen plaudernd auf einer Bank. Einige Jahre später hat dort seine Gattin den friedlich Eingeschlummerten gefunden.

Leider habe ich ihre florentinische Villa, Böcklins poetisch umranktes Haus am Fiesoleabhang nicht kennengelernt. Des öfteren hatten sie mich eingeladen, nie fügte sich der Besuch in meine Reisepläne.

Der Untergrund dieser ausgewählten Heimstätten war Kohle, war Arnolds seltene Arbeitskraft, Tüchtigkeit und Begabung. Mit 14 Jahren hatte er das Einjährigen-Examen bestanden, wurde als Lehrling in der bekannten Kohlenfirma eingestellt. Dem Chef fiel er sofort auf. Mit 22 Jahren wurde er Prokurist, mit 26 Jahren Teilhaber, mit 33 Jahren allein bestimmendes Haupt. Wie mir die betreffende, hochoriginelle Dame erzählte, holte er sich von der Tochter des Chefs einen Korb. „Ja, wissen Sie, er sah nach nichts aus, so nahm ich mir einen fabelhaft elegant angezogenen Mann und fiel mit dem fürchterlich rein“, Johanna Schiff, eine Verwandte der Firma, hatte richtigen Instinkt und zog das große Los.

Wie er, hatte sie viele Interessen, war feingebildet, und beide Eheleute haben in ungewöhnlichem Maß ihren Mitmenschen geholfen, haben Aufstrebende unterstützt. Frau Arnolds liebstes Werk war das „Johannaheim“. Ursprünglich hatte sie an verwaiste Arbeitermädchen gedacht, immer öfter wurden jedoch Töchter ursprünglich angesehener, jetzt verarmter Familien angemeldet, sie erkannte die Hilfsbedürftigkeit gerade dieser Kinder. Ich wüßte nicht, in welchem Heim der Welt so eingehend für ein jedes Kind gesorgt worden wäre. Die Pfleglinge erhielten die beste, praktischste Erziehung, konnten im letzten Jahr ihre Berufswünsche vorbringen. Da diese fast immer berechtigt waren, wurden sie erfüllt, die Kosten der Berufsbildung kamen nicht in Frage. Die jungen Mädchen sind Sekretärinnen, Künstlerinnen, Akademikerinnen, Lehrerinnen geworden.

Als ich zuerst dort verkehrte, waren Arnolds in der Berliner Großen Welt wenig bekannt. Später saßen neben geistigen und künstlerischen Berühmtheiten, Herzöge, Fürsten, Botschafter und in reicher Zahl Staatsminister an der Prachttafel mit dem berühmten Brühlschen Porzellan. Diese „erste Garnitur“ war jedoch ihrer-

seits an diese Gastgeber herangetreten; in manchen anderen Berliner Häusern ging das anders zu.

Sie haben nicht allzu oft Gäste bei sich gesehen, zeigten aber oft bei solchen Gelegenheiten eine glückliche Hand. Wie oft habe ich verfehlte musikalische Gesellschaften erlebt. Die gebotene Musik begann zu spät, dauerte zu lang und war allzu gewichtig. Da erinnere ich mich an ein Frühstück bei Arnolds, zu Ehren eines englischen Bischofs, den sie auf Reisen getroffen hatten. (Befremdet hatte der würdige Prälat die ihm gewiß greulich erscheinende Nana von Manet betrachtet.) Das Beste vom Besten war auf den Tisch gekommen, schwere alte Weine. Nachher setzte sich Alfred Grünfeld an den Flügel, Heinrich Grünfeld ergriff sein Cello, leise und leicht spielten sie in letzter Vollendung Straußsche Walzer. Strauß selber, so erzählt Hermine Hanel in der Geschichte ihrer Jugend, hatte dieser Grünfeldschen Wiedergabe mit Entzücken gelauscht. Das war Qualität und eine richtige Wahl.

Alle diese Häuser haben aufgehört. Selbstverständlich ist die Berliner Geselligkeit jedoch nicht, wie von Klageweibern beiderlei Geschlechts behauptet wird, tot, zu Ende. Selbstverständlich haben sich neue Häuser aufgetan, in denen neue Hausherrinnen erfolgreich einen Kreis um sich bilden. Ich denke an die ausgesprochene gesellschaftliche Begabung der klugen und verständnisvollen Frau Cornelia Hoetzsch, der Gattin des Politikers und Historikers. An Mittwochnachmittagen entspinnt sich bei ihr immer ein lohnendes Gespräch. Ungewöhnlich angeregt ist die Geselligkeit bei Herrn und Frau von Raumer. Einen eigenen wertvollen Klang haben die Abende im Grunewald bei Herrn und Frau Andreae, oder die buntfarbigen Zusammenkünfte in Zehlendorf-West bei Herrn und Frau von Nostitz-Wallwitz. In voller Lebensfrische steht das Haus von Professor Sarre und seiner subtil besaiteten Frau Maria geb. Humann. Hier liegt der Schwerpunkt in der Islamkunst. Professor Sarre ist unser erster lebender Kenner derselben, und bei ihm wie bei der schönen Tochter des Pergamentdeckers herrschen künstlerische und kunsthistorische Interessen vor. Ihr baum- und blumentumgebenes Haus in Neu-Babelsberg ist von außen mit dem babylonischen Löwenfries geschmückt. Bode, Liebermann, Friedländer, Hertzberg und viele andere Kunstgelehrte und Künstler habe ich dort angetroffen. Harmonisch erstreckt sich die Geselligkeit auf den Kreis der Eltern, wie auf den der fröhlichen, strebsamen und begabten Kinder.

Hier erfreut Gegenwart, wie der Ausblick auf vielversprechende Zukunft.

Glossen zu der damaligen Zeit

Großstadtidyll. Im zwanzigsten Jahrhundert, an dem damals schon umtobten Potsdamer Platz, in dem luxuriösen Bellevue-Hotel versammelte sich bei Graf und Gräfin Oriola regelmäßig ein Kreis, um mit verteilten Rollen Nathan den Weisen, die Jungfrau von Orleans und dergleichen mehr zu lesen. Ich wurde nicht aufgefordert, ich galt für zu modern. Da kam Exzellenz von Eichhorn vom Auswärtigen Amt, da kamen viele schöne Seelen, meistens in betagter Körperlichkeit und sie scharten sich um Erich Schmidt. Denn da dieser heiß seine Dichter liebte und eine laut und volltönende Stimme besaß, las er selbstverständlich, wo und wann ihm nur zugehört wurde, leidenschaftlich gern vor.

Unmöglich! Einige Jahre früher hatte sich aber auch bei den Wildenbruchs ein richtiges, althergebrachtes, literarisches Kränzchen gebildet. Herr und Frau vom Rath, die Olfersschen Damen, Professor Albert Hertel mit Gattin und noch einige andere. Ebenfalls hier wurden die Klassiker, meistens vom Hausherrn, vorgelesen. Einmal, so erzählte mir seine Gattin, hatte Wildenbruch „Die Kufe“ von Wieland vorgenommen. Bald wurde er unruhig, dann stockte er, dann warf er den Band auf den Tisch. „Nein, dergleichen kann ich in Gegenwart von Frauen nicht über die Lippen bringen.“ „Ach was,“ meinte Hertel, „wir sind erprobte Freunde, ich lese weiter.“ Aber nach einigen Seiten schob er das Buch von sich. „Hören Sie mal, dieser Wieland! Das ist ja tatsächlich unmöglich.“

Als ich dies hörte, verlangte ich am nächsten Tag in der Königlichen Bibliothek den betreffenden Wielandband, — und staunte! Das also schien Ende des 19. Jahrhunderts älteren, gebildeten, welterfahrenen Menschen unmöglich.

Kniefrei. Gewiß fehlten Modeübergänge auch nicht in diesem Fall, immerhin erschien der kurze Rock als umstürzlerisches Bolschewistentum.

Bei Gräfin Gröben wurde nachmittags musiziert. Obwohl Kriegszeit, das wohlbekannte Gepräge von „ehemals“. Es erschienen die in dieser Gegend des Königsplatzes besonders zahlreichen Gräfinnen und mannigfache Spitzen der Gesellschaft. Im Gedränge achtete man nicht auf eine elegante junge Gräfin. Die Musik begann, man setzte sich im großen Kreis und da erblickte man die gekreuzten Beine der jungen Gräfin bis beträchtlich übers Knie!

Niemand achtete auf das Spiel. In erschrockener Mißbilligung erstarrten die Züge der alten Gräfin Botho Eulenburg, der spanischen Botschafterin Polo de Bernabe. Am nächsten Tag bildete dieser Anblick das allgemeine Gespräch: „Haben Sie“, sagte man, „Worte...?“

Der letzte Schlepprock. Die Tochter der Gräfin Gröben, die schöne und beliebte Gräfin Isa Wedel, sollte als Botschafterin nach Wien, sollte also vorher von der Kaiserin empfangen werden. „Aber nicht wahr“, bat Gräfin Brockdorff, „Sie kommen doch nicht in einem fußfreien Rock?“ „Schön“, sagte sich Isa Wedel, ließ sich aus ihren Schränken ein altes seidenes Schleppkleid herausuchen, auch einen der längst aufgegebenen Fächer, und erschien so im Schloß Bellevue.

Man war sehr befriedigt. Unlängst war der Kaiser aus Österreich zurückgekehrt und hatte befremdet und erheitert das kniefreie Röckchen der dortigen Oberhofmeisterin beschrieben. „Nie würde unsere Gräfin Brockdorf so etwas tragen“, hatte die Kaiserin, hatten ihre Damen versichert.

Überständig. Selbst Ebert hielt kurz vor dem 9. November 1918 in Deutschland eine Republik für ausgeschlossen. Undenkbar erschien uns das Aufhören der Monarchie. Immerhin wurden schon in der Kaiserzeit gewisse Hofverknöcherungen innerlich abgelehnt und mißbilligt.

In einer Residenz gab das Leibregiment dem Hof einen Ball. Als die Quadrille sich formen sollte, bat der Regimentsadjutant als Vortänzer den Landesfürsten, die Regimentskommandeurin als die Hausfrau, zum ersten Tanz aufzufordern. „Nein“, antwortete dieser, „lieber nicht“, und sah sich im Kreise der Jugend um. Der Adjutant durfte eine solche Unhöflichkeit nicht durchlassen und bat den Fürsten untertänigst, der Regimentskommandeurin das doch nicht anzutun. Ärgerlich fügte sich der Hohe Herr. Von dem Tage an wurde der Vortänzer von der Liste aller intimeren Hoffeste gestrichen. Als ihm eine sehr lockende Auslandsreise angeboten

wurde, versagte, nachtragend, der allerhöchste Regimentschef die Erlaubnis.

Zopf. Karl Schilling, der Afrikareisende, war ein ungewöhnlich gut aussehender, hochgewachsener Mensch. Beste Kinderstube, in jeder europäischen Gesellschaft hätte man ihn gefeiert. Er ist das Urbild des Helden in Sudermanns Blumenboot gewesen. Als er auf der Höhe seiner Berühmtheit war, wie er mir lächelnd erzählte, hatte er sich in München mit einer intelligenten frischen Prinzessin vorzüglich unterhalten. Sie erzählte ihm vom kommenden Hofball: „Da wollen wir den Cotillon zusammen tanzen. Der Kammerherr meiner Mutter holt Sie heran.“ An der Preußischen Gesandtschaft mußte ihm jedoch eröffnet werden, bürgerliche Tänzer gäbe es nun mal nicht am Hof. So überaus peinlich es dem Gesandten wäre, er könne ihm die Einladung nicht erwirken.

Ich bin überzeugt, daß damals nicht einer der deutschen regierenden Fürsten dies gebilligt hätte, gegen den Zopf vermochten sie nichts.

Als ein vielversprechender Diplomat, ein bürgerlicher, hoch beim Kaiser in Gunst, zum Gesandten ernannt wurde, empfand er die wohlbegründete Notwendigkeit zur Abschiedsaudienz seine bisher nicht hoffähige Gattin mitzubringen. Denn die dortige Königin würde Grüße der Kaiserin und Nachrichten über deren Befinden erwarten. Der Kaiser wurde befragt und sagte: „Ja, selbstverständlich“, und die Gesandtin wurde im Neuen Palais auf das Liebenswürdigste aufgenommen.

Nie wäre das Hofmarschallamt darauf gekommen.

Eine musikalische Tat der Fürstin Bülow. Fürstin Bülow war ungewöhnlich musikalisch, hatte eine vorzügliche Ausbildung durch Tausig erhalten, in ihrer Stellung wäre es ihr leicht gewesen, viel in Berlin auszurichten. Nur einmal bemühte sie sich, — und griff daneben.

Es gelang ihr, beim Intendanten, dem Grafen Hochberg, die Aufführung von Ethel Smythes „Wald“ durchzusetzen. Sie machte eifrige Propaganda, man wurde neugierig, man ging hin. Es war, was man zu nennen pflegt, ein glänzendes Haus. Wir alle fanden die Oper langweilig und bedeutungslos, die Kritik war vernichtend. Noch einmal wurde der „Wald“ angesetzt, da erschien eine Orchesterdeputation beim Grafen Hochberg: „Exzellenz, wir sind ernste Musiker, dergleichen ist uns nicht zuzumuten.“ Der Intendant antwortete: „Meine Herren, Sie haben recht“, und das Werk

verschwand. Wieviele angenommene, aber protektionslose Opern harrten vergebens.

Unterhaltend war es mir, wenige Tage später bei Fräulein von Faber, ehemaligen Hofdame der Kaiserin Friedrich, den Bericht der Komponistin Ethel Smythe über den Abend zu hören. Allen sichtbar, fabelhafte Nerven bekundend, hatte sie im I. Rangbalkon gegessen. „Die Aufnahme des Publikums“, erzählte sie, „war wundervoll deutsch. Ich befand mich mitten zwischen den Zuhörern und beobachtete sie genau. Der „Wald“ gefiel ihnen ganz außerordentlich, aber in ihrer so bezeichnenden Innerlichkeit und Echtheit applaudierten sie nicht, wollten sich den Eindruck nicht stören lassen und zischten leise, wenn andere klatschten!“

Caprivi's Sturz. Bei Freund Keuchenius war ich am 27. Oktober 1894 zu Tisch, traf dort den vorzüglich beschlagenen Valentine Chirol der Times, einen Intimus von Sir Frank Lascelles. „Am Donnerstag“, erzählte Chirol, „war Caprivi bei Bötticher, traf dort Rottenburg und sagte den beiden: „Der Kaiser hat mich mit Huld überschüttet.“ Freitag kam er wieder zu Bötticher, sagte: „Der Kaiser hat mich soeben entlassen.“ Die Worte „Plötzlichkeit“ und „Impulsivität“ wurden damals abgenutzt.

Verlorene Wirkung. Zu eleganten Bildern, die unsere Zeit nicht mehr kennt, gehören die der Hoftrauer. Die „Große Trauer“, wie jene nach dem Tod des alten Kaisers, bestand aus schleppenden, eng anschließenden schwarzen Wollkleidern, dazu die Wittwenschnecke und ganz lang herunterhängende schwarze Schleier. So ging man bei jeder Gelegenheit, auch zu größeren Tischgesellschaften, monatelang. Das nachtschwarze Dunkel, die stilvollen Linien erwiesen sich als überaus kleidsam.

Malerisch wirkte auch die in jedem Winter bei irgendeinem dynastischen Todesfall verordnete „Kleine Trauer“. Vor mir sehe ich eine solche Tafelrunde, etwa bei den Exzellenzen von Derenthal, die jahrelang hindurch ein besonders angenehmes Haus machten. Zufälligerweise war kein Offizier zugegen, nur schwarz-weiß-gekleidete Herren, nur schwarz-weiß-gekleidete Damen. Diese in ausgeschnittenen, mit funkelnden schwarzen Flittern besetzten Kleidern, weißen Handschuhen, weißen Federfächern, Perlen und Diamanten wirkten sehr elegant. Der Eindruck ist nicht monoton, er ist vorzüglich gewesen.

Bühnenkunst kennt genau die Wirksamkeit dieser Wiederholung.

Geraubte Ideale. In einem ansehnlichen Kreis, dem jedoch die Beziehungen zur Hof- und Diplomatenwelt fehlte, wurde die „Botschafterin“ als vornehmster Typus hingestellt. Da habe ich über Berliner Botschafterinnen und Gesandtinnen ausgeplaudert: Eine, die Tochter eines Flußkapitäns, hatte in ihrer ersten Jugend öffentlich als „Nixe“ unter einer Glasglocke geschwommen. Eine andere war Schwägerin eines levantinischen Teppichhändlers in der Spandauer Straße gewesen. Wieder eine andere entstammte einer Kleinstadt in den Kolonien, eine war eine Ladenbesitzerstochter der Provinz, eine Gastwirtstochter aus den Bergen.

O gewiß, es gab auch andere aus aristokratischen Familien. Unter diesen haben mehrere glänzend gewirkt. So zwei italienische Botschafterinnen, Donna Maria Pansa und Contessa Bosdari. Damals hatten weder Lady d'Abernon noch Lady Rumbold das Palais der Wilhelmstraße geschmückt.

Dahin. Zugunsten von Kinderheilstätten oder Altersheimen hatte ich mir eine neue und zugkräftige Veranstaltung ausgedacht: „Ungemalte Bilder unserer Meister.“ Sechs der bekanntesten Berliner Maler sollten sich ein nettes ihnen gut liegendes Motiv ausdenken und dieses mit Damen und Herren der Gesellschaft „stellen“. So etwa von Menzel eine Ballgruppe: Uniformen, Orden, Exzellenzendamen, flimmernde Beleuchtung. Oder Knaus: Die eben konfirmierte Tochter einer Handwerkerfamilie wird am Kaffeetisch von Verwandten bewundert. Graf Harrach: Die Schwestern Maria und Martha; eine Gegenüberstellung, eine psychologisch feine Charakterstudie zweier Frauen. — Anton von Werner: Manöverszenen, ein Bursche, Husar, macht einer Bauerntochter den Hof. — Skarbina: Ablösung der Wache am Schloß nachts bei Schneegestöber. — Paul Meyerheim: Ein alter Artist besieht sich vor dem Spiegel in einer Schmiere. Diese lebenden Bilder sollten ohne Namensnennung der Künstler vorgeführt werden. Zum Schluß wären die vom Publikum Erratenen vorgetreten.

Immer wartete ich auf eine besondere Gelegenheit, um diesen Plan verwirklichen zu können. Unterdessen starben die Künstler und mit den Nachfolgenden war der Gedanke undurchführbar! Hätte Liebermann eine hübsche „junge Frau auf der Gartenbank“ gestellt, hätte man eben ein blühendes Geschöpf in ihrer Jugendschönheit gesehen. Nie und nimmer wäre der Pinselstrich, die Herbheit, die überbetonte Charakteristik, nie und nimmer wäre „ein Liebermann“ erkennbar gewesen. Ebensowenig bei Slevogt oder Corinth. Und nun gar bei Nolde, Schmidt-Rottluff oder George Groß.

Die große Schwierigkeit. Mir wird Gerechtigkeit zugeschrieben, sie genügt aber nicht.

Im vorigen Winter hatte ich am Jahresfest der Freunde antiker Kultur die Ehre, neben dem großen Polyhistoriographen, neben Eduard Meyer, zu sitzen. Wir kamen auf Spengler zu sprechen. Ich meinte, über seine vielen sinnfällig tōrichten Aussprüche über alte Kunst käme ich nicht hinweg. „Da sind Sie auf dem falschen Weg“, antwortete Eduard Meyer, „so zu urteilen ist verkehrt. Sie können sich denken, wie mancherlei gerade ich gegen Spenglers „Untergang des Abendlandes“ einzuwenden habe, wieviele Unrichtigkeiten ich ihm nachweisen könnte. Er schickte mir den ersten Band und bat um eine Unterredung. Wir haben fünf Stunden lang gesprochen. Als er fortging, schob ich meine Aussetzungen als belanglos beiseite und war auf das Stärkste durch dieses bahnbrechende Werk beeindruckt. Auf diese Art kommt man weiter.“

Ganz gewiß hat er recht. Soll ich jedoch etwa über Proust schreiben, ohne seine Schwächen, seine Längen, seine Einschaltungen, seinen Snobismus, seine Kümmerlichkeiten anzudeuten? Soll nur die Bewunderung des erstaunlichen, neue Wege eröffnenden Talentes erwähnenswert sein?

Das darf man wohl die große Schwierigkeit einer gerechten Beurteilung nennen.

Spitzen und Bekannte

„Will man überhaupt die Charaktere der Vergangenheit zeichnen, muß das Bild vor allem ähnlich sein. Also mit allen Vorzügen und allen Fehlern.“ Lawrence Sterne.

Bülow

Seine eigenen, ihn um Ehre und Ansehen bringenden Aufzeichnungen haben fast allgemein überrascht. Aus meinen Tagebüchern ersehe ich jedoch, wie abfällig man im engen Kreis schon damals, in den letzten Jahrzehnten vor dem Krieg, seinen Charakter einschätzte.

„Es sagte mir“, schrieb ich, „ein Geheimrat: ‚Ich habe im Pressebureau schauerliche Eindrücke verschluckt, noch nie hat ein preussischer Minister so schamlos und erfolgreich wie Bülow um die Presse gebuhlt. In meinen eigenen Händen habe ich von ihm diktierte Lobeserhebungen gehalten. Der Redakteur einer wichtigen süddeutschen Zeitung meldete sich bei ihm an. Bülow fragte, wer dieser ihm Unbekannte sei? Der Geheimrat fing an: ‚Sein Vater war 48er ...‘ ‚Schon gut, nun weiß ich Bescheid.‘ Als der Süddeutsche eintrat, ging der Fürst ihm mit ausgestreckten Händen entgegen: ‚So lange Jahre habe ich warten müssen, ehe ich Ihnen begegne! Stets habe ich Ihren Herrn Vater, diesen echten Patrioten verehrt!‘ Der Süddeutsche war hingerissen und schilderte brühwarm die Begegnung im Kaiserhof am Journalistentisch.“ So sehr Kaiserin Friedrich Bülows Gattin liebte, ihm hat sie mißtraut. Seckendorff erzählte mir, das Cambon, der französische Botschafter, ihm des öfteren vorlagte: „Nie weiß ich, woran ich bei Bülow bin, nie ist er zuverlässig, niemals klar.“ Mir sagte Sir Frank Lascelles, Bülow mit seinem Nachfolger Bethmann vergleichend: „Nicht nur ich, auch die Downing Street, wir haben sofort den Unterschied gespürt. Jetzt verhandeln wir mit einem glaubwürdigen Mann.“ Noch schlichter drückte sich einer seiner Botschaftssekretäre aus: „Seine Verlogenheit kannten wir alle.“

Graf Lerchenfeld schilderte mir seine Gewandtheit mit Bewunderung, aber auch mit innerlichem Vorbehalt. „Als ganz junger Mann machte er sich in München anheischig, innerhalb einer Stunde jeden beliebigen Gegenstand von vier sich widersprechenden Gesichtspunkten aus zu behandeln. Und zu unserm neiderfüllten Staunen gelang es ihm glänzend ... Er ist fabelhaft geschickt; neulich beobachtete ich ihn, während er einen hochwichtigen, langen stenographischen Bericht sehr rasch, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, treffsicher korrigierte.“

Ich habe mir von verschiedenen Diplomaten über ihn als Vorgesetzten erzählen lassen. Nicht einer schätzte ihn als Menschen. „Er war aber doch sehr liebenswürdig?“ fragte ich. „Wenn Sie wollen, ja, aber auf eine 'übertreibende, theatralische Art. Er breitet einem die Arme entgegen und zieht einen an die Brust. Nun, wie geht es denn Ihnen, mein lieber X?‘ Nichts tat er jedoch, um uns in die Geschäfte einzuführen, um uns anzulernen. Er war eben durch und durch Egoist.“ So hat jeder damals von ihm gesprochen.

Trotzdem, das zeigt auch mein Tagebuch deutlich, wie es mir auch noch deutlich in der Erinnerung ist, hat er die öffentliche Meinung überaus beeinflußt. Wir hielten ihn für unersetzlich. „Wer“, fragten wir uns, „hätte dieses Fingerspitzengefühl, dieses überlegene Auftreten, diese Gewandtheit?“ Dabei, dieses wird immer unrichtig dargestellt, hatte die Berliner Gesellschaft keine Ursache ihm wohlzuwollen. Deutlich zeigte das Ehepaar, ihre Geringschätzung dieser Kreise. Sie begnügten sich mit der Erfüllung ihrer notwendigen Pflichten. Mit geradezu auffälligen Liebenswürdigkeiten bemühten sie sich allerdings um Literaten und Pressemachhaber, auch gaben sie intime, wie ich stets hörte, ganz besonders reizvolle kleine Tischgesellschaften. Für einige der Gäste hegten sie echt freundschaftliche Gefühle, die allermeisten hielten sie für nützlich und brauchbar. Der Charakter der Fürstin wurde dem des Gatten vorgezogen, aber auch sie konnte, wie man wußte, auf das Berechnendste schmeicheln. Bemerkenswert soll ihr Sinn für Geldangelegenheiten gewesen sein. Mir sagte ihr ehemaliger „Adjutant“: „An Frau von Bülow ist eine erstklassige Geschäftsleiterin verloren gegangen.“

Traf man ausnahmsweise das Paar am dritten Ort, hatten sie die selbstverständliche Verbindlichkeit der Großen Welt. Der Frauenreiz der Fürstin war vergangen, dahin die entzückende *contessina*, die Gräfin Dönhoff, von der mir die Kaiserin Friedrich oft erzählte. Als Halberwachsene hätte der Kaiser sie angeschwärmt. Lange

Jahre hindurch stand ihr Bild auf seinem Schreibtisch. Diese Gefühle hatten sich bei ihm gegeben, und auch die Kaiserin wie Gräfin Brockdorff hatten nichts mehr für sie übrig. Ebensowenig wie um Geselligkeit haben sich Bülows um das geistige oder künstlerische Leben gekümmert, und wenn die Berliner Welt ihm ganz ausgesprochene Befähigung zum Reichskanzleramt zusprach, wurde sie gewiß nicht durch Zuvorkommenheit bestochen.

Stand eine „Bülowrede“ bevor, waren wir rastlos bemüht, einen Platz zu erringen und gespannt lauschten wir seinen Worten. Ein abgerundeteres Kunstwerk habe ich an jener Stelle nicht erlebt. Seine weltmännische Art, sein Äußeres, der tadellose Gehrock mit den seidenen Aufschlägen, die gepflegten, wohlgeformten Hände unterstützten seine gewichtigen und doch leichtgeschürzten Sätze. Besonders wirksam war seine Art, auf Zwischenrufe und Unfreundlichkeiten der Sozialisten einzugehen — schlagfertig, gelassen, von oben herab.

An einem schönen Frühlingstage (5. April 1906) strömte „die Gesellschaft“ zur angekündigten Bülowrede. Von den Tribünen nickte man sich zu, es war wie ein Nachmittagsempfang. Da sagte in der Bundesratsloge neben mir ein Herr lächelnd: „Unser Reichskanzler schlummert!“ Ich sah hin, ja, friedlich war er eingenickt. Dann aber lief ein Abgeordneter die Stufen hinauf. Von allen Seiten stürzten die Saaldiener hinzu. Erschrockenes Gemurmel, verstörte Erregung unten wie auf der Tribüne. — Das war ein Anfall! Bülows Gesicht war totenbleich, mühsam wurde der schwere Körper von sechs Männern hinausgetragen.

Wir waren kreideweiß, uns wankten die Knie. War er vor unsern Augen gestorben? Ich dachte an Pitt. Alle stoben auseinander. In der Straße noch der Alltag, noch war nichts durchgedrungen. Da zeigte sich die stramme Disziplin unserer Presse. Während in Neuyork, in Petersburg, in jeder Großstadt „Bülows Schlaganfall im Reichstag“ ausgerufen wurde, man Extrablätter verteilte, erwähnten die Berliner Abendzeitungen nur nebenbei eine durch die frühzeitige Hitze verursachte Ohnmacht des Fürsten.

Dies war eine belanglose Sache, hingegen war die von mir erlebte Bülowrede beim „Novembersturm“ 1908 hochpolitisch.

Interpellation im Reichstag: der verantwortliche Reichskanzler solle sich über das im Daily Telegraph wiedergegebene Interview äußern.

Einige Tage vor der Sitzung schrieb ich: „Noch niemals habe ich eine so tiefgehende Erregung verspürt. Dabei sind Alle einer Meinung. Schon das hat Unsereins noch nicht erlebt. Herr von Bülow-

Homburg sagte mir: „Zuerst bin ich Patriot, dann erst Royalist.“ Ein Kammerherr erzählte mir die Äußerung in einem Gardeskasino: „Der Präsident einer Republik hätte am nächsten Tag seinen Abschied einreichen müssen. S. M.“, fuhr Herr v. L. fort, „vermeidet es möglichst, mit irgendeinem Menschen zu sprechen, bei der Truppenbesichtigung wirkte er übernächtigt und blaß.“ Die Zeitungen scheinen anzunehmen, daß bei dieser Interpellations-Angelegenheit das Pressegesetz ausgeschaltet werden wird. — Richard M. Meyer, der Literarhistoriker, hat damals eine Unterredung zwischen S. M. und Bülow miterlebt. Die Loggia in der Voßstraße 16 geht auf den Reichskanzler-Park. Oft hatte die Familie den im angeregten Gespräch mit seinem Kanzler umhergehenden Kaiser beobachten können. „Immer“, erzählte mir Professor Meyer, „das gleiche Bild. S. M. redet mit großen raschen Gesten auf den schweigsam zuhörenden Bülow ein. Gestern war das anders. Bülow sprach erregt, eindringlich, S. M. war betroffen, still, antwortete kaum.“ Hingegen erwähnte der Botschafter von Schön, wie mir erzählt wurde, die „noch nie erlebte Aufregung des Kaisers“.

Nun kam der 10. November 1908. „Ich hatte“, steht in meinem Tagebuch, „Waldemar Oriola um eine Karte angefleht, hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben. Selbst der Gouverneur Graf Götzen jammerte vergebens nach einer. Da erschien die Karte, numeriert, in der ersten Reihe! Immerhin war ich dreiviertel Stunden vorher da — ein lebensgefährlicher Andrang. Es begann die Sitzung. Bassermann (nationalliberal) hatte den Vorteil, als Erster alles Wichtige zu sagen. Es war keine oratorische Leistung, jedoch sachlich und brav. Man hörte ihm aufmerksam zu, nicht dem folgenden Wiener, wohl aber Singer (Sozialist). Dieser sprach vorzüglich, gemäßigt, nur manchmal in ein jüdisches Pathos verfallend; im vollen Maß hatte er das Ohr des Hauses. Rednerisch gab Herr von Heydebrand (konservativ) das beste. Er ist klein, lebhaft, sprach mit raschen Bewegungen, mit sicherer Betonung.“

Auf der Bundesratsestrade drängte sich eine dichte Masse. Unter der Rednertribüne standen, regungslos, streng, als symbolische Wächter, die Vertreter der drei großen Bundesstaaten: Lerchenfeld, Varnbüler und Hohenthal.

Nun erhob sich Bülow, der bis dahin blaß, sorgenvoll, mit gekreuzten Armen dagesessen hatte. Er sagte äußerst wenig und tat wohl gut daran. Wie er das Wenige sagte, war meisterhaft. Unmöglich, den in dieser Stunde angebrachten Ton sicherer zu treffen. Er war sehr ernst, sehr gedämpft, sehr gemessen. Vorzüglich, wie

er sich zu den ihn unterbrechenden Sozialisten wandte und auf die schwere Verantwortung dieses Tages hinwies. Bestechend der Gegensatz zu seiner gewohnten Überlegenheit, zu seinem, den Gegner verbindlich, aber deutlich abfertigenden Ton. Natürlich machte seine Abschwächung der Tatsachen, so des Feldzugsplanes des Kaisers, wenig Eindruck. Um so stärker wirkte seine Versicherung, solange er sich an dieser Stelle befände, würde dergleichen sich nicht wiederholen. Als er geendet, nur bei den Konservativen Beifall. Ihre Entrüstung über den „illoyalen“ Diener erwachte erst später. Darauf Hertling. Gut, wie auch die folgenden, aber nicht aufregend, denn Meinungsverschiedenheiten gab es nicht. Alle, Konservative und Sozialisten — und das machte den überaus starken Eindruck —, sagten so ziemlich dasselbe. Als letzter Liebermann von Sonnenberg (Antisemit). Plumpteutonisch, einseitig, aber eine wundervolle Stimme, und im Gegensatz zu dem Singerschen war sein Pathos herrlich.

Dann war Schluß und erregt gingen wir auseinander.

Der zweite Interpellationstag soll, was die Reden anbetrifft, eigentlich belangvoller gewesen sein. Hausmann und Keim wären geradezu glänzend gewesen. Eine Bülowrede wurde erwartet, man war daher verstimmt, als statt seiner Kiderlen-Wächter, noch dazu in einer gelben gestrickten Weste, sich erhob. Herzog von Hatzfeld-Trachenberg sagte mir, er habe ihn gewarnt: „Ziehen Sie sich rasch eine andere an, die bringt Ihnen kein Glück, die ist im Ton vergriffen.“ Kiderlen-Wächter behielt sie an, seine Persönlichkeit wirkte gewöhnlich und protzig, er mißfiel, auch seine ungeschickt übertreibende Belobigung des angegriffenen Auswärtigen Amtes. „Ich hätte doch ganz gern“, schloß ich, „mit angesehen, wie ein hochbefähigter Mann sich innerhalb einer Viertelstunde um die große Laufbahn, um den Staatssekretär zu bringen vermochte.“ Nach einigen Jahren hat man diese Viertelstunde schließlich doch vergessen und vergeben; die große Laufbahn wurde ihm, nicht immer zum Vorteil Deutschlands, gewährt.

„Man hört von der grenzenlosen Niedergeschlagenheit des Kaisers.“

Andern ist es anscheinend nicht aufgefallen. Kurz darauf erschütterte mich die unmittelbar nach dem 10. November im Neuen Palais gemalte Laszlosche Skizze. Ein historisches Dokument. Haltung, Lebensbejahung, Selbstbewußtsein geschwunden. Traurige übernächtigte Augen, Mund und Kinn unbedeutend und schwach. Herren und Damen, die ihn in jenen Tagen gesehen hatten, sagten mir, daß diese Bildnisskizze vollkommen zutreffend gewesen sei.

Ja, er habe noch schlechter ausgesehen, er schien ihnen vor einem gänzlichen Zusammenbruch zu stehen.

Wie aus den Erinnerungen des Kronprinzen hervorgeht, hat der Kaiser ernstlich an Abdankung gedacht, neulich sagte mir einer aus der nahen Umgebung, die Kaiserin allein hätte ihn davon abgehalten. Sehr begreiflich, aber ohne diesen Zuspruch hätte die Weltgeschichte einen andern Verlauf genommen und die Hohenzollern säßen noch auf ihrem Thron.

Oft habe ich nach 1914 an diesen 10. November zurückgedacht; dies war eine Schicksalsstunde. Die Schuld trifft uns alle, auch die Bundesfürsten. Sie waren — das ist eine nie geleugnete Tatsache — „außer sich“, aber sie handelten nicht. Wir alle, rettungslos unpolitisch, glaubten an eine Besserung. Als diese jedoch nur wenige Monate vorhielt, zuckten wir ergeben die Achseln...

Zuerst sah es ja nach einer Umwandlung aus. Mein Tagebuch sagt: „Gestern (21. November 1908) saß ich bei Lucks neben dem früheren Generalstabschef, dem alten, noch prächtig erhaltenen, urvornehmen Grafen Alfred Schlieffen. Er war eben im Rathaus zur Jahrhundertfeier der Städteverordnung gewesen. ‚Da habe ich‘, sagte er mir, ‚die erste Rede des Kaisers als konstitutionellen Monarchen erlebt. Demonstrativ stand Bülow neben ihm, reichte ihm das Blatt und nahm es wieder zu sich: ‚S. M. kommt allen entgegen, ist lammfromm geworden, ist eingeschüchtert.‘ Im Schauspielhaus erlebte Richard Voß die nicht mißzuverstehende Heiterkeit des Publikums, als in Grabbes ‚Heinrich VI.‘ der Kaiser dem Kanzler das Reden untersagt.“

Nach Bülows Entlassung hoben und senkten sich im Laufe der Jahre seine Aussichten auf eine Wiederkehr. „Am 31. Oktober 1917 frühstückte ich bei Arnolds mit ihm. Er erschien seit einigen Tagen der wahrscheinlichste Kanzler, und sagte: ‚Wer es gut mit mir meint, wird nicht wünschen, daß ich diese Erbschaft antrete.‘ Innerlich lächelten wir, niemand hat seine Bereitwilligkeit bezweifelt. Denn mit einer seltenen Offenheit und Emsigkeit betrieb er seine Kandidatur. Wie aus Rom kommende Bekannte mir versicherten, hoffte er bis — mindestens — zum achtzigsten Lebensjahr zäh, unverdrossen, auf die Rückkehr zur Macht. Als liebende ihm von Herzen ergebene Gattin, hat die Fürstin diesen Ehrgeiz unterstützt. Bald nach Hertlings Ernennung schilderte sie, wie ich gleich darauf hörte, der Gräfin Schwerin-Löwitz dessen körperlichen Verfall: ‚Es ist doch zu traurig! Er hat einen Schlaganfall gehabt, er ist fast blind und hört sehr schwer.‘ Dann gleich darauf zu jemand anderen: „Danke sehr; es geht meinem Mann geradezu

vorzüglich, seit Jahren ist er nicht so frisch gewesen, es fällt jedem auf.“

Wie viele annehmen, hätte er vielleicht in den schlimmsten Zeiten sich geschickter als einige seiner Nachfolger bewährt. Dieses bedingte Lob wird ihm wohl verbleiben — er hat auf umfassenderes gerechnet.

Holstein

Exzellenz Rosen sagte mir: „Es gab keine Bülow-Politik, Bülow war ja kein Staatsmann, es hat nur eine Holstein-Politik gegeben.“

Ich bin ihm nie begegnet, selbst der Botschafter Graf Botho Wedel hat seinen allmächtigen Vorgesetzten nicht ein einziges Mal gesehen. Einige unserer Diplomaten kannten ihn jedoch gut, und von diesen suchte ich etwas über die unsichtbare Spinne zu erfahren. Fragte ich: „Haben Sie ihn für normal gehalten?“ wurde dies allemal verneint. Sie sagten: „Ein Mensch mit so spitzfindigem Mißtrauen, mit so verschrobenen Schrullen, ist eben nicht normal.“ Kühlmann sagte mir: „Er ist Melancholiker, er ist nur pathologisch zu erklären.“ Hammann hat seine „krankhafte Ränkesucht“, seine „terroristischen Anwandlungen“ erwähnt. Schweinitz nennt ihn „nicht ganz richtig im Kopf“.

Jahrzehntelang hat er unser Schicksal gelenkt.

Gern brachte ich die noch lebenden Damen seiner Bekanntschaft auf ihn zu sprechen. „Ich habe“, sagte Frau von Bötticher, „keinen Grund, Freundliches über ihn auszusagen. Erst durch Eulenburgs Veröffentlichungen erfuhr ich von seinem verräterischen Hetzen gegen meinen Mann. Er war bei uns Hausfreund, spielte gern mit den Kindern, wir bauten auf ihn. In seiner Jugend war er gar nicht menschenscheu, im Gegenteil; damals hat er sich auch elegant angezogen, war ein vorzüglicher Tänzer, sah sehr gut aus. Das alles lag damals zurück, jetzt mied er jede Gesellschaft, verkehrte nur mit Menschen, die ihm persönlich wichtig erschienen, ließ auch diese plötzlich fallen. Überaus sparsam und bescheiden lebte er wie in einer Studentenbude, wie in ‚möblierten Zimmern‘. Nur einen Luxus gestattete er sich, das gute Frühstück bei Borchardt. Das konnte ein unverheirateter Vortragender Rat sich ja sehr gut leisten.“ Unsere schönste Diplomatin, die Witwe des Botschafters Wangenheim, kannte ihn von Jugend auf. „Zu mir war er sehr freundlich“, sagte sie, „aber ich mochte ihn nicht. Seine Augen waren mir unheimlich. Auch meine Mutter (Frau von Spitzemberg, Bismarcks Freundin) hat seine Launenhaftigkeit erfahren. Manchmal ging er bei ihr aus und ein, dann schnitt er sie glatt. Niemals (das hörte

ich auch von anderen, auch von Finanzleuten) hat jemand etwas von seinen angeblichen Börsengeschäften gehört. Daß er sehr freigebig war und viel verschenkte, wußten wir.“ Mehrere seiner Bekannten haben mir dies letztere gesagt, auch Schweinitz erwähnt diese Eigenschaft, auch die Achtung, die Holstein ihm einflößte, als er 1864 vor Düppel in der Feuerlinie Verwundeten beistand.

Frau von Delbrück schilderte mir ebenfalls seine unberechenbaren Launen: „Als mein Mann den Abschied erhielt, verblieb ihm ‚konsultative Praxis ohne Honorar‘. Zu uns in die Alsenstraße kamen viele, wie Hohenlohe, um sich Rat zu holen. Plötzlich erschien eines Abends um 10 Uhr der uns keineswegs nahestehende Holstein und wollte meinem Mann ‚Stichworte‘ für Caprivis Handelsverträge entlocken. Diese Besuche wiederholten sich drei- bis viermal wöchentlich, und immer kam er, wie Nikodemus, bei Nacht. So auch unerwartet, unerwünscht am Heiligabend. Das ging uns auf die Nerven. Als er bald darauf um dreiviertel elf nachts vorsprach, meldete auf unsern Wunsch der Diener, die Herrschaften schliefen bereits. Nie kam er wieder, mein Mann und ich existierten nicht mehr für ihn.“ In Gegenwart ihres Gatten, der zustimmend nickte, sagte mir Exzellenz von Koerner: „Mein Mann konnte mit Holstein nicht weiterkommen, denn im Interesse der Politik hat er Unehrenhaftes von ihm verlangt. Da er es ablehnte, ist er in Ungnade gefallen.“

Komische Formen nahm seine Abneigung, Menschen zu erblicken an, und komisch wirkte auch die Angst vor ihm im Amt. Ein Bekannter erzählte mir: „Neulich ging ich einen Flur entlang, da eilten Diener erregt vorbei und riefen: ‚Bitte den Gang zu verlassen, Herr Baron von Holstein kommt.‘ Ich drückte mich also. Das Zimmer, in das ich eintrat, war leer, und ich ließ eine Türspalte offen stehen. Noch nie hatte ich ihn selbst noch ein Bild von ihm gesehen. Unter der ‚Grauen Exzellenz‘ dachte ich mir ein heimtückisches, verkniffenes Geschöpf. Scheu und leise kam er allerdings vorbei, war aber stattlich, vornehm, gut aussehend.“

Sir Frank Lascelles erzählte mir ausführlich über sein erstes Gespräch mit Holstein. „Gestern“, sagte er, „erwähnte ich dieses dem Kaiser.“ „Was“, antwortete er, „haben Sie Glück! Ich gebe mir alle Mühe ihn kennenzulernen, ich lasse ihn einladen, er kommt einfach nicht.“ Herr von Glasenapp (Reichsbank) sagte mir, daß Holstein tatsächlich keinen Frack besaß. S. M. wünschte ihn zu Tisch bei den Bülows anzutreffen. Er entschuldigte sich — er besaße keinen Frack, worauf „Überrock“ angeordnet wurde.

Sein Gespräch wurde mir als „anregend, interessant, wenn auch

ohne das Gefunkel von Radowitz“ beschrieben. Er konnte jedoch geradezu bestriicken. Den jungen Diplomaten, Herrn von der Lancken, hatte er herangezogen, sah ihn oft, wollte ihm wohl. „Ich geriet“, sagte dieser mir, „vollständig unter Holsteins Bann. Eine solche Güte, Höflichkeit, menschliche Anteilnahme! Und dieses Wissen, diese Kenntnisse, diese Überlegenheit! Damals lag ich ihm zu Füßen.“ Rosen empfand „höchste Bewunderung“. „Er gab sich die Mühe, mich zu belehren, mir schwand dabei das Bewußtsein von Zeit und Ort.“ Gleichzeitig hat Holsteins Charakter in seinem Umgangskreis tiefgehendes Mißtrauen erweckt. Vor der Veröffentlichung der hintertreppenhaften „Kassettendiebstahls Geschichte“ hatte ich diese bereits gehört. Ich erzählte sie zweien seiner ihn immer gerecht und anerkennend beurteilenden einstigen Mitarbeiter. Ich fragte, ob Holstein eine solche Gemeinheit zuzutrauen sei? Die gleichzeitige, gleichlautende Antwort war: „Leider ist ihm alles, auch dieses, zuzutrauen.“

Eine überaus verzwickte Mentalität. Auf seinem ersten Posten fand Bismarck an Holsteins Äußerlichkeit, „an seinem gesellschaftlichen Auftreten“ einiges auszusetzen. Johanna Bismarck bemerkte: „Er faselt, hat ein läppisches Wesen.“ Hieraus möchte ich bei ihm, wie bei so vielen keineswegs törichten Menschen eine gesellschaftliche Befangenheit vermuten. Doch wünschte er in der Großen Welt eine Rolle zu spielen, Geburt, Stellung, Äußeres gaben ihm jedes Anrecht darauf. Wie Herr von Lancken erzählt, nahm der überaus elegante Graf Alfred Schlieffen von den Garde-Ulanen ihn vor, führte ihn aus, modelte ihn, wie Frau von Bötticher es mir bestätigte, mit Erfolg. Als jedoch im Arnimprozeß herauskam, daß er seinen Chef ausspioniert, hinterrücks gegen ihn gewühlt hatte, ließ ihn die Berliner Gesellschaft fallen, wenn er auch im Amt verblieb. Schweinitz sagt: „Bismarck hätte ihn zu nicht ganz sauberen Geschäften, besonders in Pressesachen benutzt.“ Erschütternd wirken seine, der Fürstin Bülow gemachten Klagen über die Bismarcks. (Rosen, Aus einem Diplomatischen Wanderleben, I, 93) ... „Sie haben mir das Schandmal der Knechtschaft auf die Stirn gedrückt. Auf meiner Stirn stehen die Buchstaben T. F. (Travaux Forcés). Sie haben mich dazu gebracht, über meinen Chef mit Arnim heimlich zu korrespondieren, ich mußte mich verkriechen... Aber ich habe mich bitter gerächt.“ Als „Herr“ erledigt, entwickelte sich bei ihm ein Minderheitskomplex, ein an Verfolgungswahn grenzendes Mißtrauen, tiefgehende Verbitterung und wachsender Groll. So hat er sich auf den Willen zur tatsächlichen Macht eingestellt und dabei den Schein der Macht, wie wohl kein zweiter, mißachtet.

Bekannt und sympathisch ist seine langjährige Freundschaft zu Frau von Lebbin, die ich in meinem ersten Erinnerungsband geschildert habe. Bei dieser klugen und verständigen Frau fand der alternde Junggeselle häusliche Behaglichkeit, eine frauliche anheimelnde Luft, in ihrer grenzenlosen Bewunderung ruhte er sich aus. Nicht nur sah er sie fast täglich, tagtäglich schickte er ihr Rohrpostbriefe mit den neuesten Nachrichten aus dem Amt. Alle Versetzungen, Anstellungen erfuhr sie als erste und niemals hat sie ihre Kenntnisse mißbraucht.

Die ganze Wilhelmstraße machte ihr den Hof. Wie mir Frau von Delbrück erzählte, traf einer ihrer Freunde den alten Reichskanzler Hohenlohe, wie dieser geduldig vor Frau von Lebbins Wohnung auf und ab ging. „Ja“, meinte er, „Frau von Lebbin ist beschäftigt, kann mich noch nicht empfangen.“ Sehnsüchtig wünschte jeder strebsame Diplomat ihre Bekanntschaft zu machen. In Sinaja saß ich zu Tisch neben einem Legationssekretär unserer Gesandtschaft und wir plauderten über Berlin. Plötzlich sah er mich freudig erregt an. „Am Ende verkehren Sie bei Frau von Lebbin?“ Ich verneinte es; er knickte zusammen. „Ich habe weder Glück noch Stern. Einmal sollte ich tatsächlich ihr begegnen, aber da saß Lichnowsky auf ihrer einen Seite und Radolin auf der andern, und sie ließen keinen heran.“

Frau von Lebbin blieb einfach und natürlich. Gräfin Gröben sah sie oft und gern. Sie beschrieb mir ihr Auftreten an einem Empfangsnachmittag der Fürstin Bülow. Diese waren äußerst steif und gezwungen. Wie ungern sich die Hausherrin dazu hergab, merkte man ihr an. Huldvoll und gelangweilt ließ sie die Menschen an sich vorüberziehen, hinter ihr stand ihr „persönlicher Adjutant“, Herr von Schwarzkoppen, Helm in der Hand, obwohl das keineswegs der Fürstin Bülow, nur den Regierenden zukam. Da erschien Frau von Lebbin; zärtlich wurde sie von der Fürstin begrüßt, sie solle sich zu ihr setzen, „und nicht wahr, Sie essen heute abend bei uns, das würde meinen Mann so besonders erfreuen?“ Frau von Lebbin antwortete: „Nein, kleine Frau (vergeistert sahen die Umstehenden sie an), das geht nicht. Heute ist Schwabachs Todestag, da verbringe ich den Abend immer bei der Leonie.“

Sie saß an Holsteins Sterbelager, hat ihm die Augen zugeedrückt.

Graf und Gräfin Posadowsky

Zwischen dem Reichskanzlerhaus und dem Auswärtigen Amt lag das Reichsamt des Innern. Hier habe ich in der Posadowsky-Zeit viel verkehrt.

Das Ehepaar war denkbar verschieden. Er dünn, ernst, mit gerader steifer Haltung, mit scharf geschnittenen Zügen, berühmt war sein wallender Bart. Streng war er gegen andere, aber auch gegen sich selbst. Er arbeitete rastlos und lebte asketisch. Die Große Welt kannte er nur oberflächlich und mochte sie nicht; so fand er Herrn von Knesebecks „Hofton entsetzlich fein“, und ihm gefiel nur eine Hofdame, deren Formen nicht so ganz auf der Höhe standen. Er war die Verkörperung des in allen Ehren- und Geldsachen peinlich genauen, gewissenhaften, selbstbewußten hohen Beamten. Hinzu kam ein adelsbewußter Einschlag.

Da sie freundlicher Weise mich oft im kleinen Kreis einluden, weil ich in der Wilhelmstraße, wie später in der Naumburger Kurie häufig ihr Wohngast war, hatte ich oft den Vorzug, mich mit ihm zu unterhalten, so auf langen Spaziergängen in der Saalegegend. Was ein Mann mit seinen Erfahrungen und Kenntnissen sagt, hat Gewicht. Auf seinem eigenen Gebiet erkannte ich immer eine Großzügigkeit, Unabhängigkeit und ein wohlthuendes Verantwortungsgefühl. Ich wußte ja auch wie seine Fähigkeiten eingeschätzt wurden. Walther Rathenau nannte ihn als einen der ganz bedeutenden Staatsmänner. Als ich einen hohen Beamten, der über seine verschiedenen Vorgesetzten sprach, fragte, welchen er zu oberst stellen würde? sagte er: „Zweifelloos Posadowsky, der hatte ein großes Format.“ Von ihm hörte ich zu allererst — lange vor dem Krieg — Worte über die Denkbareit einer republikanischen Staatsverfassung für Deutschland. Ich war entsetzt. Er fuhr fort: „Aber überlegen Sie es sich doch! Wird Frankreich nicht annehmbar regiert, ist es nicht ein mächtiger Staat, könnten wir nicht des öfteren Vaterlandsliebe von den Franzosen lernen? Ich ziehe auf das Entschiedenste eine Monarchie vor — unmöglich ist jedoch eine republikanische Regierungsform keineswegs.“ Da er nach rechts neigt, fielen mir die Worte auf.

Offen und scharf bemängelte er die Regierungsweise des Kaisers. Schonungslos sprach er über Bülow als Staatsmann und als Charakter. Nach dem Zusammenbruch erging er sich vor mir in zornigem, leidenschaftlichem, peinlichem Pessimismus über die „Niedertracht des deutschen Volkes“. Nur eine Schicht ließ er gelten — die seinige, die Beamtenschaft.

Immer war er bestrebt zuzulernen, selbst während der angestrengtesten Berliner Zeit las er langsam, mühsam, aber sorgfältig täglich die Times. Als er während des Krieges als angehender Siebziger das Landratsamt seines Sohnes nahe der polnischen Grenze übernahm, hat er sich das Polnische genügend angeeignet, um jene Presse ver-

folgen zu können. Hin und wieder bin ich bei ihm auf unerwartete kleine Scheuklappen gestoßen. So behauptete er, die gewaltige historische Krönungsfeier in der Westminster-Abtei sei „lange nicht so großartig als das Johanniter-Ordensfest in Sonnenburg gewesen“. Paris machte ihm einen geringen Eindruck, da dort Beamtenwohnungen nicht gebaut wurden, und er begriff nicht, daß man sich heutzutage alljährlich zu einer Goethefeier nach Weimar begeben könne. „Was bedeutet Goethe unserer Zeit?“ Seine Einstellung war spezialisiert, am anregendsten wirkte er, wenn die Rede auf soziale Fragen kam. In der Rudelsburg stand ich mit ihm vor einer aufgemalten Landkarte, wir suchten den geeignetsten Rückweg. Da blieb ein einfach, aber anständig gekleideter junger Mann stehen, wies auf den gegebenen Richtweg und fragte dann: „Habe ich die Ehre mit Herrn Grafen Posadowsky zu sprechen?“ „Ja-wohl.“ „Dann möchte ich Ihnen doch sagen, wie genau wir Arbeiter wissen, was wir Ihnen schulden. Sie haben viel für uns getan, und das werden wir Ihnen niemals vergessen.“ Er grüßte und ging.

Auf diesem Wirkungsfeld ankert sein Ruhmestitel...

Und nun die Gattin.

Groß, kräftig, stark mit einer lauten und frischen Lebensbejahung. Leicht hat sie es keineswegs immer gehabt, aber sie genoß das Dasein. Klagten die Töchter, der vorige Abend bei dem oder jenem sei öde gewesen, begriff sie das nicht: „Noch nie habe ich mich auf irgendeiner Gesellschaft gelangweilt.“ Für die Ihrigen hätte sie sich in kleine Stücke zerschneiden lassen. Sie besorgte freudig, praktisch und sparsam den Haushalt, hat, am Arm ihre Einkaufstasche, in den entferntesten Stadtteilen „fabelhafte Gelegenheiten“ erspäht. Außerdem hat sie sich jedoch persönlich und herzlich an Wohlfahrtsarbeit betätigt. Versprach sie, sich für einen Lungenkranken zu bemühen, ließ sie nicht locker, ehe er in einer Heilanstalt Aufnahme fand.

Mit geringen Mitteln auszukommen, bereitete ihr geradezu ein Vergnügen; auf feierlichen Gesellschaften schilderte sie eingehend, wie sie mit einem unglaublich kleinen „spottbilligen“ Seidenrest sich selber „diese große Toilette“ geschneidert hätte. In sieben Minuten, so sagte sie mit Genugtuung, zöge sie sich selbst zu einem Hofball an. „Drei Wünsche“, meinte sie gerührt, „habe ich dem lieben Gott vorgetragen, und alle drei hat er mir erfüllt! Erstens sollte eine meiner Töchter heiraten, zweitens wollte ich nach Italien reisen und drittens wünschte ich mir ein Schneiderkleid. Bis-her hat es nie zu dem gelangt. Es ist bildschön. Die Jacke ist ganz und gar auf Seide gearbeitet. Kommen Sie, ich zeige es Ihnen.“

Unbegrenzt war ihre Aufnahmefähigkeit. Einmal sagte ich, nach dem dritten Akt Tristans wäre man bereits an den Haaren abwechselnd zwischen Himmel und Hölle geschleift worden, man wäre vernichtet. Erstaunt antwortete sie: „Aber ich bitte Sie! Es ist doch so schön. Ist es aus, möchte ich, daß es gleich wieder anfinge.“ Dabei ist sie nicht musikalisch gewesen. Als bei Ellen Siemens Raimund von der Mühlen den Müller-Zyklus sang, war sie begeistert, der Zyklus war ihr neu. Politik, oder wenigstens das Persönliche der Politik interessierte sie. Oft saß sie im Reichstag, und wir Damen ihrer Bekanntschaft erhielten mehr Personalauskünfte als ihrem Gatten immer recht gewesen wäre. Sie besaß jedoch einen ganz guten Kopf und hat oft richtig gesehen.

Anfänglich hatte ihre Naturwüchsigkeit die Berliner Gesellschaft überrascht, bald war sie allseitig beliebt. Von den angenehmen, geistig regen Töchtern unterstützt, machte sie, selber beglückt, ein gastfreies heiteres Haus.

Sie hatte etwas von Frau Aja, und das ist ein großes Lob.

Unglaublich hat eine der offiziellen Persönlichkeiten, der langjährige württembergische Gesandte Freiherr Axel von Varnbüler gewirkt. Er war sehr lang, sehr hager, mit einem müden Ausdruck der feinen, etwas verlebten Züge. Der Schnitt des schmalen spitzen Bartes, der grauen Haare war stilisiert; so etwa mag der ermordete Herzog von Guise ausgesehen haben: vornehm, grausam, gefährlich, dabei gleichgültig und träge. Hoch zu Roß war er im Tiergarten in einem phantastischen braunen Reitanzug anzutreffen. Rinaldo Rinaldini, ein sorgfältig aufgemachter Räuberhauptmann, und doch immer „Herr“, nie lächerlich, nie theatralisch, nur außergewöhnlich. Seine auffallend tiefen Verbeugungen haben viele Herren gekränkt, erbittert. „Diese gesucht übertriebene Höflichkeit“, sagten sie, „ist verletzend, dadurch betont er den Abstand zwischen sich und uns.“ In seiner Jugend war er der Held romantischer Herzensgeschichten gewesen, hatte sich in schöne Schauspielerinnen verliebt. Eine, die ihn offenkundig hinterging, wollte er heiraten, um sie zu „retten“. Schließlich verlobte er sich mit einer bildhübschen Russin, brachte dies zur Kenntnis des Auswärtigen Amtes. Falls dieses das Verbot gegen Diplomaten-ehen mit Ausländerinnen anzuwenden beabsichtige, reiche er hiermit seinen Abschied ein. Er erhielt ihn nicht, man schätzte seinen politischen Kopf.

Diese Fähigkeiten merkte man ihm nicht recht an. Erschien er im Reichstag auf der Bundesratsestrade, gewährte er inmitten der

oft hausbackenen Umwelt allerdings einen erfreulich pittoresken Anblick. Langsam nahte sich die hohe, etwas vorgebeugte Gestalt mit schleppender Eleganz. Nachlässig lehnte er sich an die Estradenwand, sah matt umher und verbarg mit der Hand ein Gähnen. Das goldene Armband wurde sichtbar. Dann hatte er genug gehört. Mit langen Fingern nahm er aus der Silberdose eine Zigarette, mit schleppender Eleganz verschwand er hinter dem Vorhang. „Im Bundesrat“, so erzählte mir ein Mitglied, „hat er doch ein klein wenig lächerlich gewirkt. Er sprach fast nie. Als er einmal in seiner geschraubten, gedehnten Stimme ‚Überweisung an die Kommission beantragte‘, machte es Sensation.“ Oft traf ich ihn in Gesellschaft. Ich habe nur Phrasenhaftes, Oberflächliches aus seinem Mund gehört, und anderen ging es nicht besser. Das war jedoch eine Maske. In späteren Jahren sagte mir ein Politiker: „Zu meiner Überraschung habe ich im württembergischen Staatsarchiv den wirklichen Varnbüler kennengelernt. Die Berichte sind vorzüglich, sie zeigen staatsmännischen Blick.“

Seine Karikaturen bekamen nur wenige zu sehen, sie werden sehr gelobt, sollen das Dilettantenmaß weit überschritten haben.

Jetzt (1930) ist er Mitte der Achtziger, er reitet noch, ist noch immer ein erpichter, schußsicherer Jäger; auch das gehört zu seinem Bild.

Graf Lerchenfeld, sein bayrischer Kollege, war anders.

Als Bülow wankte, wurde in der Gesellschaft oft „Reichskanzleraten“ gespielt. Da haben wir den Namen des wohlbekannten bayrischen Gesandten häufig genannt. Nach kurzer Überlegung ließ man den Namen jedoch fallen. „Gewiß, er ist gescheit und geeignet — aber er ist zu indolent.“

Dunkel, groß, mit regelmäßigen Zügen, vorzüglich gewachsen, vorzüglich angezogen, erschien er mir nicht als der „vornehmste“, aber als der „aristokratischste“ Berliner Herr. Vielleicht hätte Frau von Rémusat auch von ihm sagen können, er hätte „les manières gracieusement insolentes des grands seigneurs de l'ancien régime“. Dem Kaiser war in seiner Gesellschaft nicht wohl, er beschwerte sich über diesen „Großen Herrn“.

Ich gestatte mir kein Urteil über seine staatsmännischen Gaben. Im gesellschaftlichen Verkehr hat er nicht gerade häufig die üblichen Gesprächsthemen überschritten. Doch erinnere ich mich, wie fein er mir einmal den „Deutschen Adel“ zergliederte und die Seltenheit blauen Blutes auf den Thronen nachwies. (Er selber hatte 64 Ahnen, wie er, als ich ihn stellte, zugeben mußte.) Verständnis für echte Kunst hat mir auch sein eingehend begründetes Lob der

soeben erfolgten, sich von jeder archaisierenden Fälschung freihaltenden Restauration der Dresdner Kreuzkirche bewiesen.

Er bewunderte schöne Frauen und manche kamen ihm entgegen. Frau von Xylander erzählte mir: „Neulich fragte ich Lerchenfeld, warum er denn eigentlich Junggeselle bliebe?“ „Ach wissen Sie, ich mag ja die Berliner Gesellschaft, aber die einzigen Frauen, die für mich in Frage kämen, würden sich in dieser Welt nicht so recht wohl fühlen.“ „Ganz naiv“, fuhr Frau von Xylander fort, „meinte ich, etwa Frau von Y.?“, — fast die einzige Dame der damaligen Hofwelt mit anerkannt schillerndem Ruf. „O nein, die ist ja aus unsern Kreisen, eher schon mit der Z.“ „Dies“, sagte Frau von Xylander, „schien mir fabelhaft bezeichnend. Denn Frau von Z“, eine bürgerlichen Kreisen entstammende Ministergattin, „ist doch wirklich nett, kreuzbrav und allseitig beliebt.“ Darauf fuhr Lerchenfeld fort: „Ich habe aber noch einen andern Grund. Ohne unfreundlich zu sein, könnte ich der Gattin nicht verwehren in mein Zimmer zu kommen, während ich lese, und der Gedanke ist mir unerträglich.“ So ist er unvermählt geblieben.

Ein Jahr vor seinem Tod traf ich ihn in Dorf Kreuth in Gräfin Sascha Schlippenbachs besonders hübschem, bayrischem Landhaus. Er stand in den Achtzigern, kraxelte stundenlang in den Bergen, wirkte in dem handfesten Kniehosenanzug ebenso elegant als damals in der gestickten Hofuniform. Ich hatte soeben Regensburg besucht und schwärmte ihm vor. „Aber da bin ich ja zu Hause, auch wir besaßen ehemals einen dieser Geschlechtertürme. Ich könnte Ihnen Abgelegenes zeigen, lassen Sie es mich im nächsten Jahr wissen, da erwarte ich Sie als Lohndiener am Bahnhof und Sie werden mit mir zufrieden sein.“ Abends las er uns aus seinen Memoiren vor, in ihnen schilderte er die Schönheit der Kaiserin Eugenie, das Treiben in den Tuileries und in Compiègne.

Gern denke ich daran, daß der Feldmarschall von Loë mich besuchte, mir Blumen schickte, denn er hatte etwas Besonderes, etwas überaus Sympathisches an sich. Seine Erscheinung, sein Wesen hat den glänzenden Militär, den Weltmann, den Damenfreund, den Großen Herrn verkörpert. Willig hat man ihm auch kluge Vermittlung in Sachen tüftlicher Politik zugetraut. Dabei war er freundlich und einfach.

Zu den „Spitzen“ jener Zeit gehörte der berühmte Präsident „Roosevelt“, und während seines Besuches im Mai 1910 beherrschte er das Berliner Interesse.

„Ich war“, meldet mein Tagebuch im Mai 1910, „zu dem Empfangsabend der amerikanischen Botschaft eingeladen, folgte der

nach dem Saal langsam vordringenden Gästeschar. Am Eingang stand „er“, zu beiden Seiten das Botschafterpaar Hill, hinter ihnen in Uniform, die er eigentlich nur in Gegenwart des Kaisers anlegen durfte, der Marineattaché. Ich sah den kräftigen gedrungenen Mann mit dem runden, brutalen Kopf im Profil. Unablässig öffneten und schlossen sich die gewaltigen Kiefer, während er breit und heiter lächelnd jedem die Hand schüttelte und mit überzeugender Liebenswürdigkeit begrüßte. Hill nannte meinen Namen. „Why Fräulein von Bunsen, your name is a passport in two hemispheres. I have a profound veneration for the memory of your grandfather and father, and I thank you from the bottom of my heart for your kindness in coming here this evening.“ Er sagte es mit dem herzlichsten Ausdruck echter Freude und drückte mir warm und fest die Hand. Da ich nicht mehr allzu vertrauensselig bin, erging ich mich Bekannten gegenüber in Glossen über die „virtuose Technik republikanischer Demagogie“. Einer schüttelte den Kopf, bedauerte meinen Mangel an Gemüt. „Nicht alle“, meinte er, „sind so lieblos, drei hochansehnliche Männer (er nannte sie, der eine war Dryander) haben mir soeben mit bescheidener Genugtuung Roosevelts Begrüßung wiederholt. Er hat allen dreien wörtlich das gleiche gesagt: „Now Mr..., of all men in Berlin, you are the one, whose acquaintance I most wished to make.“

Seine am Vormittag vor „ausverkauftem Haus“ gehaltene Akademierede hatte ich in der Abendzeitung gelesen und sagte Wilamowitz-Moellendorf — „offen gestanden, habe ich sie primanerhaft gefunden.“ „Ach“, meinte er, „Sie gebrauchen gerade dieses Wort! Nach der Rede hatten wir eine Akademiesitzung und besprachen natürlich den Vortrag. Wir kamen in der Definition ‚Primaneraufsatz‘ überein.“

Mein Freund, der Afrikareisende Karl Schilling, stand dabei und entrüstete sich. Denn Roosevelt hatte sich vor wenigen Stunden für seine, Karl Schillings Herzenssache, für den Schutz wilder Tiere in Afrika begeistert. „Was verstehen“, sagte er, „diese Gelehrten von einem so großen freien Ausblick.“ Immerhin hatten unsere Professoren doch wohl das Recht, dem in Gemeinplätzen schwelgenden Dozenten, den mit allen Hunden gehetzten Politiker, den höchstbezahltesten, schmissigsten Reporter, den „befähigsten Reklameagenten“ der Welt kritisieren zu dürfen.

Später sagte Roosevelt, wie in der Times zu lesen war: „I treat the Germans more cavalierly“ (hochmütiger, verächtlicher) „than the English.“ Wie gering seine Menschenkenntnis, wie lau seine Sympathie für Deutschland, ersah ich aus einem Brief an den mir

bekannten Sir George Trevelyan. „Der Kaiser“, schrieb er, „ist auf den Prinzen Heinrich eifersüchtig; dieser ist ein kraftvollerer Mensch und ist England feindlicher gesinnt.“

Oft wird in meinen Tagebüchern Walther Rathenau erwähnt.

Jeder wurde durch diesen interessantesten Mann Berlins gefesselt, vermutlich hat niemand ihn gekannt.

Ein Landrat war in seiner Jugendzeit mit ihm befreundet gewesen. Anscheinend hatte Rathenau den gut aussehenden, blonden Germanen ein wenig angeschwärmt. „Der springende Punkt“, meinte dieser, „war sein Judenschicksal. Die ihm zugefügten Kränkungen haben ihn bis in das Innerste verletzt. Nicht nur war das Verhältnis zum Vater kühl, auch der Mutter stand er nicht nah; erotische Regungen bedeuteten ihm nichts oder fast nichts.“ — Ich fragte, wie damals Rathenau auf ihn wirkte? — „Selbstverständlich imponierten seine Begabungen, doch empfand ich bei ihm am stärksten das Ungewöhnliche.“ — Die Tochter des damaligen Machthabers unserer Hochfinanz hatte ihn als jungen Mann, wie sie mir sagte, „gut gekannt und gar nicht gemocht“. Dasselbe war bei meinen Freundinnen der Fall. Daß er je tanzte, ist mir nicht erinnerlich, ganz gewiß machte er keiner von uns den Hof — er war ja nur mit sich selber beschäftigt.“

Damals bedrückte ihn das Erlebnis des Dienstjahres und in einem ungewöhnlich vertraulichen Gespräch schilderte er einer Bekannten die ihm vollkommen unerwartet gekommene Demütigung bei den Gardekürassieren. „Darüber“, sagte er, „kann ich nicht hinweg. Ich verrichtete meinen Dienst gern und gut, mein Reiten wurde gelobt, der Oberst wollte mir wohl, ich stand mich auf das beste mit den Offizieren. Und dann — nicht Reserveoffizier, sondern Train!“ Er deutete an, da er eine Taufe aus Nützlichkeitsgründen verachte, wolle er nicht heiraten. Er wünsche sich keinen Sohn.

Bald wurde er von dem Geschäftsleben ergriffen, er bahnte sich, wie er es mir gesagt hat, ohne Zutun seines Vaters den Weg. Er hat 84 großen Unternehmungen als Aufsichtsrat oder Direktor nahegestanden. Viele mißtrauten seinem beredten Übermaß an Geist, sein Tiefsinn ging ihnen auf die Nerven. Ein Großindustrieller sagte mir: „Rathenau war unerreicht als Anregung, mit seiner genialen Einbildungskraft entwarf er die schönsten Pläne, doch schien ihm die Ausführung nebensächlich, die überließ er den anderen.“ Er hörte, meinte man, in Sitzungen allzu gern die eigene

schöne Stimme. Ein bekannter Bankier sagte einem meiner Freunde: „Leider kann ich Sie morgen im Auto nicht abholen, denn ich kann unmöglich die Zeit bestimmen. Fehlt Walther Rathenau, ist die Aufsichtsratssitzung in einer halben Stunde beendet, kommt er, dauert sie anderthalb Stunden.“ Mir versicherte jedoch ein ihm geschäftlich nahestehender, viel mit ihm arbeitender Großindustrieller, nur Unkenntnis könne Walther Rathenau eine glänzende Geschäftsbegabung absprechen: „Man brauchte nur zu beobachten, wie rasch und wie sicher er rechnete, wie klar er die augenblickliche Lage oder irgendein verwickeltes Problem durchschaute und übersah.“

Er wich beständig von dem Durchschnitt ab. Wichard von Möllendorf schrieb: „Er spricht in einem Atem Geschäftsbericht und Hohes Lied — das erklärt einigen Widerstand.“ Gustav Richter (Sohn) schilderte mir mit ergriffener Bewunderung Rathenaus Rede am Grabe seines Vaters. Immerhin konnten die meisten von uns eine oratorische Leistung in solchem Augenblick nicht fassen.

Wie sollte man ihn aber auch verstehen? Stefan Großmann nennt ihn in seinem „Ich war begeistert“ den „abgeschlossensten Menschen, der immer von der Wolke undurchdringlicher Einsamkeit umgeben war“.

Ich möchte ihn trotz seiner inneren und äußeren Hemmungen für wohlwollend halten. Frau von Boddien, seine Nachbarin auf dem Land, sagte mir, bei seinen Angestellten in Freienwalde wäre „unser Herr Doktor“ überaus beliebt. Doch meint Stefan Großmann — und er ist nicht der einzige —, „die natürliche Gabe der Liebe war ihm versagt“. Wie man allgemein wußte, war er seiner Mutter ein vorbildlicher Sohn, und doch lesen wir mit Befremdung in seinen „Briefen an eine Liebende“: „Menschen wie ich können nicht am Familientisch plaudern, wenn ich mit meiner Mutter scherze, läuft mir innerlich dabei der Schweiß.“

Glänzend war oft, wie ich es auch erleben durfte, sein Gespräch. Es konnte aus der Tiefe quellen, es hatte weitgreifendes Maß. Bei seinen eigenen Gesellschaften hat er, so hörte ich, versagt. Er zog sich, in Erörterungen versenkt, etwa mit Gerhart Hauptmann in den hintersten Raum zurück und bekümmerte sich kaum um seine übrigen Gäste. Wie Franz Blei schreibt: „hatte er starkes Bedürfnis, sich zu erklären, sich zu erläutern.“ Trotz seiner Wortbeherrschung mißlang ihm jedoch das Kleingespräch. Ihm fehlte die gangbare Scheidemünze, auch wenn er, wie ich manchmal beobachtete, sie suchte. Ein ihm Nahestehender sagte mir: „Er ist schüchtern.“ Lachend sagte ich Rathenau „er wolle sich als weltfremder Ein-

siedler aufspielen.“ „Nein“, antwortete er, „ich weiß tatsächlich nichts von der Welt, noch von Menschen, noch viel weniger von der Gesellschaft. Ich bin nur ein Geschäftsmann.“ Höflich widersprach ich — weltfremd ist er aber doch gewesen.

Schwerlich hat er seine Mitwelt gut beobachtet oder seine Mitmenschen verstanden. Dies merken wir oft in seinen Büchern, mit wie regem Interesse wir sie auch lesen.

Das Nervensystem dieses feinfühligen Mannes machte ihm wohl oft zu schaffen. Lord d'Abernon, der ihn „subtle, ingenious, urbane“ nennt, erwähnt seine häufigen Anfälle von Niedergeschlagenheit. Gerhart Hauptmann spricht von den durch politische Sorgen verursachten „Depressionen, die ihm sein eigenes Leben wertlos machten“.

Erstaunlich war die Vielseitigkeit seines Schaffens, nur bewußteste Zeiteinteilung haben sie ermöglicht. „Immer“, schreibt Franz Blei, „war er beschäftigt, jedoch nie geschäftig.“

Was ist übriggeblieben, was wirkt noch heute? Keyserling prophzeit eine „Rathenau-Renaissance“.

Die Politik erfaßte ihn, er wurde Staatssekretär, wie Möllendorf erwähnt, fast gegen den Rat seiner Freunde. Obwohl Graf Keßler ihn als Politiker mit Nachdruck verteidigt, wurde seine Amtstätigkeit, wie ich von einigen Mitarbeitern weiß, weniger günstig eingeschätzt. D'Abernon schrieb: „Als Mensch ist er rein theoretisch und launenhaft, so daß seine Beteiligung an der Regierung in kürzester Zeit zu heftigen Konflikten und zu geringen praktischen Ergebnissen führen wird.“

Ich war zu Tisch bei seiner Schwester, Frau Edith Andreae, eingeladen, als er, eben zum Staatssekretär ernannt, aus der ersten Reichstagssitzung verspätet eintraf. Unerhört hatte ihn eine Gruppe angepöbelt. Hierüber schwieg er jedoch, sagte mir nur mit verhaltener Erregung, es sei ein für ihn nicht leichter Tag gewesen. Neben anderem, wäre er auch von zahlreichen Aufsichtsratsposten zurückgetreten: „lauter Unternehmungen, die mir am Herzen lagen, viele hatte ich gegründet.“

Seine Züge waren unregelmäßig, eigenartig, sie kamen mir „punisch“ vor wie die eines Machthabers in Karthago. Seine Erscheinung, hochgewachsen mit vornehmer Haltung, war eine sehr vorteilhafte. Auch in Äußerlichkeiten waren eigenwillige Verschnörkelungen bemerkbar. In der Regel vorzüglich angezogen, traf ich ihn öfters, wenn er in die Viktoriastraße einbog, um als rücksichtsvoller Sohn Tag für Tag bei seiner Mutter zu essen. Da war er mit einem Filzhut und einem Mantel bekleidet, der besser in Wald-

einsamkeit als in den Berliner Westen gehörte. Auf einer Botschafter-Tischgesellschaft war sein Anzug einmal mißglückt. Nur er hatte sich auf den kurz aufflackernden Modeversuch einer bunten Weste eingelassen.

Als Graf Keßlers feine, verständnisvolle Biographie Rathenaus erschien, befragte ich seine verschiedenen Bekannten. Fast alle fanden die Ähnlichkeit durchaus geglückt, fast alle fanden es jedoch unmöglich, in Walther Rathenaus Lebensbild das Wort „Eitelkeit“ auszulassen. Meiner Erfahrung nach wird jedoch die Bedeutung dieser „hypothekarischen Belastung“ durchgängig überschätzt. Eitelkeit verstärkt die Lebensfreude des Betreffenden, bietet allerdings die bequemste Angriffsfläche und kann das Lächerliche streifen. Maßgebend ist die Eigenschaft nicht. Dies fand ich neu-lich durch Goethes Wort an Boisserée bestätigt. „Eitelkeit ist kein so großes Übel als gemeinhin daraus gemacht wird.“ Sie sei „nicht so ernst zu nehmen“. Übrigens wurde durch das Keßlerbuch ein von mir gehörter Vorwurf entkräftet. Die geringschätzende Art, mit der er auf einer Gesellschaft seine Freundin behandelte, war unangenehm aufgefallen. Nun ersah man, wie ängstlich er auch den Schein einer Beeinflussung durch die schöne Frau vermied. Irgend etwas hatte ihn wohl an diesem Tag gereizt, das war zum Ausdruck gekommen. Beim Erscheinen der Biographie lebten mit Ausnahme von Rathenau noch alle anderen Erwähnten. Trotzdem war man sich über die Beziehungen der beiden unklar. Und da glaubt man nach anderthalb Jahrhunderten die Freundschaft von Goethe und Charlotte genau festlegen zu können!

Unvergeßlich verbleibt seine Tat der Rohstoffversorgung bei Kriegsbeginn. Mit welchem Undank man ihm lohnte, habe ich selbst erlebt. Nicht lange vor dem Zusammenbruch wurde einer Gruppe in Kriegsarbeit tätiger Frauen der große Betrieb der Rohstoffversorgung in der Hollmannstraße gezeigt. Ein Offizier übernahm, eingehend erklärend, die Führung. Später sagte ich ihm: „Den Namen Walter Rathenau haben Sie nicht erwähnt!“ Er war bestürzt. „Leider mußte ich mich auf das Hauptsächliche beschränken.“ „Lassen Sie den Namen ein anderes Mal lieber nicht aus“, riet ich ihm. „Es hat peinlich gewirkt.“

In angenehmster Erinnerung steht mir ein Besuch auf seinem Schloßchen Freienwalde. Ich war der einzige Gast, und überaus sympathisch wirkte er als Hausherr. Mit pietätvoller Sorgfalt, mit bemerkenswertem künstlerischen Geschick hatte er das leerstehende heruntergekommene Hohenzollernschloß instand gesetzt. Aber auch hier stieß ich auf einen krausen Schnörkel. In einem

der harmonischen einheitlichen Zimmer um die Wende des 18. bis 19. Jahrhunderts lag ein grauslicher Teppich. Wohlfeile Qualität, schreiend bunte Blumensträuße, etwa Mitte des 19. Jahrhunderts. „Aber wie kommt denn das hierher?“ fragte ich verdutzt. „Ja, ich fand hier noch einen der Teppiche, die Berlin damals kleinen exotischen Potentaten, etwa dem Sultan von Sansibar lieferte.“ Was ließ sich darauf sagen!

Sonderbar berührte mich die Selbstentäußerung des Besitzers. Jeder innere Zusammenhang fehlte. Was bedeutete ihm die Königin Friederike, Elisabeth, was Elisa Radziwill? Einzig und allein haben auf dem kunstvoll zierlichen Schreibtisch verflüssigter fürstlicher Frauen einige ausgewählte Bücher, unter ihnen einige Goethe-Bände, die starke Persönlichkeit des Schloßherrn angedeutet. (Nach seinem Tod fand man neben seinem Bett ein zerlesenes Neues Testament.) —

Ein Asketismus und Armut predigender Millionär hat es nicht leicht. Gab Rathenau — ausnahmsweise — viel aus, wurde es ihm verübelt. Aber noch weniger gefiel manchen Gästen sein maßvoller Lebenszuschnitt. Diesen fand ich in Freienwalde angemessen und geschmackvoll.

Wie ich damals hörte, sagte nach Rathenaus Ermordung der oberste der damals in Berlin befindlichen hohen französischen Offiziere: „Ich bedauere es feststellen zu müssen — in Genua hat Rathenau die Konferenz beherrscht.“

Von dieser persönlichen Wirkung verspürte ich etwas in einer Sitzung im Jahre 1925. Aus volkswirtschaftlichen Gründen wünschte man eine freiwillige Planwirtschaft, den freiwilligen Verzicht, überflüssige ausländische Waren einzuführen. Es war eine „hochansehnliche Versammlung“, namhafte Vertreter der verschiedensten Interessen, Kreise und Berufe, von Frauen, nur Elli Heuß-Knapp, Anna von Gierke und ich. Kurz vor dem Schluß meldete sich Walther Rathenau zum Wort. Lautloses Schweigen, alle Augen hefteten sich auf diesen groß gewachsenen Mann, der mit seiner klangvollen Stimme, mit treffenden Worten, in hochkultivierter Ausdrucksweise sprach. Er schlug einen andern Namen für die soeben begründete Vereinigung vor. Sie sollte „Bund sittlicher Wirtschaft“ heißen. Einstimmig wurde sofort die Änderung angenommen. Bereits ehe ich zu Hause eintraf, mißfiel mir der Name. Am nächsten Tag erhielt ich die Mitteilung, man hätte sich für die erste, auch ziemlich mißglückte Bezeichnung „Bund der Erneuerung“ entschieden. Hier handelte es sich um eine praktische, vom Gefühl der Menge abhängige Äußerlichkeit. Da ist dieser Ein-

siedler nicht zuständig gewesen, seine Persönlichkeit hatte jedoch die Zuhörer glatt überrumpelt. Der „Bund der Erneuerung“, unter dem Vorsitz des Staatssekretärs Graf Roedern, erzog uns Vorstandsmitglieder zur Askese, jahrelang haben wir nicht geraucht; aber die Sache packte nicht, lautlos entschlief der Bund.

Allerdings haben Rathenaus fürchterliche Prophezeiungen nach dem Umsturz ihm, vielleicht auch uns, geschadet. Zu Frau von Kurowski sagte er damals im kleinen Kreis: „Verkennen Sie das Kommende nicht, mit Berlin nimmt es ein baldiges Ende. In nicht allzu langer Zeit wird Gras in den verödeten Straßen wachsen.“ Er wiederholte: „Sie alle werden Gras in den ausgestorbenen Straßen sehen.“ In meiner Gegenwart verkündete er Dezember 1918: „Machen Sie sich auf Deutschlands vollständigen Ruin gefaßt, auf einen Untergang, wie in zweitausend Jahren ihn noch nie ein Volk erlebt hat.“ Er interessierte stets und hinterließ tiefen Eindruck. Doch hat er keineswegs immer überzeugt.

Wer war er? Wer hat ihn gekannt?

Denkt man an seinen Mord, schüttelt einen die Entrüstung. Nicht anzuzweifeln ist sein Deutschtum, sein Pflichtgefühl. Frau von Hindenburg geb. Gräfin Münster schilderte mir, wie er am Abend des 10. November 1918 in seinem Schmerz zusammenbrach, wie er weinte über Deutschlands Geschick. Grüne Jungen haben einen hochbedeutenden und echten Patrioten umgebracht.

Eine Begegnung mit Maximilian Harden hat mir dessen seelische Krankhaftigkeit erläutert.

Zu der wertvollsten Berliner Geselligkeit rechne ich die Sonntagsnachmittage bei den Andreaes in ihrem schönen Grunewaldhaus. Ein ausgesuchter, aber bunt gemischter Kreis, Neueingeführte aber auch ein alter Stamm. Zwei Mittelpunkte: das Ehepaar ist sehr verschieden. Der in der großen Bankwelt viel vermögende Fritz Andreae ist einer der beliebtesten Menschen, die ich kenne. Ebenso klug und gütig als natürlich. Frau Edith Andreae, Walther Rathenaus Schwester ist die intellektuellste Frau Berlins. Sie wird von einigen gefürchtet, von allen bewundert. Ein scharfer männlicher Geist mit hinzukommendem Fraueninstinkt. Ihre geistigen Interessen erstrecken sich vor allem auf indische Philosophie und auf Grenzgebiete des Okkulten. Dies ist bekannt, aber wenige wissen, wie persönlich sie sich im stillen um Notleidende kümmert. Wenn an diesen Sonntagsnachmittagen gegen Abend die Besucherzahl abflaut, bittet oft die Hausherrin einige, zum Abendessen zu bleiben. Früher rief dann eine der Töchter den in der Nähe woh-

nenden Maximilian Harden ans Telephon, nannte die Namen der zum Abendessen bleibenden Gäste — würde er nicht nachher herankommen? Gefielen ihm die Namen, erschien er, so auch dies eine Mal. Der kleine schwächliche Mann mit den geistvollen zerarbeiteten, verkniffenen Zügen, dem spähenden, unsicheren Ausdruck war unterhaltend und witzig und wir genossen ein anregendes allgemeines Gespräch. Als Harden eine von allen Zeitungen gebrachte Notiz aus Schlesien erwähnte, bemerkte eine hübsche junge Frau: ein eben erhaltener Brief ihrer schlesischen Bekannten hätte immerhin etwas anders gelautes.

Bald darauf verabschiedeten wir uns. Wichard von Möllendorf ging mit Harden voraus, und dieser sagte ihm: „So, dieses Haus habe ich zum letztenmal betreten!“ „Aber weshalb denn?“ fragte Herr von Möllendorf, vollständig verblüfft. „Die Dame hat mich beleidigt; die Andreaes haben mich nicht in Schutz genommen, solche Behandlung kann ich mir nicht bieten lassen!“

Zu einer „Aussöhnung“ ist es nicht gekommen, denn nicht lange darauf schrieb Harden in der „Zukunft“ jenen Nachruf auf seinen ehemals heißgeliebten Walther Rathenau, den ihm dessen Angehörige unmöglich verzeihen konnten.

Den Grafen Vay del Vaja auf Maximilian Harden folgen zu lassen, ist die Zusammenstellung von einem starken Paprikagericht und einem leichten blumigen Wein.

Es war auf der Amerikanischen Botschaft. Da nahte sich etwas Unwahrscheinliches vom Nebenzimmer, und staunend betrachtete ich einen schlanken Herrn mit regelmäßigen, sowohl vornehmen als intelligenten Zügen in schleppenden himbeerfarbenen kirchenfürstlichen Damastgewändern. Frau von Hegermann stellte ihn mir vor. „Graf Vay liest Sie in der Deutschen Rundschau und wünscht Sie kennenzulernen.“ Wir freundeten uns an, er besuchte mich öfters. Aus Ungarn gebürtig, war er mit dem Gatten der verwitweten Kronprinzessin Stephanie verwandt, er hatte alle Weltteile bereist und kannte jeden. Ganz klar ist mir seine klerikale Stellung nicht, er war so etwas wie ein Abt mit bischöflichem Rang. Das protestantische Berlin ersah in ihm, natürlich zu Unrecht, einen Jesuiten. Atemberaubend war seine Eleganz; so hauchfeine Taschentücher habe ich noch nie erblickt, seine Gewänder bestellte er sich bei Worth in Paris.

Natürlich interessierte mich nicht nur dieser malerische Anblick, mich interessierte ebenso die Spannung seines Daseins. Einmal reiste er nach Spanien zum Besuch der Königin Christine, dann wieder auf einem Auswandererschiff, um den die Heimat

verlassenden Menschen Seelsorger und Fürsorger zu sein. In Berlin wohnte er im Bristol, ging viel aus, verglich mit geschliffener, wohlwollender Ironie den Unterschied der im Bristol frühstückenden Gardes du Corps-Leutnants und den der nämlichen Gesellschaftsschicht angehörenden jungen Wiener Herren. Die Vormittage hatte er im Nordosten der Stadt zugebracht, dort katholische Herbergen und Gesellenheime besucht. Seine Weltreisen beschrieb er in einem Buch, so wie irgendein Gebildeter es tun würde. Es war nichts Persönliches darin, im Gespräch empfand ich das Eigenartige um so mehr. Wie mir versichert wurde, hatten seine Eltern ihn als Kind in Mädchenkleider gesteckt, seine Schwester in Knabenkleider, so sei diese eine männlich wirkende Jägerin geworden. Es wäre das schlagende Ergebnis einer frevelhaften Maskerade.

Ich führte ihn bei Frau Richter ein, sie und ihre Söhne freuten sich an diesem verfeinerten ästhetischen Wesen. Knesebeck meinte, wie mir berichtet wurde: „Graf Vay ist die letzte Liebe von Cornelia Richter und Marie Bunsen.“ Worauf ich natürlich entgegnete: „Und woher weiß Herr von Knesebeck, daß es meine letzte ist?“

Dann kam Graf Vay nicht mehr nach Berlin. Er verschwand. Wie verlautet, hat er sich in die strengste Klosterzucht in abgelegenster Gegend zurückgezogen und will dort sein Leben beschließen.

Noch manche Gestalten ziehen an mir vorüber.

Die Fürstin Marie Radziwill hatte eine besondere Stellung. Ursprünglich lebte sie im Radziwillschen Palais, dem jetzigen Reichspräsidentenhaus, dann am Pariser Platz Nr. 3. Seit den Tagen der Fürstin Luise Radziwill, der preußischen Prinzessin, stand die Familie in nahen Beziehungen zum Hof. Der Gatte der Fürstin Marie war ein bevorzugter Generaladjutant gewesen. Beiden wurden von dem Könighaus besondere Aufmerksamkeiten zu teil. Daß sie eine Gräfin Castellane, eine Französin war und ein halbes Jahrhundert lang verblieb, hat man ihr in unserem Ausländerei treibenden Deutschland nicht verargt, und bis an ihr Lebensende sprach alle Welt mit ihr französisch.

Sie empfing jeden Abend. Von 9 Uhr an erwartete sie, in helle Seide gekleidet, mit ihren großen Perlen geschmückt, handarbeitend, inmitten der französischen Möbel und Bildnisse des 18. Jahrhunderts. Nach einer halben Stunde reichten die Diener Tee und und Gebäck, nach einer Stunde Orangeade, um 11 Uhr verabschiedete man sich. Und zu dieser anspruchslosen Geselligkeit erschie-

nen Damen und Herren in großer Toilette. Waren die Gäste langweilig, so konnte es öde sein, denn allmählich fehlte ihr die Frische, ein ungünstiges Menschenmaterial aufzulockern. Deshalb besuchte ich sie mit Vorliebe an den Abenden der Hoffeste. Da fand ich sie allein zu Hause, da unterhielt ich mich vorzüglich mit dieser intelligenten, welterfahrenen alten Dame. Wir ereiferten uns über den Herzog von St. Simon und Frau von Maintenon und fanden uns in der Bewunderung über Frau von Sévigné, ihrer Ahnin. Sie war in der Französischen Geschichte gut beschlagen und hatte mit bemerkenswertem Geschick die Erinnerungen ihrer Großmutter, der Herzogin von Dino herausgegeben. Leicht glitt sie über den Lebenswandel dieser gescheiten, reizvollen und liebebedürftigen Frau hinweg, auch über die Laster des berühmten und berüchtigten Talleyrand, Herzogs von Benevent, ihres Urgroßonkels. Von diesem sprach sie mit vorsichtiger Anerkennung seiner Qualitäten. Sie zeigte mir die kostbaren Spitzen, die er einst zu einem bischöflichen Ornat getragen hatte.

Sie schätzte intellektuelle Anregungen. Aus Paris zurückkehrend, schilderte sie mir in heller Freude das geistvolle Gespräch der Académiciens, mit denen sie bei den Castellanes und anderen Verwandten zusammengekommen war. Seufzend meinte sie, das gebe es in Berlin nicht. „O doch“, versetzte ich, „nur muß man sich um diese Herren bemühen, auch ihre Sprache sprechen“, und ich erzählte ihr über unsere geistigen Größen. Sie waren ihr kaum dem Namen nach bekannt, ihr Deutsch reichte nur eben aus, um so einigermaßen das von ihr gehaltene Berliner Tageblatt zu lesen.

In der Gesellschaft behaupteten etliche, Angst vor ihrer scharfen Zunge zu haben. Oft lachte ich über eine ironisch zugespitzte Bemerkung, boshaft habe ich sie nie gefunden. Allgemein bewunderte man jedoch an der Fürstin Radziwill „den alten Stil“. Worin zeigte sich dieser? Ihre Umgangsformen waren doch nicht abweichend von denen der besten Gesellschaft? Es bestanden jedoch Unterschiede; so gewissenhaft als sie hat niemand die Höflichkeitsregeln befolgt, waren auch Hunderte von Glückwunsch- oder Beileidsbriefen zu beantworten, sie beantwortete jeden, waren Besuche zu erwidern, so scheute sie nicht die Treppen. Immer ist sie zuvorkommend gewesen.

Manches hat sie mir aus der Vergangenheit des Prinzen (späterem Kaiser Wilhelm I.) und seiner Gemahlin erzählt. Letzterer, der Prinzessin Augusta von Preußen, stand sie sehr nah. Sie verkehrte sie herzlich und dankbar, hat jedoch schwerlich den Adel, die Größe dieser schwer faßbaren Frau empfunden. Offen schil-

derte sie mir die Verwicklungen ihres Charakters, manche harte Beurteilung wurde mir dadurch beleuchtet und aufgeklärt.

„Die Königin Augusta“, sagte sie, „liebte es, gelegentlich die Märrtyrerin zu spielen. Sie hatte etwas recht Gezwungenes dem Gatten gegenüber und fuhr zusammen, wenn er auf sie zukam. Einmal saß ich bei ihr, als der König unerwarteterweise eintrat. ‚Lassen Sie‘, sagte sie, ‚mich um keinen Preis allein.‘ Die junge Prinzessin Elisabeth Wied (Carmen Sylva) hatte sie einen Winter zu sich eingeladen, um jemand zwischen sich und dem Gatten im Haus zu haben. Sie war eine „femme cérébrale“, sehr kalt, im Grunde selbst als Mutter kalt. Auf jeden, der ihren Gatten politisch beeinflusste, war sie eifersüchtig, in der Politik wollte sie nur auf ihn wirken. Gleichgültig waren ihr seine Liebschaften, auf diesem Gebiet war nie von Eifersucht die Rede. Ihr eheliches Leben hat früh aufgehört, auch die einzige Tochter Luise verband sie nicht. Der König hatte ihr gegenüber ein schlechtes Gewissen, hat ihr aber um so größere Achtungsbezeugungen erwiesen. Oft ist es zu schlimmen Auftritten gekommen, da wurde sie trotz aller Selbstbeherrschung leidenschaftlich und zeigte sich als die Enkelin Paul I.“ Diesen gelegentlich durchschimmernden Ahnherrn erwähnte mir auch Lady Paget, geb. Gräfin Hohenthal, Hofdame der Kronprinzessin Viktoria, trotz ihrer tiefen Verehrung für die Königin Augusta, von der sie mir andererseits auch rührend freundliche Züge erzählte. „Sie, die Königin, hat politische Gespräche des Gatten stundenlang belauscht. Von ihrem Zimmer führte ein Hörrohr in das darunter befindliche Zimmer des Königs. Als ich einmal allein mit der Kammerfrau, Fräulein von Niendorf, im Zimmer war, hat ich diese, doch das ungehörige Rohr zu verstopfen und schob meine Handschuhe in die Öffnung.“

Wir sprachen über die von Bailleu herausgegebenen Briefe der Kaiserin Augusta. Großherzogin Luise hatte mich bitten lassen, sie zu besprechen, ich tat es aber nicht, weil ich ihr keine Verhimmelung schreiben wollte. Der Fürstin Radziwill war hin und wieder ein gewisses Mitgefühl für den Gatten, den Empfänger dieser Briefe, gekommen. „Immer betonte die Gemahlin ihre Pflicht ihn zu ermahnen, ihm den rechten Pfad zu weisen. Immer wieder ertönten ihre bedauernd feststellenden Cassandra-Rufe.“

Ich erwähnte, was mir König Karol von Rumänien in Sinaja über solche offenkundig fehlschlagenden Cassandra-Rufe, wie auch über das Verhältnis des Kronprinzen zur Königin Augusta gesagt hatte. „Gewiß“, meinte er, „war das Verhältnis gut, oft aber erschien ihm die Mutter ‚schwierig‘. Denn so sehr sie in der logischen Kri-

tik den Gatten und den Sohn überragte, hatte sich die kluge Frau allzu oft in den großen Fragen geirrt. So in der Verkennung Bismarcks — obwohl in diesem Fall der Kronprinz den Irrtum nicht erkannte.“

„Als mein Vater (der Fürst Anton Hohenzollern) Bismarck vorschlug“, erzählte König Karol, „geriet die Königin außer sich. Sie bekam einen Nervenfall. Vermutlich hatte sie sich 1848 bedenklich mit ihm eingelassen.“

Auch wußte die Fürstin Radziwill viel von der Bismarck-Antipathie der Königin zu erzählen. „Öfters habe ich selbst gesehen, wie schlecht die Königin auch als Kaiserin Bismarck und dessen Frau behandelte. Man wunderte sich, daß diese es sich gefallen ließen.“

„Sehr angenehm“, erzählte sie bei einer anderen Gelegenheit, „waren die kleinen Gesellschaften in der Bonbonnière; die Königin sprach gut, das Gespräch war angeregt und lebhaft.“ So hatte mir auch Graf Hutten-Czapski diese Geselligkeit im Palais geschildert: „Erstaunlich, wie die Kaiserin auf alle Gäste einging, wie gegenwärtig ein jeder ihr war.“ „Wie die Großherzogin Luise von Baden mir anvertraute“, fuhr die Fürstin fort, „beruhte die besondere Anhänglichkeit der Kaiserin für die Radziwill-Familie in der Freundlichkeit, mit der diese die junge Prinzessin von Preußen bei ihrer Ankunft in Berlin aufgenommen hatte. Wie ich durch die Familie meines Mannes weiß, waren die Radziwills aber auch überaus dankbar, daß nun die neunjährige Elisa-Episode ihr Ende fand. Sie hatten die Geschichte unbeschreiblich über.“

Mir wurde die Episode an einem anderen Abend recht lebendig. Die Oberhofmeisterin, Gräfin Brockdorff, erschien im Auftrag der Kaiserin, um der Fürstin die Verlobung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Agathe von Ratibor mitzuteilen. Da wurde die Erinnerung wach. Die Frage, ob ein preußischer Prinz die Tochter einer standesherrlichen Familie heiraten könne, die Ebenbürtigkeitsfrage, hatte ein ganzes Jahrzehnt hindurch das Haus Radziwill erregt, bedrückt, gekränkt. Auf der Boulekommode stand das Miniaturbild der rührend anmutigen Prinzessin Elisa Radziwill, der nie vergessenen Liebe des alten Kaisers. An den Tränen, am Herzeleid der beiden, hatte ganz Berlin teilgenommen.

Höflich und gemessen sprach die Fürstin Radziwill ihre Freude aus; sie dachte sich das ihre.

„Über die Königin Elisabeth“, erzählte die Fürstin, „hatte die Kaiserin ihr oft geklagt. Sie mußte manches von ihr erdulden, denn sie war überaus ungleich. So hatte sie ihre Schwägerin, die alte

Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, über eine Stunde im Vorzimmer warten lassen. Nur um sie zu demütigen, sie hatte ihr etwas übelgenommen.“

Manchmal kam die Fürstin auf den regierenden Kaiser zu sprechen. „Während der Marokko-Algier-Schwierigkeiten, als Rußland sich in unliebsamer Weise über Deutschland äußerte, wurde ich zu Hof befohlen, und der Kaiser sprach erregt darüber. Ich antwortete: ‚Oui sire, c'est fort désagréable, mais il sera mieux de ne pas paraître remarquer ce manque d'égards.‘ Der Kaiser stutzte und ging weiter. Ich sagte mir: ‚J'ai mis le pied dedans.‘ Am nächsten Tag ließ Bülow sich bei mir anmelden und fragte mich, was ich dem Kaiser über die Lage gesagt habe? Als ich die Worte wiederholte, meinte er, sie hätten stark gewirkt, da er soeben in Petersburg ‚aufbegehren‘ ließ. Jetzt sei er hiervon zurückgekommen. Während der Spannung im letzten Jahr (1911) sagte ich dem Kaiser, Frankreich unterschiede scharf in seinen Gefühlen zwischen Deutschlands auswärtiger Politik und dem Kaiser. Am Tag darauf meldete er sich, zum erstenmal, bei Cambons zu Tisch, war außerordentlich liebenswürdig und ging erst um 2 Uhr fort. Allerdings war unmittelbar vorher die Forderung des neuen Armeekorps veröffentlicht worden. Als nach dem Tod meines Gatten die Erbteilung in Petersburg auf Schwierigkeiten stieß, bat ich ihn, sich doch gnädigst für eine glimpfliche Auslegung der Bestimmungen verwenden zu wollen. Sofort schickte er einen Kurrier mit einem eigenhändigen Brief zum Zaren.“

Oft erzählte die Fürstin über ihre Besuche in Paris. Sie besaß die einnehmende französische Befähigung, sehr gewagte Aussprüche, so die des wenig ehrbaren, um so witzigeren Neffen Boni de Castellane leicht und sicher vorzubringen. „Zu einem ‚petit dîner intime‘, sagte sie, wurde ich zu dem mir seit langem bekannten Baron James Rothschild eingeladen. Glücklicherweise zog ich mein bestes Kleid an, ging in meinem großen Schmuck, denn dort traf ich die Großherzogin Anastasia und sonst nur noch Herzöge und Prinzen. Baron James, der übrigens der Sohn des Generals Changanier gewesen ist, war vor kurzem mit dem Kaiser in Sizilien zusammengetroffen. Dieser sagte ihm: ‚Die Franzosen wissen gar nicht, wie warm ich mit ihnen sympathisiere. Der Botschafter übermittelte meine Gefühle nie so, wie ich es wünsche.‘ Dies ist Radolin mitgeteilt worden.“

Gern unterhielt ich mich mit dieser gewiß nicht tiefen, aber liebenswürdigen Frau. Mir hat sie viel Wohlwollen erwiesen. Ich besuchte sie auf ihrem schlesischen Jagdschloß Kleinitz, das in

ungewöhnlichem Maß ihr Gepräge trug. Fachmänner hätten schwerlich so zweckmäßig, so gefällig, so geschickt ein fast leerstehendes Schloß eingerichtet, den Wald gepflegt, die Gartenanlagen aus dem Nichts geschaffen. Beide Male war ich in Kleinitz einziger Gast, im gemütlichen Verkehr. Sie war eher eine angenehme als eine hübsche Erscheinung gewesen, sie war nicht groß, etwas rundlich, fesselte durch ihre Lebensart und durch ihre gewandte Unterhaltungsgabe. Einsichtig und erfolgreich hat sie ihr sehr beträchtliches Vermögen verwaltet, der Zuschnitt war angemessen, also fürstlich, aber vernünftig. Leider war es ihr nicht beschieden, vor dem Kriege ihre Augen zu schließen, und die nationalen Konflikte, die Sorge um ihre in drei Ländern verstreuten Kinder rissen sie in Stücke. Noch heute wird ihr von Außenstehenden Spionendienst nachgesagt. Ein törichter Verdacht! Sie hegte für das Kaiserpaar Treue und dankbare Gefühle. Als ich sie im ersten Kriegsjahr besuchte, sagte sie mir: „Je prie chaque soir pour l'Empereur, c'est tout ce que je peux faire pour lui.“ Wie mir einer der Herren vom Auswärtigen Amt sagte, hat man während des Krieges ihre Korrespondenz überwacht. Stets war ihre unverhüllte französische Gesinnung erkennbar, von dem Kaiserpaar sprach sie jedoch mit Verehrung.

Immerhin ist es im beiderseitigen Interesse entschieden besser, wenn an Polen verheiratete Französinen es vermeiden, deutsche Staatsangehörige zu werden.

Dies hatte ich 1930 niedergeschrieben. Seitdem sind die Erinnerungen der Fürstin Radziwill veröffentlicht worden, sie haben uns, die wir sie mochten, die wir sie zu kennen glaubten, erschüttert.

So vorsichtig hatte sie sich stets ausgedrückt, daß wir von ihrer Deutschfeindlichkeit nichts wußten. Heikle Gegenstände umging sie, es war auch ihre im Buch offenkundige damenhaft dilettantische Unkenntnis der deutschen Geschichte, der deutschen Verhältnisse im Gespräch nicht so zutage getreten. Cambon hatten wir für klug gehalten, wir staunten über sein Vorwort, über seine Oberflächlichkeit, über seine ungenauen Angaben.

Der Hof hat ihr über ein halbes Jahrhundert grenzenloses Vertrauen erwiesen. Während des Deutsch-Französischen Krieges aß sie einen Tag um den anderen allein mit der Königin Augusta zusammen. Sie erfuhr alle Hauptquartier-Nachrichten aus erster Hand. Wir alle sind ihr fahrlässig entgegenkommend gewesen.

Gut, daß nie wieder in Berlin sich dies bei einer feindlich gesinnten Ausländerin ereignen wird.

Obwohl ihre Familie aus Sachsen stammte, war die Hofmeisterin

der Kaiserin Friedrich, Gräfin Hedwig Brühl, eine ausgesprochene Preußin. Streng, gewissenhaft, rechtlich, etwas hart. Bedauernswert ist mir immer ihr gänzlicher Mangel an Eitelkeit gewesen. In Privatgesellschaften saß sie da, breit, unelegant, gutmütig, einsilbig und entwickelte einen beträchtlichen Appetit. Nur so hat sie auf alle, die sie nicht näher kannten, gewirkt, doch wird ihr das vollkommen gleichgültig gewesen sein. Sie war eine der ersten Hofdamen der jungen Kronprinzessin, und bald hatte sich der klaffende Gegensatz der beiden entwickelt. Hedwig Brühl war klug, in ihrer Art bedeutend, aber ihre Einstellung war eine grundlegend verschiedene. Sie konnten einander nicht verstehen. Den Kronprinzen hat sie warm verehrt, ja, im Innern gefühlvoll angeschwärmt. Sie stand jedoch nicht in seinem Dienst, sondern in dem seiner Frau. So wäre es, streng genommen, ehrenhafter gewesen, freiwillig zurückzutreten (Hofleute sind ja, liegen grobe Verfehlungen nicht vor, unabsetzbar). Glatt wäre der Abschied bewilligt worden, sie forderte ihn nicht, sondern hielt es wahrscheinlich für notwendig, den „schädlichen Ansichten“ im Palais entgegenzuwirken. Vermutlich haben unbewußt auch die vielen Annehmlichkeiten des Hoflebens sie zurückgehalten. Ihre Mißbilligung der „ganzen Richtung“ behielt sie, die Diskrete, Korrekte, für sich. Mit einer Ausnahme. Während der traurigen San Remo-Episode hat sie unter der Hand abfällige Beobachtungen und Befürchtungen der geeignetsten Stelle in Berlin übersandt. Sie ersah darin nicht einen Vertrauensbruch, sondern eine patriotische Pflicht!

Nach dem Tod der Kaiserin Friedrich bezog sie ein Quartier im Prinzessinnen-Palais. Es ist eines der wenigen erinnerungsreichen Berliner Häuser; unter den alten Bäumen stehen die Büsten der Prinzessinnen, der jungen Töchter der Königin Luise. Wie sie hier plauderten und ihr Leben genossen, wissen wir aus den „Briefen der Königlichen Kinder“. Besuche ich die jetzige Inhaberin, die kultivierte angenehme Gräfin Perponcher, die einzige überlebende Hofdame der Kaiserin Friedrich, ist sie von alten Bildern und Andenken umgeben, ihre Fenster gehen auf den unberührten Teil des Opernhauses, auf der Luftlinie stehen noch die friederizianischen Statuen.

In dieser Umwelt hat Gräfin Brühl ihren Lebensabend verbracht; sie las viel, wußte in der preußischen Geschichte hervorragend gut Bescheid, kannte auch erstaunlich gut ihren Goethe. In Berlin wußte man wenig von ihr, Berlin hat wenig Spürsinn für Persönlichkeiten! Selbst einen klugen Beobachter wie Graf Hutten-

Czapski überraschte meine ihm neue Darstellung dieser immerhin ungewöhnlichen Frau.

Hatte ich neu erschienene Memoiren aus unserer Vergangenheit gelesen, besuchte ich sie und ließ mir über diese Menschen erzählen. Nach ihrem Tod verblieb nur noch Marie von Olfers, welche mir den Fürsten Pückler-Muskau oder Varnhagen van Ense beschrieb, und jetzt lebt nur noch deren Nichte, Frau von Katte, die mit ihrem vorzüglichen Gedächtnis diese Überlieferungen pflegt.

Hedwig Brühl ist bereits vergessen, die Erinnerungen an die Gräfin von der Groeben, geborene von Eschwege, werden sich aber noch lange erhalten. Seit vielen Jahrzehnten hat sie die Berliner Welt in ihrem Haus Fürst-Bismarck-Straße 3 bei sich gesehen, hat zu den bekanntesten und beliebtesten Damen gehört. Sie „war“ nicht nur schön, diese Urgroßmutter „ist“ es noch heute, mit ihren feinen, regelmäßigen Zügen, ihrer Haltung, ihrer maßvollen Eleganz. Da ihr Sohn, wie auch ihr Schwiegersohn unserer Diplomatie angehören, stellt sich diese besonders häufig bei ihr ein. Ihr Landhaus in Norderney bildet zur Sommerzeit einen Mittelpunkt der Gesellschaft.

In der Nähe, am Platz der Republik 5, wohnt seit dreiundvierzig Jahren die Gräfin Sascha Schlippenbach, und an Sonntagnachmittagen gehen viele Besucher von einem Haus zum andern. Es ist die ehemalige Radowitzsche Wohnung. In seinen Erinnerungen erzählt der Botschafter über das dortige ansprechende Familienleben. Auch bei der liebenswürdigen Gräfin Schlippenbach hat ganz Berlin verkehrt, und zur Zeit eines ihrer Hausfreunde, des Prinzen Arenberg, hatte ihr Kreis einen politischen Charakter. Auch mit dem Botschafter Radowitz war sie befreundet, der Mann ihrer ebenso liebenswürdigen Schwester, der Gräfin Tattenbach, war ebenfalls Botschafter; so gehörte sie während der Algeciras-Konferenz zum engsten Kreis und hat in manche wenig beleuchtete Episoden hineingesehen.

In derselben Gegend, über der Gräfin Gröben, wohnten eine Zeitlang Graf und Gräfin Harrach. Mit welchen Namen könnte ich besser diese flüchtigen Umrisse aus der ehemaligen Berliner Welt beschließen? Vom Maler, dem Grafen Ferdinand Harrach, wird heute wenig gesprochen, kommende Zeiten werden jedoch sicherlich seine Bildnisse schätzen. Schon damals wirkte seine Malweise glatt und veraltet, wie hat er jedoch die Individualitäten erfaßt! Ich kannte die meisten seiner Modelle. Diese Menschen verkörperte er in ihrem tiefsten Wesen, in ihrer innersten Wahrheit. Allseitig wurde dieser schlanke ergraute Mann mit den etwas

unregelmäßigen Zügen hochgestellt, einen lauterem, wohlwollenderen Charakter hat es schwerlich gegeben.

Seine Gattin, die Palastdame Gräfin Helene Harrach geb. Gräfin Pourtalès, war komplizierter. Das haben wenige verspürt, darauf hat mich erst Frau von Helmholtz, diese tiefblickende Beobachterin hingewiesen. „Gräfin Harrach“, sagte sie mir, „gibt sich nicht, sie führt ihr eigenes Innenleben, sie denkt ihre eigenen Gedanken zu Ende.“ Allmählich habe ich dies herausgeföhlt. Hätte ich sie, nach dem Tod der Frau von Helmholtz, die vielleicht bedeutendste Frau der Berliner Welt genannt, hätte man gestaunt. „Gräfin Harrach“, wäre geantwortet worden, „ist schön, elegant und vornehm, sie ist gütig, zuvorkommend, verständig, aber auf intellektuelle Eigenschaften würde sie nie Anspruch erheben!“ Letzteres ist vollkommen richtig, Gräfin Harrach ist zurückhaltend und bescheiden. Es läßt sich ja auch das Wesen einer „bedeutenden“ Frau verschiedentlich fassen. Mir erscheint überaus maßgebend eine selbst-erworbene Gedankenwelt, ein persönliches Urteil, und dies alles habe ich bei Gräfin Harrach verspürt und bewundert. Der kleine Kreis ihrer nahen Freunde, wie etwa Herr von Knesebeck, würde mir zustimmen. Doch die meisten sind nun tot. Auf sie hätte Carlyle, der rauhe, aber tiefblickende Bauernsohn sein lobendes Wort über das „hohe Kunstwerk“ einer Dame der Gesellschaft anwenden können.

Da sie Gäste verhältnismäßig selten bei sich sah, wird ihr Name rascher als manche anderen verblassen, doch ist eine Gesellschaft bei Harrachs etwas Erlesenes gewesen. Ich erinnere mich einer (es war die letzte vor meiner Asienreise 1911), und ich fragte mich, ob irgendeine Hauptstadt Besseres aufweisen könnte? Große Welt: viele Diener in betreßten Livreen, altes kostbares Tafelporzellan und Silber, die Hausherrin in ihrem Diadem, in ihren berühmten, von der Fürstin Liegnitz überkommenen Perlen und Spitzen, die Töchter mit ihrem anmutigen Reiz. Unter den Gästen befand sich ihr Vetter, der Reichskanzler Bethmann-Hollweg, Fürst und Fürstin Lichnowsky und Reinhardt. Graf Hermann Keyserling führte mich, auch ihm stand Asien bevor.

Ihre Erscheinung, ihre Anmut wirkte auf einen jeden. Nach einem Hofball, Anfang der achtziger Jahre, erzählte mir beglückt meine Schwester Bertha: „Denke dir nur, Gräfin Harrachs Bala-youse hatte sich aufgetrennt, ich kniete nieder, steckte sie ihr auf, und sie hat mich so entzückend angelächelt und mir so entzückend gedankt.“ Ein ganzes Menschenalter später sagte mir die junge Stephanie von Putlitz, Elisabeth von Heykings Tochter, nach einer

Gesellschaft bei Ellen von Siemens: „Nicht wahr? Gegen Gräfin Harrach kam niemand auf, sie ist doch weitaus die Schönste gewesen! Und ich habe ihr den Fächer aufgehoben, und sie hat mich angelächelt!“ Ihre Züge waren stolz geschnitten, ihre Haltung bewunderungswürdig, sie trug die Eleganz ihrer reichen Kleider zur Vollendung, und hinzukam der ihr eigene Liebreiz. Mein Vater sagte mir von ihrem Vater: „Wenn der Ausdruck bei einem Mann zulässig ist — Graf Pourtalès hatte eine ganz einzige Anmut.“

Während langer Jahre saß ich mit ihr am Vorstandstisch des Deutschen Lyceum-Clubs. Da wurden die verschiedenartigsten Fragen erörtert, und immer ersah ich ihre Gerechtigkeit, ihre Menschlichkeit und ihren klaren, unbestechlichen Blick. Durch die große Familie, durch das Berliner gesellige Treiben wurde sie sehr in Anspruch genommen. Sie kam wenig zum Lesen, aber mit tiefer Aufmerksamkeit las und liest sie ernste gehaltvolle Bücher.

Manches hat sie ihren Kindern vererbt. Wir freuen uns, daß Renate von Schubert uns in Rom vertritt, und wir sagen: „Sie ist eben eine Harrach-Tochter.“

ZWEITER TEIL

1914 – 1930

„Es gibt kein Vergangenes, das
man zurücksehnen darf. Es gibt
nur ein wenig Neues, das sich
aus den erweiterten Elementen
des Vergangenen gestaltet.“

Goethe

Krieg

„Vaterlandsliebe achtend,
vertrauend, derselben sich
freuend.“ Fichte

Auf den Gewässern von Kashmir ließ ich am 18. Mai 1914 in Islamabad mein Hausboot wenden und fuhr nach Berlin zurück. Dort bin ich am 30. Juni 1914 nach einjähriger Abwesenheit angekommen. In Kashmir empfahl man mir warm, den Hochsommer in den Bergen zu verleben: „Sie brauchen nur in Srinagar einige Zelte zu mieten und ziehen mit ihren Leuten hinauf, kehren Anfang September ins Tal zum Hausboot zurück, genießen den bezaubernden Kashmirherbst (Pfirsiche 10 Pfennige das Dutzend) und sind bequem zu Weihnachten in Berlin.“ Ich schwankte nicht, vernünftig erwogene Reisepläne sind, wenn nicht besondere Anlässe vorliegen, möglichst innezuhalten. Zur vollen Befriedigung hatte ich Kashmir genossen, ein paar Monate später wäre der Abschied mir eben so schwer gefallen.

Hätte mich jedoch der Krieg in Indien erreicht, wäre das für mich ein nicht gut zu machendes Unglück gewesen. Nicht nur wegen meiner unausbleiblichen Verhaftung als Spionin, hatte ich doch abgelegene Orte aufgesucht, war bei meinem guten Englisch für eine Engländerin gehalten worden — nicht nur, weil man mich dementsprechend schlecht behandelt hätte. Viele deutsche Frauen haben in Indien härteste Gefangenschaft erduldet, warum sollte ich diese nicht erdulden? Aber ich wäre um das große Erlebnis gekommen. Niemals haben Kriegsgefangene die Tragweite des Krieges erfaßt, nichts hätte mir diese Lücke ausgefüllt.

Die letzten Julitage waren aufregend. Noch am 30. Juli glaubten Wohlunterrichtete an die Erhaltung des Friedens, noch am 30. hat Fürst Bülow bei Gräfin Groeben die Unmöglichkeit eines Krieges auseinandergesetzt.

Am 31. wurde der Handschuh hingeworfen. Sofort lief ich umher, zum Roten Kreuz, zum Vaterländischen Frauenverein. Im

Vaterländischen Frauenverein rastloses Treiben. Die Vorsitzende, Frau Geheimrat Perkuhn, beantwortete unermüdlich Fragen am Telephon. Vor einigen Stunden hatten ihre drei Söhne von ihr Abschied genommen, sie waren freudig hinausgezogen. Natürlich wollte ich „pflegen“. Ein Jahr später sagte in einem Vortrag die mit Hingebung und bemerkenswerter Organisationsbegabung wirkende Dr. Alice Salomon, sie und ihre Genossinnen hätten auf die Herzensfreude des Pflegens verzichtet, um die ihnen auferlegte grauere Bureauarbeit zu leisten. Da schlug mein Gewissen. Ich war nur meinem Wunsch gefolgt. Scharen meldeten sich. Durch Protektion wurde ich im Elisabeth-Krankenhaus auf die Liste gesetzt, sollte auf dem angesetzten Kursus meine verblaßten Kenntnisse auffrischen.

Auf der Straße war dichtes Gedränge, man entriß den Verkäufern die Nachrichten, Männer und Knaben liefen im scharfen Trab mit dem Extrablatt in der Hand vorbei. An jeder Haustür standen lebhaft sprechende Menschen. In der Potsdamer Straße begegnete ich den zwei jungen Herausgebern der Deutschen Rundschau, Dr. Bruno Hake und Dr. Pechel. Sie verabschiedeten sich von mir, wollten, ohne den Befehl abzuwarten, sich in Kiel und Wilhelmshaven stellen; beide zuversichtlich, ruhig und ernst. Zum drauffolgenden Sonntag hatte ich Gäste geladen, unter ihnen den jetzigen englischen Geschäftsträger, damaligen Botschaftsrat, Sir Horace Rumbold; natürlich hatte ich allen abgeschrieben.

Am Sonnabend, dem 1. August, war mein Pflegekursus noch immer nicht eingerichtet. Ich ging nach dem Alten Museum, vermutlich würde ich lange nicht hinkommen. Unter den Linden war es schwarz, buchstäblich schwarz von Fußgängern, auch auf dem Mittelweg Kopf an Kopf, meistens Männer aus allen Kreisen. Ich fragte einen Schutzmann, ob die Fabriken geschlossen wären? Nein; auch er konnte sich diese unglaublich große, ruhig gehende Menge nicht erklären. Viele waren wohl mit den überfüllten Zügen aus der Sommerfrische eingetroffen, viele aus den Vororten hergeströmt. Ab und zu marschierte ein singender Trupp junger Männer vorbei. Er wurde lebhaft begrüßt, vorwiegend herrschte eine zurückhaltende stille Erregung.

Zum Abend baten Lindeiners mich nach Potsdam, da Lucie v. d. Goes die Kinder hergebracht hatte. Ich ging in den Dom zur Kriegsgebetstunde. Eine Überfüllung. Mit anderen saß ich auf den Stufen des Altars. Frauen mit ihren Gatten, Mütter mit ihren Söhnen, sehr viele in Tränen. Die Hofpredigeransprache war kläglich; man hatte den Kaiser erwartet, er kam nicht, aber die Worte

haben der vollbesetzten Hofloge gegolten. Der Redner erwähnte nicht Vaterland noch Deutschland, um so öfter die Pflicht, uns um den geliebten Kaiser zu scharen. Doch kam dieser Weihrauch nicht auf gegen die spürbare Bewegung der Gemeinde. Eindringlich wurde das Vaterunser gebetet, es brauste das „Niederländische Dankgebet“ und „Eine feste Burg“.

Draußen, nach dem Schloß zu, standen die Menschen wie Mauern; während der Betstunde war der Mobilmachungsbefehl erschienen, hatte der Kaiser vom Balkon zu den Hunderttausenden geredet, neben ihm die Kaiserin, weinend. Dora von Beseler stand dort, alle sangen „Heil dir im Siegerkranz“ und „Deutschland, Deutschland über alles“, nicht, wie man später behauptete „Nun danket alle Gott“. Unvergeßlich sei die gehobene Stimmung gewesen, ihr kamen die Tränen, als sie mit mir darüber sprach.

Ich nahm am Börse-Bahnhof den Potsdamer Zug. Mein Nachbar gab mir das Extrablatt. Es war ein gut aussehender, sympathischer junger Mann, vermutlich der Großindustrie oder der Hochfinanz angehörnd. Er sprach von der Finanzlage bei uns und bei den Feinden, von der Bereitwilligkeit, mit der er und sein ganzer Freundeskreis hinauszögen. „Wir sind übergücklich, unsere Generation hat nur Wohlleben gekannt. Es wird Zeit, daß das aufhört.“ Im Zoo stieg er aus, ich drückte ihm die Hand: „Alles Glück.“

Herr von Lindeiner kam von der Einführung des neuen Regimentskommandeurs des 1. Garderegimentes, des Prinzen Eitel-Fritz zurück. Von der einmütigen stürmischen Begeisterung war er so erfüllt, daß er kaum darüber sprechen konnte.

Schwerlich sind von irgendeinem Regiment so wenige Offiziere heimgekehrt.

Dienstag, den 4. August! Nie werde ich diesen Abend vergessen. Aus der Verbandstunde im Krankenhaus kommend, wurde mir ein Extrablatt stumm von einem Mann gereicht. Sir Edward Goschen hat seine Pässe einverlangt.

An diese Möglichkeit hatte ich noch immer nicht geglaubt, die vollendete Tatsache traf mich wie ein Keulenschlag. Wie jedem, der über Port Said hinausgekommen, war mir Englands Weltmacht klar; ich kannte den englischen Charakter, ich wußte, wie zäh sie durchhalten würden. Und dazu dieser persönliche bittere, betäubende Schmerz!

Merkwürdig war die Stimmung jener Tage. Alle wirkten rücksichtsvoll, hilfreich, selbstlos. In den Straßenbahnen ließ man keinen älteren Menschen stehen, freudig schenkte man den Ausziehenden schwer zu beschaffende Ausrüstungssachen. Wir — ich

spreche von den Angehörigen der verschiedenen Kreise, mit denen ich in Berührung kam — empfanden weder Kriegslust noch Furcht. „Wir haben den Krieg nicht gewünscht, er ist uns aufgezwungen worden. Die mächtigsten Völker der Welt wollen uns vernichten, wir werden und wir müssen uns wehren.“ Das war die Dominante. Einigen allerdings — schwerlich politisch Nachdenkenden — war unsere Kriegserklärung eine Sache der verletzten Ehre. Die bettlägerige einundachtzigjährige Frau von Bonin murmelte, so erzählte mir die Tochter, immer vor sich hin: „Wenn der Kaiser nur nicht nachgibt!“ Dabei mußten ihre sämtlichen männlichen Nachkommen ins Feld ziehen. Erst nach der Kriegserklärung wurde sie ruhig und gab dem ausrückenden Sohn und den Enkeln ihren Segen. — Sehr stark wirkte das Bewußtsein unseres guten Gewissens. Als ein Zug mit amerikanischen Staatsbürgern von Berlin abgelassen wurde, gab man ihnen freudig das Geleit, jeder glaubte felsenfest, diese Augenzeugen würden ihren Landsleuten auseinandersetzen, daß wir, weiß Gott, am Krieg die Verantwortung nicht trügen. In meinen Tagebüchern lese ich Worte, die ich in den Straßenbahnen, die Bekannte in den Dörfern hörten. Schlichtes, ernstes, freudiges „Sichstellen“ in allen Kreisen. In der Dämmerung ging ich in der Grunewald-Kolonie hinter zwei Damen her, vermutlich waren es Villenbesitzer. Still, gelassen, erzählte die eine: „und Felix sagt, da das Vaterland in Gefahr ist, muß er eben das Seinige tun, und wenn er fällt, dürfe ich nicht klagen. Das sei eben selbstverständlich“.

Jeder wollte sich persönlich betätigen. In den Straßen sah ich ergraute klapprige Offiziere in den ehemaligen, jetzt schon fremdartig wirkenden bunten Uniformen. Flehentlich hatten sie um irgendeine Arbeit gebeten. Sie schrieben jetzt dankbar in einem Kriegsamt Adressen. Den Literaturprofessor Röthe traf ich in Uniform, er war hochbeglückt, als Vorsteher am Charlottenburger Bahnhof angestellt zu sein. Es überwog die ernste Stimmung, doch war der herausgehenden Jugend die Begeisterungsfreude anzumerken. Als ich über die Halenseebrücke ging, drängte sich eine erregt grübende Menge am Geländer, auch aus den Fenstern der über der Böschung aufsteigenden Häuser. Unter uns fuhr ein langer bekränzter, fahnen geschmückter Zug vorbei, aus jedem Abteil winkten jubelnde Soldaten. Der Maler Graf Leopold Kalckreuth saß täglich unweit seines Landhauses auf dem Eisenbahndamm und wartete auf die Militärzüge. Er war alt und leidend und konnte sich nicht betätigen. Hier fühlte er sich auf Augenblicke mit den Soldaten verbunden. Was ich nie für möglich gehalten hätte geschah:

in diesen Tagen wurde auf den Berliner Straßen gesungen, schön gesungen. In den milden Sommernächten standen die Fenster offen. Auch in meiner Tiergartengegend zogen ernste und rührende Lieder singende Menschen immer wieder vorbei. Wohl noch niemals ist soviel gedichtet worden als in Deutschland zu Beginn dieses furchtbarsten aller Kriege. Jede Zeitungsnummer, jede Stadt und jede Ortschaft brachte Gedichte. Ihre Zahl wird auf das Hundert-, ja Tausendfache der in den andern Ländern damals Erschienenen berechnet.

Stark brach das religiöse Unterbewußtsein hervor. Es hielt einige Monate an, flaute dann ab. Die Nachkriegszeit hat, zum mindesten in allen protestantischen Ländern, ein ausgesprochenes Nachlassen der kirchlichen, der religiösen Bedürfnisse aufgewiesen. Damals, in jener ersten Zeit, empfanden wir vollbewußt den Vorzug der Monarchie. Wir allein zogen unter einem Obersten Kriegsherrn, unter einem Hohenzollern ins Feld. Auch dieses Gefühl hat sich zusehends abgeschwächt. Obwohl in jeder Kneipe und Weinstube, an jedem Kaffee- und Teetisch unsere Botschafter hemmungslos heruntergerissen wurden, hat man meines Wissens — erstaunlicherweise — damals Bethmanns verhängnisschwere Worte über unsern Neutralitätsbruch nicht getadelt. Wir stutzten, haben jedoch die Gesinnung dieses offenen Geständnisses bewundert. Nur allmählich ist unser Vertrauen in die Tatkraft dieses Kanzlers abgebröckelt.

Als ich am Roondenkmal vorüberging, lag dort ein Kranz mit der Inschrift: „Acht Enkel zogen für Kaiser und Land ins Feld.“ Am Tag vorher hatte der Sohn des großen Kriegsministers, von seinen Söhnen und seinem Schwiegersohn umgeben, ihn niedergelegt.

Glänzend, das merkte jeder, vollzog sich das Abrollen der Heeresmaschine. Mein im allgemeinen skeptisch eingestellter holländischer Freund Keuchenius erzählte in hellster Begeisterung über die von ihm miterlebte Mobilisierung: „Dieses Klappen, jeder an seiner Stelle! Und dieser Geist in der Armee wie in allen Kreisen.“ Meine Kusine schilderte mir den Ausmarsch der Paderborner Husaren. Immer wieder hatte man dem Kommandeur aus jeder Abteilung die knappe Meldung gebracht: „Alles bereit!“ Jedes Rad griff ein, und ergreifend war die opferbereite Fassung der Gattinnen und Eltern. Mit Ausnahme vieler weinender Frauen in der Dombetstunde habe ich damals nur eine Frau in Tränen gesehen. Es war meine Kusine Marie von Lippe. Sie weinte über ihren Mann, den frühzeitig verstorbenen General, über das körperliche Gebre-

chen ihres einzigen Sohnes. „Die beiden können nicht hinausziehen“, sagte sie, „und darüber komme ich nicht hinweg.“

Wir alle empfanden die uns umgebende furchtbare Gefahr. Siegesjubiläum kam nicht auf; Kriegsziele, Eroberungspläne waren in jener Zeit nicht vorhanden, einzig der Wille zur Verteidigung und zum Durchhalten, was es auch kostete.

Der Sozialist Winnig spricht von der „Urgewalt“ jener Stimmung in den Arbeitermassen. Es war dieser erregte, wenn auch gedämpfte Grundton der Allgemeinheit von einer nie erlebten Kraft. Es hob uns die ergriffene Steigerung aller Gefühle.

Hilfsschwester

„Man ist nur insofern zu achten als man achtet. M. v. B.

Im Elisabeth-Krankenhaus besuchte ich indessen einen Kursus und versuchte mich nützlich zu machen. Um $\frac{1}{2}$ 8 war ich dort, wusch die „äußeren Männer“ und lernte dabei zu. Denn wenn ich sie möglichst zart berührte, baten sie: „Schwester, packen Sie doller an“ oder „Schwester, schrubbern Sie direkt“.

Aber noch blieben unsere Verwundeten aus! Da wurden 106 angemeldet! Herzklopfende Beglückung. Doch es geschah die Gemeinheit, durch, wie es hieß, Schliche der Maltheser Ritter, daß die Verwundeten bei der Ankunft in Berlin abgefangen und dem katholischen Hedwigs-Krankenhaus übergeben wurden. Als die Schwester mir das mitteilte, ballte sie ihre kleine Faust. Es kam jedoch die ersehnte Stunde, und ich war gerade im Saal, als ein halbes Dutzend kräftiger, bärtiger, verwundeter Krieger eingeliefert wurde. Ich ergriff den nächsten, zog ihn aus, zog ihm das bereitliegende Hemd an und leerte die Taschen. Sie enthielten Kugeln, Granatsplitter, Zigaretten, Schokolade und Seife. Der Landwehrmann betrachtete das blütenweiße Bett. „Darf ich da wirklich hinein?“ „Aber natürlich“, und mit einem Ausdruck restloser Befriedigung lag er da, während ich ihm sein Frühstück brachte.

Sie waren überaus sympathisch, meistens hatten sie nur wundgelaufene Füße. Im Operationssaal sagten die Chirurgen bitter, „das haben wir uns anders gedacht“, und sie hofften auf bessere Zeiten. Diese kamen. Wir erhielten entsetzliche Transporte, und ich hatte das Glück, dauernd im Operations- und Verbandssaal zur Hilfeleistung angestellt zu werden. Meine Kriegsschwester-Kolleginnen waren mir in manchem über; alle Mittel und Salben und Tupfen und Binden und Instrumente konnten sie sich merken, und das wurde mir sehr sauer. Mir lag anderes. Mit meinen kräftigen Armen hielt ich die zu Verbindenden, sprach ihnen gut zu, sie klammerten sich an mich. Denn es war uns Außenstehenden eine traurige Überraschung, was alles, trotz aller Erleichterungen, die

Verwundeten aushalten mußten. Die Ärzte durften ja nur im Notfall zu den Narkotika greifen. Die Offiziere zeigten sehr viel Haltung, wurde der Schmerz jedoch unerträglich, schrien und stöhnten auch sie. Nachher haben sie sich entschuldigt: „Früher hielt ich jeden Schmerz aus, der Krieg hat mich aber zu kaputt gemacht.“ Sehr verschieden benahmen sich die Mannschaften, einige knirschten hörbar mit den Zähnen, gaben aber keinen Ton von sich; ich, die ich sie hielt, sah jedoch den ausbrechenden Schweiß. Andere ließen sich gehen. Kläglich benahm sich Schmidt, Saal II; da hieß es eines Morgens: „Schmidt hat ‚das Eiserne‘ bekommen! Ausgerechnet er!“ Als die Schwester ihn auf der Bahre hineinfuhr, allgemeine Beglückwünschung, er strahlte vor Stolz, und tatsächlich nahm er sich von diesem Tag an zusammen. Bewunderungswürdig war die Heiterkeit der meisten, sowie der furchtbare Schmerz vorüber war. Unbekümmert haben sie sich geneckt. „Was“, hörte ich, „du an der Front verwundet! Du bist man bloß aus Versehen vom Bagagewagen heruntergefallen.“ Erstaunlich die fröhliche Lebenszuversicht der Amputierten.

Sehr gern wurden in den Sälen Volksschullehrer gesehen, nicht nur, so sagten mir die Schwestern, schickten sie sich in alles, ihr Einfluß selbst auf schwierige Zimmergenossen sei vorzüglich. Erwünscht waren auch Berliner. Sie seien guter Dinge, anständig, sofort käme man mit ihnen weiter. Gleichlautende Erfahrungen hatten früher mir Frau von Boetticher und Frau Heyl aus den Heilstätten berichtet. „Am gefälligsten“, so lese ich in meinem Tagebuch, „ist Scherfling, ein Friseur aus dem Berliner Osten. So wie er aufstehen konnte, stülpte er die Ärmel auf und scheuerte mit Feueereifer den Saal. „Ach was, wir kriegen hier unser gutes Essen, da können wir auch arbeiten, und warum soll Schwester Thekla sich so abrackern?“ Ein anderer Berliner spielte, im Bett liegend, Mundharmonika und war immer besonders höflich. Neulich, er ist schon auf, war er bei seiner Frau gewesen und hat mir von ihr erzählt. „Meine Mutter hatte eine Nähstube, und als Knabe mußte ich Knopflöcher machen. Da kam denn die Kleine vom Nachbar und half mir dabei, und so gingen wir immer zusammen, und ich habe mir nie etwas aus einer andern gemacht. Als ich fünfundzwanzig war, heiratete ich sie, und wir stehen uns gut.“

Ausnahmslos sprechen sie einfach, ohne sich zu beschweren, über ihre Entbehrungen und Qualen. So neulich einer, der vom Osten hergeschickt wurde: „Schließlich kamen die Sanitäter, und wir wurden auf Leiterwagen verladen und fortgefahren. Es dauerte

aber vier Tage und vier Nächte, ehe wir zur Bahn kamen.“ „Und wie war die Verpflegung?“ „Ja, zweimal kamen wir an Sammelstellen, da gab es Tee und Brot, mehr hatten sie doch selber nicht.“ Einer war mit entsetzlichen Wunden vier bis fünf Tage im Viehwagen, auf Stroh liegend, gereist. „Dafür aber“, so schloß er, „fuhren wir von Hannover aus II. Klasse wie die Fürsten.“ Ein wahres Kind ist „Ottochen“; er hat große Warzen auf den Händen: „Das kommt von all den Leichen, die ich trug. Einige Franzosen, die von ihren Leuten nicht geholt wurden, waren schon schwarz.“ Ähnlich wie ein Musketier es mir erzählte, mag das Ende mancher Leutnants gewesen sein. „Einige von uns, vom 3. Garderegiment“, sagte er, „waren mitten in den Kanälen und Flußarmen bei Dixmuiden. Das Feuer war so furchtbar, daß wir nicht weiter wollten.“ Da sagte der Leutnant, „dann gehe ich allein vor“, und er ging vor. Da folgten wir ihm, aber schließlich mußten wir uns im Schilf verkriechen.“ „Auch der Leutnant?“ „Nein, der war schon gefallen.“ — Schauerlich klang ein ruhiger Bericht: „Wir fielen rechts und links und wollten nicht weiter. Da zog der Leutnant seinen Revolver und sagte: ‚Verfluchte Hunde, drauflos‘, und schoß zwischen uns. Da gingen wir wieder vor, bis ich verwundet wurde und hinfiel.“

Neulich erschien im Verbandszimmer ein hübscher, frischer, blutjunger Oberleutnant von Trotha in seinem durchschossenen und durchstochenen Feldgrau. Am 31. Dezember war er verwundet worden. Darauf ich: „Das war aber eine böse Silvesterfeier.“ „Ach nein, es war herrlich. Ich führte einen Zug mit Freiwilligen, meistens Marburger Studenten, famose Jungs. Wir krochen auf einen Schützengraben zu und nahmen ihn. Auf einmal traf mich einer auf 6 Fuß Entfernung, worauf ich ihn erschöß. Dann aber kamen andere, und da ich zu Boden gefallen war, stocherten sie mit dem Bajonett auf mir herum, sonderbarerweise ohne mir zu schaden. Nachher kamen meine Freiwilligen und trugen mich hinaus.“ (Für diesen Streifzug ist er zum Eisernen Kreuz I. vorgeschlagen worden.) Der junge Unteroffizier Schulz (auch Eisernes Kreuz nach einer glänzenden Patrouille) sprach mir über seine Leute. „Die hatte ich in der Hand, die gingen durch dick und dünn, aber fast alle sind gefallen.“

In jener Zeit wünschten alle Jugendlichen, möglichst bald wieder hinauszugehen, aber auch viele reife Männer „hielten es nicht länger aus, so faul hier herum zu liegen“. Sehr oft hörte ich die nüchtern, unbewußt naiv vorgebrachte Ansicht: „Im Feld ist es ja sehr gefährlich, aber sehr schön.“

Als ich eines Morgens antrat, herrschte noch freudige Erregung. Am vergangenen Nachmittag war die Kaiserin dagewesen. Ausnahmslos allen, vom Chefarzt bis zum Pförtner, hatte sie es angetan. Es gibt keine Vorschrift über den Besuch einer Hohen Frau bei bettlägerigen Soldaten. Aber in jedem Saal, so sagte mir ein Arzt, hätten sie, ihrem instinktiven Gefühl zufolge, „stramm gelegen“, die Arme auf der Decke „an der Hosennaht“, die „Augen gerichtet“. Im Saal V konnte die Begeisterung sich nicht halten, und die Insassen verfaßten zum bald darauf folgenden Geburtstag der Kaiserin einen Brief. Drei Tage später kam ein Schreiben ... „Kaiserliche Angelegenheit. Ihre Majestät hätte sich über die Wünsche sehr gefreut und ließe noch einmal gute Besserung wünschen. Von Spitzemberg, Kammerherr I. M.“ Saal V stand obenan, wurde allseitig bewundert.

Offiziere wie Mannschaften sind oft wenig gut auf die Sanitäter zu sprechen. „Wie anders“, sagte mir ein Leutnant mit Zustimmung seiner Bettnachbarn, „benahmen sich unsere Leute. Als ich aus der Betäubung aufwachte, hörte ich, wie sie hinter der Deckung sagten, ‚wir müssen den Herrn Leutnant hinaustragen‘. Und im Schritt trugen mich vier durch den Kugelregen.“ Über die Ärzte im Feld waren die Ansichten geteilt, nur mit Verehrung und Dankbarkeit wurde in der Regel von den Krankenschwestern gesprochen. Gewiß gab es mancherlei Spreu. Eine Oberschwester sagte mir: „Kriegsschwestern mit nicht einwandfreier Vergangenheit zeigen anfänglich den besten Eifer, dann erliegen sie dem gefährlich nahen Verkehr mit Männern.“ Eine psychologische Verwicklung hörte ich von einer klugen Oberin. „Junge Offiziersfrauen flehen mich an, sie zu beschäftigen, sie hielten sonst die Vereinsamung und Sorge nicht aus. Sie erweisen sich als hingebend tätig — bis einer der verwundeten Offiziere sie an ihren Gatten erinnert. Dann verlieren sie ihren Halt, und dann überweise ich sie einem andern Arbeitsfeld.“

Schwer war im Elisabeth-Krankenhaus die Auswahl der nach dem Kriegsschauplatz geschickten Schwestern gewesen. Alle wünschten sehnüchtig hinauszuziehen, und doch mußten unbedingt viele der Erprobtesten bleiben. Ich bewunderte die Zucht, mit der diese ihre Enttäuschung trugen, ebenso sehr als den Mut, den die Feldschwestern zeigten. Ein Offizier, der es mir erzählte, sah, wie zwei Diakonissinnen mit einer Verwundetenbahre mitten im Kugelregen über den Marktplatz von Löwen schritten. Ganz ruhig, in grader Haltung. Es waren Elisabeth-Krankenhausschwestern. Das maßgebende Urteil über Kriegsschwestern erhielt ich

während der noch zu erwähnenden Etappenreise von der Behörde, welcher die gesamte Pflege unterstellt war. „Die richtigen Schwestern, die Diakonissinnen und Nonnen, sind über alles Lob erhaben. Hingegen waren unter den ‚Kriegsschwestern‘ manche unmöglich, wir haben sie zurückbefördert. Immerhin sind die Skandalfälle recht vereinzelt gewesen.“ Wörtlich wurde mir dieses von einer anderen ebenso befugten Stelle bestätigt. Tendenziös irreführend ist Arnold Zweigs „Sergeant Grischa“.

Eigenartig wirkte sich die Narkose im Unterbewußtsein aus. Ein Leutnant sprach unentwegt französisch, ein herrschaftlicher Kutscher jammerte, er sei ein braver Landwehrmann, verheiratet mit vier Kindern. Einer rief immer wieder nach seiner Mutter, einer schrie der Schwester ins Gesicht „Sie Aas“. Einer war noch im Gefecht ... „Herr Leutnant, der Wald steckt voll Franzosen!“ und dann „Der Gott Zebaoth ist mit uns. Der Gott der himmlischen Heerscharen steht uns bei.“

Ab und zu kam ein umfangreicher Transport. Dann wurde von 7¹/₂—15 Uhr, ja bis 17 Uhr, verbunden. Solche Großkampftage haben wir Hilfsschwestern sehr geschätzt.

Stimmungen

„Die Zustände ganz treu
schildern, wie sie sich dem
Auge in der Erinnerung dar-
stellen“.
Goethe.

Mehr und mehr hatte sich auf allen Gefühlsgebieten der Kriegsdruk ausgewirkt. Anfänglich war von Feindeshaß wenig bei uns zu spüren. Vor allem beruhte das eintretende Anschwellen auf unsere ohnmächtige Wut über das Verleumdungsgift. Überaus zugkräftig erwies sich England gegenüber das Schlagwort „Krämerneid“. Diese primitive Vereinfachung einer sehr verwickelten politischen Sachlage durch die große Masse darf nicht überraschen, wenn selbst Generalfeldmarschall von der Goltz 1915 in einem Privatbrief schrieb: „Dieser unheilvolle Krieg . . . ist einzig nur aus dem elenden Futterneid Englands entstanden.“ Er hätte jedoch einiges über die drei englischen Bündnisangebote, über die Wirkung vom Flottenbau, von Agadir und Björki wissen müssen.

Lissauers Haßgesang schlug ein. Von dem zugrundeliegenden Trinkspruch auf den kommenden Tag meinten damals zwar alle, welche Übersee und die Marine kannten: „Quatsch! Das ist Herrn Lissauers blühende Phantasie.“ Später jedoch sagte mir Admiral von Truppel, „so ganz erfunden ist die Sache nicht. Als ich in China mal abends auf einem Kriegsschiff zu Gast war, bemerkte ich, daß am unteren Tischende die Leutnants sich lächelnd zu tranken. Ich fragte den Kapitän, was da vor sich ginge? „Ach, das ist eine neue Albernheit dieser dummen Jungens. Sie trinken ‚auf den kommenden Tag, auf den Krieg mit England‘.““ Dann hörte ich, daß dies auf einem andern Schiff untersagt worden sei . . . Auf Aschenbechern und Ansichtskarten war „Gott strafe England“ zu lesen. Noch schlimmer: Der Brief eines welterfahrenen, hochgestellten Freundes zeigte diese Worte auf dem Umschlag. Ich verschweige den Namen, er würde alle überraschen.

Unbegreiflich war diese Entrüstung auf die Feinde ganz gewiß nicht, täglich litt ich jedoch unter den selbstgerechten Phrasen, den geschwellenen Schmähungen der Tagespresse, den Flug-

schriften, den Reden. Vielleicht war diese Kost notwendig. Sie wurde auf jeden Fall bei den Gegnern noch reichlicher dargeboten.

Eine Bußstimmung lag in dieser schweren Zeit nahe. Von jeder Kanzel, von zahllosen Rednerpulten wurde immer wieder das Kriegsunglück als göttliche Ahndung unserer zum Himmel schreienden Genußsucht und Sittenlosigkeit dargestellt. Dies wurde auch ganz allgemein geglaubt und wurde reuig entgegengenommen. Gewiß hatte jeder von uns Grund zur Zerknirschung, nur waren Genußsucht und Sittenlosigkeit bei den Feinden nicht geringer, sondern größer gewesen. Als ich einer ausländischen Kosmopolitin später von diesen Bußpredigten erzählte, lächelte sie. „Im Vergleich zu Paris, London, Neuyork oder Petersburg ging es ja in Deutschland noch einigermaßen gediegen zu.“ Anschaulich schildert die Herzogin von Clermont in ihren Erinnerungen: „Au temps des équipages“, die in Paris rauschhaft angeschwollene Vergnügungssucht in der dem Krieg vorangehenden Zeit. Wäre Moral ausschlaggebend, hätten wir den Krieg gewonnen, die Niederlage hing enger mit unserer auswärtigen Politik, mit unsern Führern, als mit unserer Verderbtheit zusammen.

Sehr rasch hat bei uns wie bei den Feinden die unvermeidliche Kriegsentartung eingesetzt. Schon im Frühherbst 1914 war schlimme Korruption in bisher achtbaren Kreisen deutlich ersichtlich. Liebesgabenzüge hat man auf freiem Feld ausgeplündert, in erschreckendem Maß wurden von Postangestellten Postsendungen unterschlagen und haben Unbefugte im Feld Liebesgaben sich angeeignet.

Es wucherte die ebenso unvermeidliche Begleiterscheinung der Lügenmären. Am 1. September 1914 schrieb ich bekümmert in mein Tagebuch: „Aus bester Quelle höre ich aus Potsdam von dem Landesverrat eines Generals. Er hat den Russen militärische Pläne verkauft.“ Dies wurde einem der bekanntesten, geachteten, beliebtesten, heute noch lebenden Kriegsführer damals nachgesagt!

Nachdem die Verwundeten meistens von einem Lazarett zum andern versetzt wurden, änderte sich ihre Stimmung. Das tatenlose Lazarettleben hat ungünstig gewirkt. Späterhin wurden erfolgreich Kurse von Frauen eingeführt, nützliche Beschäftigungen wurden gelehrt. Vorderhand erhielt das Elisabeth-Krankenhaus die Verwundeten noch meistens vom Schützengraben her, sie waren anspruchslos und dankbar.

Oft, wie beim Thermometeranlegen, hatte ich Gelegenheit, mancherlei von ihnen zu erfahren, z. B. über ihr Verhältnis zu den Offizieren. „Sehen Sie Schwester“, meinte ein Oldenburger, „so von selbst möchte man nicht direkt ins Feuer, aber wenn der

Leutnant vorangeht, folgen wir ihm.“ Und ein anderer: „Hauptsache ist natürlich die Führung, auch den jüngsten Offizieren sind wir gefolgt, und ohne sie ging es nicht.“ Oft ersah ich, wieviel sie von ihren Offizieren erwartet haben. „Furchtbar aufregend“, sagte einer, „waren die Stunden vor dem Sturm, dann zitterten alle, selbst die Offiziere.“ Einer hatte 22 Stürme erlebt. „Zu entsetzlich“, sagte er, „war aber der eine, da haben alle, auch die Offiziere geweint und gebetet. Beim ersten schlimmen Angriff haben die meisten jungen Freiwilligen geweint, aber sie sind trotzdem tapfer vorgegangen.“ Ein Regimentskommandeur sagte mir, die Mannschaften hätten ein durchaus richtiges Gefühl für die Bedeutung der älteren Offiziere. Sie mißbilligten es, wenn diese sich aussetzten, meinten, „die brauchen wir doch so notwendig“. Ein heutiger Botschafter, damals aktiv, kam aus der Front und erzählte mir: „Wenn ich die Laufgräben abging oder sonst mich in Gefahr begab, immer und allzeit sind unaufgefordert, unerwartet, wie aus dem Boden gewachsen, einige meiner Schwarzwälder aufgetaucht. Sie wichen nicht von meiner Seite.“

Am Heiligabend hatte man alle Transportfähigen zur Feier in die Kapelle getragen. Viele waren jedoch noch bettlägerig. Bei denen blieb ich, setzte mich zu ihnen und plauderte mit ihnen. Jeder Raum hatte seinen brennenden geschmückten Baum. Es hatte erpichten Wettbewerb gegeben, jeder Saal wollte den schönsten Baum aufweisen, und wochenlang hatten diese ungeübten Soldaten am Schmuck gebastelt. In einem Zimmer lagen drei blutjunge Leutnants, und ich brachte sie auf ihre Erlebnisse zu sprechen. „Das, Schwester, wissen wir ja ganz genau, keine Kategorie hat so bluten müssen, ist so weggefeigt worden, wie unsere. Wir haben es aber auch gemacht, wir gingen voran, dann folgten sie uns.“ Die gleichen Worte hatte der Oldenburger gebraucht.

Mehrere Jahre nach dem Krieg, 1923, sagte mir ein rechtsstehender General: „Wenn ich nachts wach liege, grüble ich oft über die eigentlichen Fehler unserer ehemaligen Armee. Das schlimmste war die klaffend unterschiedliche Behandlung von Offizieren und Mannschaften. Wir erhielten im Krieg hohe Gehälter, sie nur ein paar Pfennige. Und der Punkt Verpflegung! Mit aller Kraft habe ich stets gegen Schimpfworte und Beleidigungen angekämpft, aber Sie glauben nicht, wie schwer es ist, dies den Unteroffizieren ganz zu untersagen. Auch hatten zweifellos einige Offiziere einen schlechten Ton angeschlagen. Immer versuchte man Soldatenmißhandlungen auszurotten, sorgfältigst wurden Klagen untersucht, streng wurden Übergriffe bestraft. Und in den wachen Stunden

frage ich mich: „Was hätte vermieden werden können, was war unvermeidlich?“

Mit offener Anerkennung beschrieb mir ein Pommer die Bayern. „Wir kamen auf einen bayrischen Trupp, sehr viele junge Freiwillige, da sagten sie uns: ‚Jungens, geht nur zurück, das machen wir alleine.‘ ‚Die‘, meinte er nachdenklich, ‚greifen sofort ganz ohne Vorbereitung an. Bei uns gibt es erst eine Ansprache vom Herrn Hauptmann und dann spielt Musik (es war die erste Kriegszeit), aber die Bayern gehen los, wie sie gehen und stehen.“

Im vierten Kriegsjahr veränderte sich das Bild. Da hielten die Pommern am sichersten stand!

Viel Aufschlußgebendes, Gutes wie Schlechtes erzählten mir die Verwundeten über unsere Gegner. Kein Lazarettgespräch hat mich jedoch so gepackt wie gleich nach Tannenberg die Worte eines Soldaten: „Ja“, sagte er in seiner ruhigen Art, „wir haben es ganz schlimm gehabt und wir haben furchtbar gehungert. Aber dann kam der Feldmarschall von Hindenburg und dann wurde es besser. Der hat uns nur eingesetzt, wenn es eben sein mußte. Der hat für uns alle gesorgt, der hatte ein Herz für uns.“ Erst seit einigen Wochen kannte sozusagen Deutschland seinen Namen, es war ihm keine Legende vorangegangen. Woher hatte dieser einfache Mann den Eindruck erhalten? Wie vermochte in dem Riesenheer, in der Menschenmasse, diese Persönlichkeit sich so auszuwirken? ...

Überaus stark war das neue Erlebnis der Kriegskameradschaft. Ein Freund von mir hatte aus dem Schützengraben entsetzte Briefe über das „unsagbare Grausen“ geschrieben. Nach sieben Wochen erkrankte er. Er wurde nach Berlin zum Großen Generalstab kommandiert und sagte mir: „Ich verzehre mich vor Sehnsucht, ich kann es kaum noch aushalten, nicht mehr dort bei den anderen zu sein, mit denen ich all das Furchtbare erlebt habe. Beim Abschied habe ich geheult, auch die anderen Offiziere, auch meine Leute. Jetzt kommt mir alles nüchtern und kalt vor.“ Eine Bekannte aus der Provinz erzählte mir: „Ich hörte, daß der Mann meiner Waschfrau auf Urlaub gekommen war und sagte ihr: ‚Nun, das ist doch schön gewesen!‘ Sie antwortete halb unwillig: ‚Ach ja, gnädige Frau‘, und als ich sie erstaunt ansah, fuhr sie fort: ‚Ich hatte es mir ja anders gedacht, hatte alles so nett gemacht, aber er wurde unruhig und hat schließlich die Tage bis zur Rückfahrt ins Feld gezählt. Er sagte mir: Du kannst es eben nicht verstehen. Mir fehlen die andern so, ich möchte bald wieder bei ihnen sein.‘“

Das war der neue Geist der Kameradschaft.

Wandlungen

„Wir wandeln uns nicht
mehr, aber wir wachsen.“

Paul Graf Yorck an Dilthey.

Lange Jahre hindurch stand im Lyceum-Club die Kriegshilfsarbeit obenan. Hedwig Heyl verhandelte mit Zivil- und Militärbehörden in Sachen der Ernährung, der Erwerbsmöglichkeiten, der Fürsorge. Immer von neuem wurden unter ihrer Leitung neue Mittel und Wege erdacht, von den Klubmitgliedern ausprobt und ausgeführt. Bewunderungswürdig war bei dieser Frau die Vereinigung von Großzügigkeit und einer sorgsam hausfraulichen Berücksichtigung des Kleinen.

Auch hier machten psychische Schwankungen sich geltend. Großen Eindruck machte eine stramme Exzellenz, die uns in der ersten Kriegszeit von ihrer Frontreise berichtete. Der mit schwerer Verwundung zurückgeschickte Bruder hatte ihr das Wort abgenommen, für das Lazarett, aus dem er kam, Sorge zu tragen. Es lag ganz vorn, etwas außerhalb, und es fehlte an allem. Sie bepackte ein Auto, berief sich auf den Namen ihres Vaters und ihres verstorbenen Gatten — beide waren Kommandierende Generäle — und bezwang durch ihre Willenskraft alle Hindernisse und Verordnungen und gelangte dorthin. Grenzenlos sei die Dankbarkeit der Ärzte und der Verwundeten gewesen. Nun sollten, nun mußten wir alle noch weiter helfen. Gleich wurde gesammelt; überaus angenehm hatte die schlichte Entschlossenheit dieser Soldatentochter berührt.

Einige Monate darauf sprach sie wieder im Klub. Da haben wir eine feindeswütige, Gift und Galle speiende Kannegießerin vernommen. Im Vorstand beantragte ich, künftigen Rednern eine würdige Mäßigung vorzuschreiben; von den zwanzig Vorstandsmitgliedern war nur eine, deren Namen ich unterdrücke, dagegen.

Ich nenne auch besser nicht die Namen der Politiker und Staatsmänner, die mit überzeugter Frische Annexionspläne ausposaunten. „Belgien darf nicht wieder herausgegeben werden, auch Luxemburg nicht ohne weiteres, auch müssen wir unbedingt verschiedene Teile Frankreichs behalten!“

Vor mir sehe ich den einen würdigen, hochstehenden Staatsminister, während er mir auseinandersetzte: „... Selbst die normannische Küste noch weit westlich von Calais wird notgedrungen bei Deutschland verbleiben.“ Mir sträubte sich das Haar. Er lebt noch und würde seine Worte vermutlich bestreiten.

Aus alten Tagebüchern kann ich nachweisen, wie stark ich lange vor dem Krieg sowohl im Tridentino als in Krakau die Vergewaltigung eines Volkes mit eigener Sprache, Kultur und Geschichte als Unrecht empfand. Auch als eine falsche Politik, als Schwächung, nicht als Stärkung des beherrschenden Staates ... Die Achtung eines fremden Volkes bedingt Achtung der eigenen Kultur.

Seit vielen Jahren saß ich im Vorstand des Deutschen Sprachvereins, jetzt arbeiteten wir mit Hochdruck, haben manches damals durchgesetzt, auch manche Überraschungen erlebt. Vor Jahren hatten wir seufzend eingesehen, daß gegen das ebenso eingewurzelte als häßliche „Adieu“ nicht anzukämpfen sei. Einige Hinweise, und in kürzester Zeit war es in allen Teilen Deutschlands verschwunden. Gebrauchte ein Großvater das verfehlmte Wort, sah ihn der vierjährige Enkel vorwurfsvoll an und antwortete betont: „Auf Wiedersehen!“ Die Handwerkerinnungen berieten über praktische Verdeutschungen, holten sich Vorschläge vom Verein, haben manche Wortschädlinge entfernt. Sehr bedenklich erschien mir jedoch der Schrei nach der „deutschen Mode“. Ich wußte etwas über die Gesetze der Weltmode, über das Verständnis der Qualität, über die Pflege des Geschmacks in den verschiedenen Ländern. Auch über die volkswirtschaftliche Bedeutung unserer Ausfuhr-Fertigware, die nur enger Zusammenhang mit der Weltmode ermöglicht. (Auf hundert von uns ausgeführte Damenkleider kamen elf eingeführte französische Modelle. Und nur deren sorgfältige Beachtung hat uns konkurrenzfähig gemacht.) Damals kam jedoch aus einer Mittelstadt ein kunstgewerblicher Professor angereist. Er entwickelte im Lyceum-Club die Metaphysik der deutschen Mode und verkündete ihren kommenden Siegeszug. Da begehrte ich auf, brachte meine Gründe vor, verhehlte nicht mein Erstaunen, daß zum erstenmal in der Geschichte eine Modeumwälzung nicht von der Großstadt, sondern von der Provinz ausgehen solle! Er mußte zugeben, daß, wie ich andeutete, er noch niemals ein Schöpfung von Worth oder Doucet gesehen habe. — Trotzdem „mißbilligte er die ganze Richtung“.

Es war unterhaltend, wie unsere maßgebenden Häuser an dieser Regung der Volksseele nicht lautlos vorbeigingen, ihr hier und da mit pathetischen Worten zustimmten, aber natürlich unentwegt,

wenn auch diskret, die Weltmode befolgten. Recht unerwartet wirkt meine Tagebuchbeschreibung der allerersten Berliner Modeschau, denn sie ereignete sich im Frühling 1915 im Abgeordnetenhaus! „Regste Beteiligung, noch nie hat man dergleichen gesehen. Es war das einzige nette Lustspiel dieses todernsten Jahres.“ Kostspielige, sinnige Aufmachung; ein von Rosenhecken eingerahmter Weg, an den Ecken rosa atlasbehangene Tempelchen, in der Mitte ein kostbarer Damenspiegeltisch. In immer neuen Schöpfungen zogen die niedlichen Vorführdämchen langsam auf den neuen Stöckelschuhen vorüber. Dichtgedrängt saßen wir Berliner Damen ringsumher, hinter uns ebenso dichtgedrängt die Herren. Zwischen den unverkennbaren, tiefdunklen Fachleuten der Modehäuser, Admiräle, Geheimräte, Schriftsteller und Künstler.

Drastische Posse war hingegen eine stürmische öffentliche Versammlung über besagte deutsche Mode. Sie sollte zwischen den volkswirtschaftlichen und vaterländischen Gesichtspunkten eine Brücke schlagen. Schlecht angezogene dickliche Damen priesen mit leidenschaftlichen Gesten und flammenden Worten die nationale Pflicht, sich gleich ihnen „deutsch“ zu kleiden. Sie wurden jubelt, die große Menge ging mit. Neben mir entrüsteten sich Fachleute: „Diese Frauen wagen es, über Mode zu sprechen? Sie tragen ja nur Barchentwäsche!“ Vorführdamen spazierten herein, zeigten maßvoll moderne, ganz annehmbare Kleider — sie wurden ausgezischt. Ausgezischt wurde auch eine bekannte Modenschriftstellerin, die einen Mittelweg vorschlug. Es wuchs die Erregung, die Versammlung wurde geschlossen, heftig redende Frauengruppen blieben im Saal, es mußten die Lichter ausgedreht werden.

Einige anziehende neue, in keiner Weise mit dem Krieg zusammenhängende Theaterstücke wurden gebracht, und wir genossen vorzügliche Konzerte. Instinktmäßig verlangte ich Bach und Beethoven und habe Wagner abgelehnt. Tausende empfanden, jeder für sich, das gleiche. In der uns schier zerreißenden Spannung suchten wir jene Größe und Kraft, während wir eine nervenaufregende Erschütterung mieden.

Ich lese Tagebuchnotizen über das damalige Gesellschaftsleben. Allerdings hat sich dieses, meines Wissens, nur auf Berlin und nur auf die einstmalige „Welt“ beschränkt. Ich glaube nicht, daß diese Kreise leichtfertiger als andere waren, aber hier verblieb eine lebhaftere gesellige Tradition. Meistens ging es einfach zu, man wurde angerufen: „Sollten Sie Donnerstagabend frei sein, es ist vom Land ‚etwas‘ angekommen.“ „Mit tausend Freuden“, lautete immer die Antwort. In den großen reichen Häusern ging es ent-

sprechend zu. Ich erinnere mich einer Gesellschaft, in welcher der Herzog und die Herzogin von Hatzfeld-Trachenberg, Fürst Wedel, Fürst und Fürstin Bülow nebst zahllosen Exzellenzen zugegen waren. Sie haben das Gebotene sichtlich gewürdigt und sagten der Hausherrin: „Verachten Sie mich nicht, gnädige Frau, ich nehme mir aber noch ein Stück dieser Pute.“ Bezeichnend war die Tafel eines dieser Häuser. Wir aßen auf Silber. Den Tisch schmückten berühmte Nymphenburger Gestalten, aber es gab keine einzige Blume, keinen Nachtsch. Mit der zunehmenden Dürftigkeit unserer Kost wuchs die zunehmende Verwilderung unserer Formen. Erschien der Braten, stockte unbewußt das Gespräch, unsere Augen folgten der Schüssel, und wir nahmen uns mehr als wohlherzogen zu nennen war.

In weiten Kreisen wurde jedoch auf eine zeitgemäß schlichte Geselligkeit hingewirkt, auch ich habe darüber viel geschrieben und oft geredet. Gerade in so schweren Zeiten, sagten wir, täte eine Aussprache gut, wir sollten zusammenkommen, aber erst nachdem wir bei uns zu Abend gegessen hätten, nur zu einer Tasse Tee. In der Kleinstadt hat man — angeblich — diese Vorschläge befolgt, in Berlin ließen sie sich nicht durchsetzen. Überall hat sich heute die Bewirtung vereinfacht, aber die Form der Geselligkeit muß praktisch und beliebt sein, und bei der vorgeschlagenen neuen Form war das nicht der Fall. Sehr beliebt waren hingegen die Nachmittagsempfänge. Über zwei Dutzend offene Häuser standen mir wöchentlich zur Wahl, während München und Dresden auch auf diese regelmäßigen Empfänge verzichtet hatten. Die Teetasse in der Hand wurde Wichtiges und Interessantes, wie auch kraß Unwahres weitergegeben. Daß mein Bruder Waldemar im Hauptquartier war, kam mir zustatten. Wenn allzu hemmungslos „gequasselt“ wurde, spielte ich diese Trumpfkarte aus.

In einem Haus mit nahen Beziehungen zur Diplomatie erzählte mir eine Amerikanerin: „An der Berliner Französischen Botschaft ist mir beim Ausbruch des Krieges gesagt worden: In wenigen Wochen sind wir vernichtet, und Cambon verabschiedete sich von mir verzweifelt und mit Tränen in den Augen.“ Polo de Bernabe, der spanische Botschafter hingegen fand diesen Kollegen am Tag der Kriegserklärung, wie er mir mitteilte: „Gefast, ruhig, aber sehr besorgt. Er befürchtete das Schlimmste für sein Land. Dann besuchte ich den russischen Botschafter Schebeieff. Dieser hatte keine Haltung bewahrt und war vollkommen entnervt und verstört.“

Sir Roger Casement hat mich oft besucht. Man legte mir nah, er

sprache nur wenig deutsch und fühle sich vereinsamt. Natürlich hieß ich ihn willkommen.

Ich sehe ihn noch, wie er mein Zimmer betrat; sehr groß, vorzüglich gebaut, mit regelmäßigen Zügen, mit dunkelblauen Augen, dunklem Bart und Haar. Er hielt sich gut, doch ohne englische Steifheit, er erzählte fließend, ging etwas ihm nah, mit warmer Betonung. In der ersten Zeit baute er auf das Eingreifen der deutschen Flotte in Irland. Als diese Hoffnung schwand, wünschte er leidenschaftlich in den Vereinigten Staaten Mittelpunkt der dortigen Irländer zu werden. Aber wie hingelangen? Es war zum Verzweifeln. Wir besprachen die Möglichkeiten einer Verkleidung; etwa die eines katholischen Mönches?

Als er Anfang Mai 1915 mit anderen Gästen bei mir frühstückte, rechnete er auf eine Irländische Brigade in Amerika und war wieder in glücklicher Stimmung. Im September waren alle Hoffnungen zerronnen, er konnte nur warten, warten. Ich sehe ihn auf meinem blauen Lehnstuhl sitzen. Nervös spielte er mit einem persischen Dolch, die traurigen phantastischen Augen starrten in die Weite.

England war sein Todfeind, doch wußte er von Englands Stärke, „leider“, meinte er, und ich stimmte ihm bei, „wird diese hier immer noch unterschätzt“. Stets sprach er über sein einstiges Vaterland anständig und gerecht. „Ich verdanke England viel, ich muß es bewundern. — Gewiß, technisch bin ich Hochverräter, darum haben sie volles Recht mich zu töten. Mein Verhängnis ist es ja, dem ersten Vaterland die Treue brechen zu müssen, da ich mein eigentliches erst spät erkannte.“

Bei seinem letzten Besuch wirkte er schwerneurasthenisch, innerlich auseinander. „Er müsse“, wiederholte er, „nach Irland.“

Einen glücklichen Ausgang konnte ich mir nicht denken. Wie ich glaube, hat er ihn selber nicht erwartet. „Er geht in den Tod“, sagte ich mir, und klingt es auch hart, ich wünschte ihm das Märtyrertum. Denn eine Führernatur konnte ich in dem vornehmen, doch wohl weichen Mann nicht erkennen.

Märtyrer ist er geworden. Als sie ihn henkten (empörender Gedanke, er hatte eine ehrliche Kugel verdient), lag vor den Gefängnismauern das Volk auf den Knien und betete für seine Seele. Der Todestag wird im ganzen Freistaat gefeiert, sein Name wird geliebt. Spreche ich zu Irländern von ihm, leuchten ihre Augen: „Sie haben Sir Roger Casement gekannt?“

Wohl wurden einzelne Generäle auf das schärfste mißbilligt, doch erst im Mai 1915 lese ich in meinem Tagebuch eine ungün-

stige Beurteilung Bethmann Hollwegs. Noch immer sprachen wir jedoch mit der größten Bewunderung von seiner Reichstagsrede vom 2. Dezember 1914. Ich war zugegen: „Die Rede“, schrieb ich, „hatte Würde, Schwung und Wärme. Ein Andrang, wie ich ihn noch niemals erlebt habe. Alle Abgeordneten zur Stelle; sehr viele in Feldgrau. Leer, mit einem Lorbeerkranz geschmückt, der Platz des gefallenen Frank. Als der Präsident seinen Heldentod erwähnte, erhoben sich geschlossen, schweigend die Hunderte von Männern. Dann sprach Bethmann. Ihm stand das schlichte männliche Feldgrau. Das schulrektorhafte, das ihm im langen feierlichen Gehrock angehaftet, war verschwunden.“ Es wird die schönste Rede seines Lebens gewesen sein. Sie war sehr fest und sie ging zu Herzen. Zum Schluß gedachte er derer, die draußen für uns kämpften, die für uns verbluteten. Und alle im Haus, sämtliche Zuhörer erhoben sich tief bewegt.

Von dieser starken Wirkung weiß man heute nichts mehr. In seinen zuverlässigen Erinnerungen schildert Spiero die Rede jedoch in ganz gleicher Weise. Zwei Jahre später war wieder eine erregende Reichstagssitzung. Wir waren inzwischen aufgerieben und zermürbt. Wie lange sollte das entsetzliche Morden noch anhalten? Unvergeßlich ist mir eine Zeichnung: Der Tod richtet sich inmitten der Leichen auf, läßt den Knochenarm müde mit der Sense sinken: „Ich kann nicht mehr!“ Da, am 12. Dezember 1916, rief mich ein Freund im Großen Generalstab an. Es stünde überaus Wichtiges bevor, Bethmann werde es in der Reichstagssitzung verkünden. Ich würde wissen, was: das Wort dürfte er nicht sagen. Wie im Traum lebte ich dahin. Endlich erschien das Abendblatt, und ich las vom Friedensangebot. Ein klarer Winternachmittag, ein goldroter Abendhimmel, ich ging wie auf Wolken. Da kam meine Schwägerin vom Reichstag. Sie hatte, zu spät, eine Karte zur Sitzung erhalten. Als sie das Portal erreichte, stürzten schon erregte Parlamentarier — sie wären „ganz auseinander“ gewesen — heraus. Sie sprach einen ihr Unbekannten an. „Ja, die Sitzung ist schon vorüber, es ist ein Unglück! Eine Schwäche!“ So die Konservativen. Aus dem Hauptquartier telefonierte ihr jedoch mein Bruder, es sei zweifellos ein diplomatischer Sieg. Ist er als solcher verwertet worden?

Meine überaus bescheidene Kriegstätigkeit erstreckte sich allmählich auf verschiedene Gebiete. Mit Überzeugung habe ich für die Ostseeprovinzen geworben, anfänglich in der Hoffnung, sie würden in den kommenden Grenzverschiebungen uns angegliedert werden. Dann, als die ausgeplünderten Flüchtlinge eintrafen, für

ihre Unterbringung. Nie, sagte ich immer wieder, dürften wir ihre Hilfe in der ersten Kriegszeit vergessen. Unter den Augen der russischen Behörden, mit eigener Lebensgefahr, haben sie für uns gesammelt, haben sie uns unterstützt.

Es kam die Zeit, in der man deutschen Fürstlichkeiten Throne überweisen wollte. An einer Kandidatur war ich, im Hintergrund, beteiligt. Von noch zweifelhafterem Nutzen war ein Vortrag, den ich in einem größeren Kreis über die aktuell gewordene polnische Geschichte hielt. Ich hätte aus dem überaus interessanten und lehrreichen Schicksal des Volkes andere Lehren als die damals bei uns herrschenden ziehen müssen.

Warm trat ich für das weibliche Dienstjahr ein. Ebenfalls im „Roten Tag“ warb ich für das „Wieder in den Sattel heben“ jener, die der gewisse Paragraph vernichtet hatte. Jetzt solle man diesen die Möglichkeit geben, ihre Ehre rein zu waschen. Daraufhin erhielt ich erschütternde Briefe. Viele dieser Männer haben sich gemeldet und haben als Gemeine gedient. Am härtesten wurde ein preußischer Prinz angefaßt. — Im Klub las ich an einem Abend von mir gesammelte Kriegsbriefe vor. Die der einfachen Leute, wie die der Brüder meiner Köchin, wirkten besonders stark. Im Klub betätigte ich mich auch an der Beschaffung von Aufträgen für handgenähte Wäsche. Bedrängten gebildeten Frauen wurde diese Arbeit zuerteilt. Für diesen verfeinerten, ansprechendsten Luxus war damals, überraschenderweise, noch Bedarf.

Gelegentlich hatte ich mit den Behörden zu tun. Da ich oft englische und französische Zeitungen zu lesen bekam, kannte ich die katastrophale Wirkung der Edith Cavell-Erschießung. Alle unsere Feinde (mit Ausnahme der Angelsachsen) hatten deutsche Frauen, die sich gegen die Kriegsgesetze vergingen, hingerichtet. Konnten zur Abwehr gegen die Übertreibungen der Edith Cavell-Entrüstung die Schicksale dieser deutschen Frauen nicht lesbar dargestellt werden? Mit dem sympathischen, feingebildeten Oberst von Haefthen verhandelte ich hierüber. Er erzählte von diesen „Beauftragten“, die unter einer Geheimnummer dienten. Ehe sich eine in das feindliche Land begab, war ihr eine größere Summe ausgezahlt worden; sie machte ihr Testament und hinterließ alles dem Roten Kreuz. — Schließlich verweigerte die höhere Instanz die Erlaubnis zu diesen Veröffentlichungen — der Gegenstand sei allzu brenzlich.

Zusammen mit dem ersten Kenner des Volksliedes, dem so vielseitigen Geheimrat Max Friedländer, bemühte ich mich um eine Nationalhymne. Schon lange hatte mich, wie jeden im Ausland gereisten Deutschen, unser Mangel einer solchen tief gewurmt. Jedes

Land hat seine Hymne, seine Melodie, und wir, gerade wir, besaßen keine, behelfen uns mit „God save the King“! Ein namhafter Ausschuß wurde gebildet, das Preisausschreiben erweckte allgemeines Interesse, die Einsendungen blieben jedoch selbst unter dem Mittelmaß. Schließlich setzte sich „Deutschland, Deutschland über alles“ als Nationalhymne mit neun vorzüglichen Anfangsworten und einer herrlichen Melodie durch.

Von einer der größten Maschinenfabriken wurde ich aufgefordert, mich einer Besichtigung anzuschließen. Fachleute wollten die jetzt von Frauen geleitete Arbeit kennenlernen. Ganz auffallend rasch gewöhnten wir uns an die weiblichen Schaffnerinnen in den Straßen- und Eisenbahnen und an ihre ordentliche, vernünftige Uniform. Überall in großen Betrieben waren zur Zufriedenheit Frauen angestellt worden. Ja, dies überraschte und packte die Herren. Denn in jener feinsten Präzisionsarbeit, der bisher nur wenige ausgesuchte Männer gewachsen waren, hatten diese neu angelernten Frauen Besseres geleistet. Dies klang erfreulich. Wie die schwere Arbeit sich jedoch gesundheitlich auf den Frauenkörper auswirken würde, wußte man noch nicht, wollte es vielleicht nicht wissen. Leider Gottes sollen sehr viele Frauengesundheiten in diesen Maschinenwerkstätten zugrunde gerichtet worden sein. Wie ich den Gesprächen dieser Fabrikherren entnahm, beschäftigte sie die Frage, ob man im Streikfall künftighin auf Frauenarbeit würde zurückgreifen können.

Wie ausdauernd, erfindungsreich, hingebungsvoll in allen Kreisen, in allen Teilen Deutschlands Kriegsfürsorge geleistet wurde, konnte ich dank eines schönen Auftrags aus der Nähe erkennen. Die Gattin des holländischen Außenministers erbat sich in allen kriegsführenden Ländern eine Delegierte, um im Haag über die Kriegswohlfahrt ihres Landes zu berichten. Ich wurde aufgefordert, Deutschland zu vertreten und machte mich freudig an das Werk. Schon hatte ich fast das gesamte Material beisammen und durchgearbeitet, da, als ich nach Schwerin reiste, um die mir gerühmte Blindenfürsorge der Großherzogin Elisabeth von Oldenburg zu besichtigen, las ich im Zug (1. Februar 1917) die in der Zeitung mit großer Aufschrift verkündete „Verschärfung des U-Boot-Krieges“. „Also“, sagte ich mir, „aus der Haager Zusammenkunft wird nichts.“ Die meisten Delegierten hätten die Hinreise ja jetzt unmöglich bewerkstelligen können. Natürlich ist auch die Absage erfolgt. Es wäre ein interessantes internationales Turnier gewesen, die deutsche Fürsorge hätte sich, davon war ich überzeugt, sehr gut gemacht.

Meine Frontreise

„Das Leben bedarf dunkler
Blätter im Kranz“. Goethe.

Unerwarteterweise bin ich im Oktober 1917 an die Front gelangt.

Das Kriegspresseamt lud mich ein, mit sieben anderen Damen nach der westlichen Etappe zu reisen, um später in der Heimat über das Gesehene berichten zu können. Meine Freude war groß; es sind sehr ernste, überaus eindrucksvolle Wochen gewesen.

Meine Reisegenossinnen waren gewiegte, intelligente Frauen. Fast alle hatten Anerkanntes in der Sozialarbeit geleistet, so die „Mutter der Heimarbeiterinnen“, die vortreffliche Margarete Behm. Drei sind bald darauf Parlamentarierinnen geworden. Hingegen gehörten Josephine Lewy-Rathenau und Harnacks ungewöhnlich kluge, harmonische Tochter Agnes nicht zu diesen. Nur bei diesen beiden habe ich Verständnis für meinen politischen Standpunkt gefunden. Die anderen befürworteten frei und fröhlich weitgehende Annexionen. Vielleicht haben sie das inzwischen vergessen. In der Beurteilung der in der Etappe wie in Brüssel geleisteten „Zivilarbeit“ stimmten wir jedoch überein. Sorgsam haben wir uns umgesehen, haben an Ort und Stelle, aus erster Hand manches erfahren, und die Eindrücke fielen günstig aus.

Wir sahen rastlose erfolgreiche Arbeit. Systematisch mit erstmalig ausgetrobenen Mitteln wurden immer neue Aufgaben angepackt. In den ersten Jahren wird wohl hier und da gepreßt und geschlemmt worden sein, davon war in diesem vierten Kriegsjahr nicht die Rede. Wir aßen überall in den verschiedenen Orten mit den Offizieren, immer erhielt der jüngste Leutnant den letzten Kartoffelkloß, das letzte Stück Fleisch, behutsam wurde ein Glas des so kostspielig gewordenen Weines eingeschenkt. Wie wir später hörten, gab es den Apfelkuchen nur uns zu Ehren. Die ordentliche, ausreichende Kost tat uns jämmerlich Unterernährten jedoch überaus gut und wurde dankbar gewürdigt.

Wir waren in Hirson, Verviers, Fournier, Richaumont, in jedem dieser Städtchen wurde uns ein Adjutant zugeteilt, in jeder Ein-

richtung und Anstalt führte uns der Leiter, beantwortete alle Fragen.

Überaus Mannigfaltiges zog an uns vorüber.

Hart am Bahnhof lagen die Bauten der „Weiterleitung“. Hier erhielten die mit den Heimatzügen Ankommenden nicht nur Unterkunft und Verpflegung, hier wurde ihre oft recht verwickelte Weiterbeförderung ermittelt; sie kamen vom Urlaub, aus den Lazaretten. Inzwischen hatte man ihren Truppenteil nach dem Osten geworfen, die Zuganschlüsse und die Unterkünfte mußten herausgefunden werden. Hier befand sich die „Kriegsgliederung“. In einer Hand! Denn diese Aufstellungen, so hörten wir, waren das Geheimste vom Geheimen, diese Kenntnisse wären dem Feind von allererster Bedeutung gewesen. Vor kurzem waren durch Brieftauben französische, auf die Kriegsstellungen bezügliche Fragebogen der französischen Bevölkerung heruntergeworfen worden. Unsere Behörde gab für jedes dieser Dokumente 15 Franken; bald waren alle Blätter beisammen. Neue Tauben wurden mit absichtlich irreführenden Nachrichten zurückgeschickt.

In der Werkstatt der Belagerungsartillerie wurden erbeutete Geschütze, „Gulaschkanonen“ und dergleichen instandgesetzt oder verarbeitet. Der ganze Bedarf wurde hier angefertigt, nichts aus der Heimat bezogen. Trotz größter Sparsamkeit war der Verbrauch zehnmal größer als der zu Anfang des Krieges, wie auch trotz der entsetzlichen Verlustziffer unvergleichlich mehr Deutsche als zu Anfang unter den Fahnen standen. So wurde jedes Material „gestreckt“, Sammelkisten für Wolle, Glas, Pappe, Eisenblech und dergleichen waren aufgestellt. Riesengroß waren die Betriebe. In drei Schichten, Tag und Nacht, wurde in der Bäckerei gearbeitet. Ins Sägewerk kam das Holz aus den umliegenden Wäldern, wurde sofort verarbeitet, mit neuerfundenen Verwendungen für Sägemehl war man sehr zufrieden. Im größten Stil hat die Militärbehörde im besetzten Gebiet Landwirtschaft betrieben, in der Getreidesammelstelle sahen wir gewaltige Haufen von Eicheln, Kastanien und Hagebutten. Diese und nach neuem Verfahren entbitterte Ebereschen wurden als Kaffeersatz benutzt. Die Bevölkerung brachte diese Früchte aus den Wäldern, auch massenhaft die zu Textilien sehr geschätzten Nesseln. In den Wäldern hatte man eine erfolgreiche Schweinemast eingeführt. Mit dreifacher Schicht arbeitete auch die Sauerkrautfabrik. Die getrockneten Kohldeckblätter wurden zur „Russensuppe“ verwendet, denn diese Gefangenen verzehrten mit Vergnügen jene von den anderen verweigerte Suppe. An der Spitze aller Fabriken standen Fachleute, Zivilisten, die Zahl

der Soldaten war gering, groß die der bezahlten französischen Arbeiterschaft.

Unterhaltend war die Schule der Meldehunde. In einer ehemaligen Fabrik begrüßte uns das Geheul und Gekläff von etwa 150 Hunden. Jeder Soldat hatte ein bis drei anzulernen. Etwa acht Wochen dauerte der Kursus, sechs Stunden wurde täglich geübt. Sie hatten hier die verschiedensten Hundearten ausprobt, bevorzugten schließlich nicht reinrassige, sondern Bastarde, meistens Schäfer- oder Vorstehertyps. Am besten hatten sich die Hündinnen bewährt. Als wir eintraten, wurde gesprungen; die Hunde brannten darauf, loszugehen, heulten vor Aufregung und Freude. Ein Soldat startete sie, ihr Führer lief mit und machte ihnen meistens das Nehmen der hohen und steilen Hürden vor. „Sie werden zum Bahnschutz verwendet, vor allem jedoch, um bei unterbrochenem Telephondienst Meldungen an die Front zu bringen.“

Die verschiedenen Krankenhäuser und Genesungsheime hinterließen auf uns, von denen einige hier urteilsfähig waren, den besten Eindruck. Alle Operationen konnten vorgenommen werden, erstklassig war die Augenklinik, mit starken Magneten wurden Granatsplitterchen entfernt. Ich fragte den Chefarzt des größten Lazarettes nach der Zahl der Geschlechtskranken? Die genannte Zahl war so niedrig — in seinem Bezirk von 230 000 Patienten nur 270 —, daß ich ihn ungläubig ansah. Ein namhafter Schriftsteller hatte mir versichert, sechzig vom Hundert aller Soldaten seien verseucht; nach Kriegsschluß würden infolgedessen die Heere erst nach einiger Zeit zurückkehren dürfen. „Ja“, sagte der Chefarzt, „ich weiß, wie grenzenlos man zu Hause übertreibt; ich kann Ihnen meine amtliche Statistik vorlegen.“ — Dem riesenhaften Waschbetrieb waren Flickstuben angegliedert, auch Badeanstalten, in denen die einfache aber freundliche Ausschmückung mit Blattpflanzen, Bildern, blauweißen chinesischen Tellern, mit behaglichen Stühlen und Tischen uns angenehm berührte; Zeitschriften lagen aus. Nicht weit davon wurden in der Entlausungsanstalt 1500 Mann täglich vorgenommen; eine Inschrift verkündete:

„Kamerad, betrittst du dieses Haus,
Lebt auf der Mann, stirbt ab die Laus.“

Bunt war die Tätigkeit der „Aufklärungskommission“ (ein besseres Wort hätte geprägt werden können). Ständig reiste eine Theatertuppe umher, auch einzelne Künstler kamen aus der Heimat, es gab Musikkapellen, Chöre und Kinos. Allwöchentlich traf aus Berlin eine neue Filmsendung ein. Feldgraue sowie angeforderte

Herren aus der Heimat hielten Vorträge. Es gab Lehrkurse für die Mannschaften wie für die jugendlichen freiwilligen Helfer. Diese lebten im eigenen Heim unter Aufsicht. Im Anschluß an die Garnisonküche wurden in besonderen Kochkursen die Zubereitung einfacher Speisen gelehrt.

Eines Abends besuchten wir ein Konzert; es war ausverkauft, Eintritt 20 bis 50 Pfennige, trotzdem blieb stets ein Überschuß zugunsten einer gemeinnützigen Kasse. Auf dem ersten Platz saßen neben Offizieren, Schwestern und Sekretärinnen (deren nettes Heim wir besichtigt hatten), auch Soldaten. Alle hörten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Wagner, Liszt, Johann Strauß, ohne törichtes Vorurteil wurde auch Bizet gespielt. Nachher blieben die meisten in den Quartierhäusern, in den Unteroffizierkasinos bei einem Glas Bier (Wein war zu teuer geworden) und sangen.

Obwohl sie sangen, verkannten die Behörden keineswegs den zunehmenden seelischen Druck. Im Offiziersheim schilderte der evangelische Feldgeistliche vor uns, vor den Offizieren unverblümt das Nachlassen der kriegerischen Stimmung. „Von Begeisterung“, sagte er, „ist nicht mehr die Rede, es wird geschimpft und geklagt. Oft nützt eine persönliche Aussprache mit einer Mittelsperson, etwa mit uns Pfarrern. Da lassen wir sie allen Groll und Ärger auskramen, zum Schluß sind sie unbewußt erleichtert und äußern sich dann fast immer ganz vernünftig. Ab und zu sagten einige offen, sie wollten nicht mehr nach vorn, sie würden das Gewehr hinschmeißen. Aber kommt dann der Augenblick, gehen sie in tiefinnerlichem, selbstverständlichem Pflichtgefühl ins Feuer. Die Stimmung ist eine andere, das Verdienst des einzelnen ist ein noch größeres, noch bewunderungswürdigeres geworden.“ Als ich zu Tisch neben diesem Feldgeistlichen saß, ließ ich mir über die von ihm geleiteten Unterhaltungsabende erzählen. „Nicht nur“, sagte er, „will der Soldat jetzt keine Kriegsbücher lesen, er lehnt auch patriotische Lieder ab. So neulich: ‚Deutschland hoch in Ehren‘.“ „Ach nein“, meinten sie, „lieber nicht“. Nur nach einer sie erwärmenden interessierenden Ansprache singen sie alle diese in den früheren Jahren so beliebten Lieder.“ „Was wollen sie denn singen?“ „Am liebsten etwas über die Heimat. Auch gefühlvolle alte Lieder.“ — „Zieht“, fragte ich, „Lissauers Haßgesang noch immer?“ — Er fuhr in die Höhe; „ausgeschlossen, den haben sie schon vor Jahr und Tag schroff abgelehnt...“ Öfters hatten die Offiziere einen Feldgeistlichen erwähnt, der es meisterhaft verstände, in seiner drastischen Art und Weise, die

Leute zu packen. Dabei habe er ein weiches Gemüt. Später sah ich ihn in einem Lazarettssaal. Mütterlich liebevoll tröstete er einen blutungen Sterbenden und betete mit ihm. Wir trafen ihn öfters; wie mir die Damen erzählten, hatte er ausnahmslos seinen Tischnachbarinnen Unangenehmes gesagt. Jetzt wurde er zum „Aufklärungsdienst“ verwendet, und wir hörten einen seiner Vorträge im großen Justizpalast. In der Kapkolonie hatte er die Einzelheiten einer schlimmen, wenig bekannten Episode des neunzehnten Jahrhunderts erfahren und hatte mit den letzten Überlebenden gesprochen. Während des Krimkrieges wurden von den Engländern dreißigtausend deutsche Freiwillige angeworben. Da der Friedensschluß unerwartet früh eintrat, verschickte man die Hälfte nach Indien, wo sich ihre Spur verloren hat, die andere Hälfte, unter glänzenden Bedingungen nach der Kapkolonie. Wie man sie, nicht seitens des Gouverneurs, aber seitens der Londoner Regierung belog, hinterging, ausnutzte, wie jämmerlich sie zugrunde ging, hat er mit krasser Anschaulichkeit geschildert. Auf das wirksamste zog er die Schlußfolgerungen und steigerte die Rede mit hinreißender Gewalt. Donnernder Beifall der dicht gedrängten, atemlos lachenden Feldgrauenmenge; glänzende, berechnete Demagogie.

Sonderbarerweise hatten sich im Feld ebensowenig als in der Heimat Schmähworte für die Feinde ausgebildet. Das grenzte an Unintelligenz. Die Bezeichnungen „boche“ und „hun“ haben den Franzosen und Engländern hervorragende Dienste geleistet.

Vorzüglich war der deutsche Buchladen eingerichtet, allwöchentlich ging eine Staffette nach Köln, um von dort Neuigkeiten zu bringen. Mit Ausnahme von „Stegemann“ nichts über den Krieg. Hier war auch ein Uhrladen mit lebhaftem Reparaturbetrieb, auch ein Marketenderladen. Zum Selbstkostenpreis wurden den Soldaten Waren geliefert, die Preise waren schon hoch, so das Stück Seife 2,10 Mark.

Der Höchstkommmandierende lud uns zum Tee in die Präfektur. Im Eingangsflur erinnerte eine Marmortafel an den hier unter Mitwirkung der Gräfin von Coucy durch Henry Quatre abgeschlossenen Frieden. Ein gutes Treppenhaus; in den Gesellschaftsräumen angenehmes achtzehntes Jahrhundert, imposante Bildnisse jener Zeit, auch sah ein geschniegelter Napoleon III. auf uns herunter. Große Aufmachung. Wir hatten unsere Seidenkleider aus dem Köfferchen genommen, Leutnants versorgten uns mit Kuchen und Obst. Die uns empfangende Exzellenz war stattlich, aristokratisch, hoheitsvoll und verbindlich. In einer kleinen Ansprache gab er uns „Richtlinien“: „Alles behalten; sonst sind unsere

Opfer und Kämpfe umsonst gewesen, sonst überfällt uns England in drei Jahren von neuem.“ Meine kleine Gruppe senkte höflich die Augen, die anderen sahen mit strahlendem Blick zu ihm empor.

Nicht ein Offizier hat während der ganzen Zeit abweichende Ansichten ausgesprochen.

Diesen, bei der Armee gewiß nicht unbegreiflichen Standpunkt ausgenommen, fand ich die Herren durchaus menschlich und maßvoll. Damals erregte man sich in der Heimat über das Tanzen. In den ersten drei Kriegsjahren war, im Gegensatz zu England, dieses gänzlich verpönt gewesen. Jetzt tanzten hin und wieder die ganz jungen Mädchen, die noch nie getanzt hatten, mit beurlaubten Offizieren. Hierauf beschworen ältere Damen Gottes Zorn auf sie hernieder. Wir fragten die Offiziere, wie sie das beurteilen würden? „Ach, man lasse sie doch tanzen!“ war ihre verständnisvolle Antwort.

Der Verkehrston der Militärs mit der Zivilbevölkerung war durchgängig gut. Die bei Tisch Aufwartenden waren Franzosen, sie bedienten uns in den Privatquartieren und haben uns natürliche, freundliche Gefälligkeit erwiesen. Dies wunderte mich nicht. So Ungünstiges ich gelegentlich über die französischen Militärs gehört hatte, so günstig hatten viele Verwundete mir über die Zivilbevölkerung berichtet. Dabei ging es ihr zweifellos schlecht, vielleicht schlechter wie bei uns. Wir erhielten Einblick in die Wirksamkeit des „Comité“ (Commission for relief in Belgium). Neu war uns — und ist vielleicht auch heute vielen noch unbekannt —, daß diese großzügige internationale Hilfsvereinigung für die kriegsbetroffenen Einheimischen nichts ohne Vorherbezahlung lieferte. Millionenweise wurden die Gutscheine der Französischen Republik ausgegeben, jeder Tag vergrößerte die Schuldenlast der Regierung und der Gemeinden. Unsere Militärs kamen glatt mit den Leitern des Comité aus. Wir wurden mit ihnen zusammengeführt, sie sprachen taktvoll und vernünftig, waren jedoch sehr gedrückt. Denn soeben hatte ihre Zentralstelle sie angewiesen, mit der Hälfte der vorjährigen Lieferungen auszukommen.

Unsern bedauerlichsten Mißgriff, die Zwangsverschickung belgischer Arbeiter, hatte man rückgängig gemacht, hier arbeiteten diese jetzt freiwillig gegen guten Lohn und erhielten die gleiche Verpflegung und Unterkunft wie unsere Soldaten. Die durchaus ordentlichen Quartiere derselben hatten wir besichtigt. Im Gefangenenlager sahen wir neue praktische Vorrichtungen für warme Bäder. Die Gefangenen erhielten Lebensmittel und bereiteten sie nach eigenem Geschmack zu. Während man in Frankreich deut-

schen Gefangenen die Eisernen Kreuze abriß, haben wir den französischen Soldaten ihre Kriegsabzeichen gelassen. Die ganze arbeitsfähige Bevölkerung aller Schichten wurde zur Arbeit angehalten, doch haben wir die Verteilung den französischen Behörden übertragen. So sind Damen in Büros oder in der Fürsorge beschäftigt worden.

Unterschiedslos haben wir unsere und die feindlichen Gefallenen bestattet. Überaus wehmütig wirkte der Soldatenfriedhof bei Lisand. Dort in der Nähe war in der St.-Quentin-Schlacht August 1914 das Gardekorps schier aufgerieben worden. Ein Gartenarchitekt hatte die Anlage geschaffen. Eine Buchsbaumumfriedung: auf der einen Seite lagen unsere Gräber, auf der anderen, mit derselben Sorgfalt gepflegt, mit demselben Blumenschmuck, die der Franzosen. Jedoch, wie sie es selber später zugaben, der Lüge wohl bewußt, haben die feindlichen Regierungen zu gleicher Zeit das wirksame „Kadavermärchen“ verbreitet. Wir lasen wohlbekannte Namen. Um das Kreuz einer derer von Bismarck rankte sich Efeu, den die Mutter vom Gut seiner Väter hergeschickt hatte. Der uns umherführende Offizier hatte selber den Efeu eingepflanzt. Silberdunst, Herbstgold, Rosen und Nelken, von den letzten Schmetterlingen umflattert. Ringsumher die stillen Toten, es war herzerbrechend.

Ungern sprachen die Offiziere, die ja alle wegen Verwundungen oder Erkrankungen aus der Front gezogen waren, über ihre Schützengrabenjahre. Eines Abends saß ich mit Agnes von Harnack und einem ihrer Freunde zusammen. Da allmählich brachten wir ihn zum Reden. Unaussprechlich Grauenvolles erzählte er uns leise mit stockender Stimme. Auch Humorvolles: „Während des entsetzlichen Trommelfeuers schlief mein Bursche, ein Berliner, sechs Stunden friedlich; dann aß er bedächtig und reichlich, um, als wir ‚dran‘ waren, schneidig und geschickt Handgranaten zu schleudern!“

Die Offiziere litten unter der in der Heimat häufigen Verkennerung der Etappe, an all den verschiedenen Standorten klagten sie hierüber, sagten: „Wir wollen sämtliche Fragen beantworten, Sie dürfen sich alles besehen, vielleicht werden Sie Gerechteres über unsere Tätigkeit zu Hause aussagen können.“ Wir haben dies ehrlich versichert, wir haben auch hier und da in unseren Kreisen bescheidene Hilfen erwirkt, etwa Buchsendungen an die Unteroffiziers- und andere Heime. Ganz unvermutet konnten wir auch Grüße in Berlin ausrichten, und der Anlaß hierzu hat uns stark beeindruckt. Als wir in Richaumont von Besichtigungen zurück-

kehrten, hörten wir von weitem Lachen und fröhliche Stimmen. Wir gerieten in ein buntes Lagerleben. 64er, Prenzlauer, waren soeben aus dem Osten hergekommen. Es war eine kampferprobte Truppe, jeder einzelne wußte, daß er jetzt in die Feuerlinie kam und wußte, was das hieß. Um so erstaunlicher war ihre Stimmung. Im Osten waren sie auf das vorzüglichste gepflegt worden. Alle brachten Geflügel mit. Komisch wirkten die von ihrer Koppel herunterhängenden Gänse und Enten. Noch dampfte die Gulaschkanone, denn sie hatten eben gegessen, saßen und standen umher und fanden es überaus ulkig, photographiert zu werden. Im Unterkunftshaus lagerten sie auf den mit Holzspänen gefüllten Strohsäcken, nähten, putzten, neckten sich, waren „quietschvergnügt“. „Ja, ja“, erzählten sie uns, „die Jarde hat die Ehre gehabt, aber jemacht haben wir es.“ Groß war die Freude, Berlinerinnen zu begegnen, denn die meisten dieser Soldaten kamen aus dem Berliner Osten. Sie gaben uns Grüße und Bestellungen mit an „Mutter“, an die „Alte“, die in irgendeiner unwahrscheinlich klingenden Straße wohnte. Auf Zettelchen kritzelten sie die Namen und Grüße. Diese lauteten meistens: „Hiermit zur Nachricht, daß es mir ganz gut geht und hoffe ich, daß es Euch ebenfalls gut geht. Euer liebender Y. Z.“ Wir versprachen, diese Grüße persönlich abzugeben, der betreffenden „Alten“ persönlich vom „Wohlergehen“ zu berichten.

Nichts hat uns so erstaunt als dieses. Es war Oktober 1917.

Mehrere Male habe ich feldgraue Berliner erwähnt und meine Begegnungen mit ihnen geschildert. Diese vergesse ich nicht und denke an sie, wenn man in meiner Gegenwart die großstädtische Bevölkerung als „Abschaum der Menschheit“ hinstellen möchte.

Manchmal waren wir nur 30–50 km von der Feuerlinie entfernt, trotzdem hörten wir so gut wie keinen Kanonendonner oder es klang nur wie fernes Gewitter. Nicht viel anders hatte ich vor einiger Zeit, im friedlichen Westerwald wandernd, den fernen dumpfen Ton gehört.

Als wir auf der Kommandantur zu Abend aßen, beschäftigte uns die Frage, ob wir am nächsten Tag nach Laon kommen könnten. Von der Zitadelle hätten wir den Großkampftag am Damenweg, die Fesselballons, die einschlagenden Granaten gesehen. Die Offiziere telefonierten, befürworteten unsere Wünsche: „Ja, es ließe sich machen.“ Aber der von Berlin aus uns beschützende „Zugführer“ war dagegen. Ich bat beweglich, auch im Namen der anderen. Er und ich wechselten böse Blicke. Schließlich machte er seine Autorität geltend: „Ich und nur ich trage die Verantwortung.

Nach Laon gehen die Damen nicht.“ Nun hatte er Glück und ich Pech. In der Nacht spitzte sich die Lage zu. In Laon wurden Gasmasken getragen, wir wären vom Bahnhof aus zurückgeschickt worden. Unser „Zugführer“ strahlte.

Jetzt erscheint mir der Wunsch, dem Blutbad eines Großkampftages beizuwohnen, sensationslüstern und grausam. Es war eine Ausnahmezeit. Krieg war seit diesen langen Jahren Mittelpunkt des Daseins, um ihn drehte sich alles, und jeder, in allen Ländern, ob Mann oder Frau, hätte damals gern, wenn auch nur auf eine Stunde, dieses Weltendrama mit erlebt.

Die Gelegenheit kam nicht wieder. Am folgenden Tag reisten wir nach Brüssel.

Nicht einmal hatte ich in der Behandlung der Bevölkerung ungerechten „Militarismus“ verspürt, und doch bedrückte mich täglich das Gefühl des „unterworfenen Landes“ und der Kriegsnot. Besonders habe ich dies in Belgien empfunden. In Frankreich war uralte Rechnung zu begleichen, es galt „Wie du mir, so ich dir“. Die Belgier hatten den Krieg nicht gewollt.

Schwieriger, unerfreulicher ist hier auch der Verkehr unserer Behörden mit allen Volksschichten gewesen. Ich habe Schlimmes von den Belgiern gehört, will jedoch nicht Greuelgeschichten bringen. Erfreuliches weiß ich auch. Ein Offizier beschrieb mir die geradezu vertrauensvollen Beziehungen zu seinen hochangesehenen Quartierwirten, ein Soldat sprach mir mit dankbarer Bewunderung von einer vornehmen Belgierin, die ihn im Lazarett betreute. „Es war eine sehr feine Dame, und sie hat meine schlimmen Beine gepflegt, als ob ich ein Prinz wäre.“ Nur eine Tatsache will ich hier ausnahmsweise anführen. In Berlin erzählte ein amerikanischer durchaus zuverlässiger Journalist: „Sie dürfen weder meinen Namen noch meine Zeitung jemals nennen, es würde mir den Hals brechen. Einmal gelang es mir nämlich in Paris ein sorgfältig verheimlichtes Krankenhaus zu besuchen. In dieses wurden aus ganz Frankreich durch irgendeinen Zufall verstümmelte Kinder eingeliefert. Besonders erwünscht waren Verstümmelungen an Händen und Fingern. Waren die Wunden ausgeheilt, verschickte man die Kinder in die alliierten und neutralen Länder. Dann wurde ausposaunt, dies seien deutsche Schandtaten.“ Nun konnte ich mir auch die Versicherung eines Deutsch-Russen erklären, er habe in Stockholm mit eigenen Augen belgische Kinder mit abgeschnittenen Fingern gesehen.

Nur einmal habe ich in Brüssel einen Auftritt erlebt. In der

Straßenbahn fragte die in ihrer Herzensgüte manchmal naive Margarete Behm ihre belgische Nachbarin nach der Bestimmung eines großen Gebäudes. (Nie hätte ich in Feindesland neugierige Fragen gestellt.) Die Dame antwortete unfreundlich, sie möge sich an eine andere wenden. Hierauf wurde sie von der ihr gegenüber-sitzenden Belgierin energisch verwiesen — wie könne sie so unhöflich sein, sie habe sich schlecht betragen.

Auch hier wurden uns die verschiedensten deutschen Einrichtungen gezeigt. Zum erstenmal mißbilligten wir eine, das Mädchenheim. Hunderte von ganz jungen deutschen Tippfräuleins lebten üppig in einem Luxushotel, durften bis Mitternacht aufbleiben, jede durfte mit einem „Bräutigam“ gehen, wenn ihr das Glück zuteil wurde, Champagnersouper-Einladungen annehmen. Das Ergebnis ließ sich denken. Einige der in sozialer Arbeit stehenden Mitreisenden haben zu Hause ein deutliches Wort geredet.

Vorzügliches leisteten die Volksküchen des belgischen Comité Nationale. Berliner Exzellenzen ernährten sich damals auch nicht annähernd so gut, trotzdem wurde bitter über Teuerung geklagt. Unsere Behörde stellte uns Theaterlogen zur Verfügung, ich wählte das größte Variété, glaubte dort zwischen den Zeilen etwas über die Stimmung zu erfahren. Das übliche Gemisch von kitschiger Ausstattungsspracht, derber Komik, Lüsternheit und schmelzender Rührung. Hunger war das beliebteste Scherzmotiv. Die Mitglieder des „Hundertkilo-Klubs“ erschienen spindeldürr mit schlottern-den Gewändern; „Bruxelles“, klagten sie, „n’a plus de ventre.“

Ein hochinteressanter Vortrag, ein zurückgreifender geschichtlicher Überblick wurde uns über das Vlamentum gehalten. Weittragende Hoffnungen schienen damals berechtigt. Der Dichter Rudolf Alexander Schroeder wollte uns Deutschen die vlämische Literatur näherbringen und schilderte sie mir begeistert. Wir lernten die weitverzweigte Tätigkeit der politischen Abteilung kennen. Aus der ganzen Welt wurden Zeitungsausschnitte gesammelt, auch die der schwer zu fassenden, haßerfüllten belgischen Geheim- und Flüchtlingspresse. Letztere kam in Luftballons über die Grenze. Heiße Luft trieb sie an, kleine Zeitungspakete hingen an allmählich abbrennenden Zündfäden und gingen überall nieder. Während der unseligen Deportation hatten die belgischen Arbeiter Zettel mit Angaben über die militärischen Stellungen aus den Zügen geworfen, auch diese Zettel waren hier zu sehen. Ebenso die Greuelbilder, unter ihnen empörende der Neutralen.

Die Deutsche Bücherei und das Deutsche Theater fanden Anklang, vor allem jedoch die Symphoniekonzerte. Stark wurden sie

von Belgien besucht, der bisher unbekannte Bruckner bürgerte sich anscheinend ein.

Am sensationellsten wirkte jedoch die Ölzentrale. Vor einem Jahr wurde sie mit 800 Mark Betriebskapital gegründet, jetzt hatte sie vierzehn Abteilungen und einen Millionenabsatz. Man hatte sich mit der Gilde der Lumpensammler in Verbindung gesetzt. Diese lieferten Knochen, aus denen Düngerknochenmehl und außerdem Fette und Öle nach neuem Verfahren hergestellt wurde. Fett entnahm man auch aus Spülwasser, und vor allem den in Belgien bisher verscharrten Kadavern. Im großen Maß wurden außerdem Schweinefuttermehl, Öl, Glyzerin (zu Nitroglyzerin) und Seife hergestellt. Ebenfalls Petroleum, Kalzium-Karbid, Benzine. Chemiker und Physiker waren aus Deutschland hergerufen; sie arbeiteten und experimentierten.

Zum Frühstück wie zum Abendessen wurden wir stets von den verschiedenen Behörden eingeladen, so zu dem mir von Berlin her bekannten Landrat Schaible in das ihm eingeräumte Palais eines reichen belgischen Grafen. Eingehend konnte ich mich also mit all diesen Herren unterhalten, sie befragen. Ausnahmslos wurde mit der größten Anerkennung vom Generalgouverneur Bissing gesprochen. Aus dem einstmaligen eleganten, unternehmenden Kavalleristen, aus dem „wilden Max“, war ein Administrator von Format geworden. In jeder Abteilung hieß es: „Mit dem vollsten Verständnis geht er auf unsere mannigfachen Bestrebungen ein.“ Wie es von diesen erfahrenen Herren zu erwarten war, beklagten sie einstimmig die Edith Cavell-Tragödie. Mit Entrüstung wurde der Name des allein dafür verantwortlichen Offiziers genannt. Ruhig, verständig, erörterten sie die belgische Frage, noch könne man die Lösung nicht sehen. Von den flotten Annexionsplänen der Militärs war nichts zu spüren.

Ich erinnerte mich der Bemerkung eines konservativen Mitgliedes des Herrenhauses: „Stets fällt uns auf, daß die wenigen, immerhin besonders befähigten hohen Offiziere bei uns sich durch ihr politisches Versagen auszeichnen.“ Politik liegt — von weltberühmten Ausnahmen abgesehen — selten der bewaffneten Macht. Anders ihre Verwaltungsgabe. In Britisch-Indien rühmte man mir das administrative Geschick, mit dem englische Offiziere des öfteren, von Bureaukratismus unbelastet, ein verlottertes einheimisches Fürstentum praktisch und rasch wieder in die Höhe brachten.

Was ich auf der Etappenreise sah, entsprach dieser Erfahrung.

Die letzte Kriegszeit

„Die Samen großer Ereignisse liegen dicht unter der Oberfläche“. George Eliot.

Unterdessen hatten mich Behörden öfters als Spionin angehalten. Vor allem, weil ich auf meinen sommerlichen Wanderungen alte Bauten sehr genau besah und, meiner Gewohnheit folgend, mir darüber Notizen machte. Außerdem habe ich aber auch hier und da anscheinend dem Idealbild einer Spionin entsprochen. So in Ingolstadt. An dieser interessanten malerischen Stadt fährt alle Welt vorüber, nur wenige sehen sie sich an. Gerade zeichnete ich architektonische Einzelheiten der alten Herzogsburg, da packte von hinten eine große Hand das Büchelchen und ein Soldat befahl mir, ihm zum Herrn Hauptmann zu folgen. Der Herr Hauptmann und ich verstanden uns bald. Er gab mir recht, schwerlich würde ein besserer Spion am hellen Tag mitten auf der Straße stehend „Festungswerke“ zeichnen. Daß Ingolstadt eine Festung sei, war mir unbekannt. Höflich entließ er mich. Er erlaubte mir, die alten Kirchen zu sehen, ja, mir sogar Notizen zu machen. Das mißfiel jedoch der Zivilbehörde. Ein Schutzmann kam auf mich zu. Ich machte mich in Ingolstadt auffällig bemerkbar und sollte nach der Polizei. Er würde sich jedoch, fügte er rücksichtsvoll hinzu, ein paar Schritte hinter mir halten. „O bitte sehr, Herr Wachtmeister, es ist mir doch nur angenehm, an Ihrer Seite zu gehen.“ Der Polizei schien die Sache bedenklich. Ich hatte nur einen Postausweis, keinen Paß (vor dem Krieg waren Pässe nur in exotischer Ferne gebräuchlich).

Nun sprach ich von meinem Großvater, dem Gesandten, von meinem Vater, dem Parlamentarier, und ich selber wäre im Großen Brockhaus aufgeführt. Es machte nicht den geringsten Eindruck. Mit unbegreiflicher Dummheit dachte ich nicht daran, mich auf meinen Rittmeister-Bruder im Hauptquartier zu berufen. Da ich mich jedoch anheischig machte, an Graf Lerchenfeld in Berlin zu telefonieren, und da ich in einer Stunde den Zug nach München nehmen wollte, ließ man mich mit düsterem Blick ziehen. Zwei Polizisten folgten bis auf den Bahnsteig meinen Schritten.

Aber auch mit Paß versehen, mich auf den Hauptquartier-Bruder berufend, erregte ich in den verschiedensten Gegenden Verdacht. Als ich, in einem schwäbischen Dorf übernachtend, mir das pittoreske Schloß besehen hatte, kam zum zweitenmal der Landjäger in das Gasthaus. Mein Paß sei zwar in Ordnung, entschuldigte er sich, aber die Bevölkerung rege sich auf, da wolle er sich die Papiere doch noch mal besehen. Er gab sich zufrieden. Vor der „Goldenen Traube“ sammelte sich jedoch eine Menschenmenge. Ich stand am Fenster, rauchte eine Zigarette und lächelte sie an.

Das folgende Jahr brachte mich mein überaus maßvolles Rauchen in Verdacht. In Siegsburg (das eine irgendwelche mir unbekannte militärische Bedeutung hatte), mußte ich umsteigen, aß während des Aufenthaltes im nahen Gasthof zu Mittag und wurde darauf „als verkleideter Herr“ auf dem Bahnsteig gestellt. Der Unteroffizier war ganz umgänglich. Ich zeigte meinen einwandfreien Paß und mein einwandfrei langes Haar, fragte ihn dann, wodurch ich mich bemerkbar gemacht habe? (Allerdings befürchtete ich Unangenehmes zu hören; ich kam aus dem Gebirge, hatte Bergstiefel an, die wirkten gewiß unwahrscheinlich groß.) „Ach, vom Gasthaus wurde antelephoniert, dort saße eine Frau und rauche, vermutlich ein verkappter Spion.“

Diese häufigen Zwischenfälle störten in keiner Weise die Wanderfreude. Im Sommer 1916 reiste ich über das fesselnde Güstrow an die Ostsee; hart an der Küste zu Fuß entlangziehend, gelangte ich nach Wiligrad und ruderte dann auf meiner Formosa durch die Mecklenburgischen und Märkischen Gewässer nach Potsdam. Streng genommen nur nach Wannsee. Dort zwang mich ein Gewittersturm zu einer Notlandung. Durch kniehohes Wasser watend, zog ich die Formosa auf den Strand, kam, bis auf die Haut naß, triefend, obdacherbittend bei Arnholds an ... Hinreißend waren die stillen, waldumgebenen Seen gewesen, die von Seerosen umkränzten einsamen Wasserläufe. Die mecklenburgische Bevölkerung ist mir sympathisch. Im Dorfgasthaus sprachen die Wirtin und ich über unsere im Feld befindlichen Verwandten. Der Förster las mir die Briefe seiner im Osten und Westen stehenden Söhne vor.

Den Sommer 1917 verlebte ich in Schwaben, und als Einführung las ich in der Stuttgarter Bibliothek Wissenswertes über Land und Leute. Hier habe ich auch das Wesen, die Bedeutung eines ehemaligen Hoftheaters kennengelernt. Denn der Intendant, Joachim von Putlitz, gestattete mir vom ersten Tag an in den beiden Theatern seine Logen zu benutzen. Das war wundervoll. Im Marquardt-Hotel wohnend, ging ich durch den in Frühlingsblüte

stehenden Park auf „meinen“ Platz. Dort lagen die Theaterzettel und Textbücher, dort kannten mich die Diener. Vorbildlich erschien mir das sich vom „Weißen Röss'l“ bis zu „Faust“ und „Strindberg“ erstreckende Programm, und geradezu erstaunlich waren die Kräfte. Helene Wildbrunn als Isolde, Sigrid Onegin als Brangäne. Der erste Tenor Östwig, der erste Liebhaber Arslan. Das Hoftheater war geistiger Mittelpunkt. König und Königin, Schneider und Schneiderin nahmen gleichen lebhaften Anteil.

Dieses einzigartige Blatt deutscher Kultur ist auf immer geschwunden. Kriegsknappheit hinderte an allen Ecken und Enden. Wie mir einst die Putlitztochter erzählte, hatte nur die Auffindung von Kisten mit den Kostümen eines Feenballetts die Ausstattung einer neuen Oper ermöglicht. Die bemerkenswert intelligente junge Frau von Bülow, geb. Putlitz, war „Vizeintendantin“. Die Schauspieler und Sänger sahen beim Auftreten gleich nach ihrem Platz und legten Gewicht auf ihr Urteil. Nach dem Theaterschluß ging ich hinüber zu der Akademie, dem alten Gebäudekomplex der ehemals Schillers „Karlsschule“ umfaßte. Dort empfing nach zehn Uhr abends die Oberhofmeisterin, Gräfin „Osch“ Üxküll, ihre Freunde. Eine ungewöhnliche Frau. Klug und unabhängig beobachtete sie das Leben und ist immer von einer bewunderungswürdigen Selbstlosigkeit gewesen. Ohne Vermögen hat sie, dank ihrer persönlichen Anspruchslosigkeit, die verwaisten Kinder ihres Bruders erzogen und ihnen die Eltern ersetzt.

An den Sonntagen aß ich im Marquardt-Hotel, da es an dem Tag markenfreies Geflügel gab, zu Mittag. Sonst, falls die von allen sehr verehrte Königin, mich nicht ins Wilhelmpalais zur Tafel befahl, in der Volksküche. Ängstlich hütete jeder seine knapp bemessenen Marken, ohne sie war man aufgeworfen. Selbst als Gast in herrschaftlichen Häusern bat, verlegen, der Diener sie sich aus. Damals hatte ich 25 Pfund abgenommen, die Kleider hingen modgerecht vorn und rückwärts kurvenlos herunter. Ich war jedoch hager, nicht schlank, weniger dianenhaft als einem abgetriebenen Droschkenpferd gleichend. Recht sehr mißfiel ich mir im Bad, alle Rippen konnte ich zählen, auch hatte ich „Hungeraugen“, „des yeux hagards“. Meines Wissens habe ich von all meinen Berliner Bekannten am schlechtesten gelebt. Natürlich hätten meine beiden Mädchen, ebenso wie die anderen hamstern, für schweres Geld auf Hintertreppen Verbotenes einkaufen können. Das widerstrebt mir aber. Ich begnügte mich mit der dürftigen Mittelstandsküche. Wäre diese mangelhafte Verpflegung mir gesundheitlich schlecht bekommen, wäre diese Askese natürlich töricht gewesen,

aber ich habe weder damals noch später einen Schaden festgestellt, gehöre auch nicht zu denen, die, wenn heute ihnen Namen entgehen, ihr schlechtes Gedächtnis der Kriegsunterernährung zur Last legen. Mein Gedächtnis war immer ein klägliches, auch ohne Kriegsnot wäre es heute nicht besser.

Als der Stuttgarter Aufenthalt ein Ende nahm, durchwanderte ich ganz Württemberg mit täglichem Genuß. Viel zu wenig beachtet man den edlen Linienfluß der Schwäbischen Alb, den male-
rischen und historischen Reiz dieser kleinen Reichsstädte, dieser romanischen Klöster, wie jener im pomphaften Spätbarock. Ich bilde mir ein, die intimen Schönheiten Schwabens besser als die meisten zu kennen. . .

Hier, wie überall im Verlauf dieser Kriegssommer, bin ich landarbeitenden Gefangenen begegnet, und immer wieder freute mich die natürliche Harmlosigkeit des Verkehrs. In einem Dorfwirtshaus saß neben der Gaststube die Familie um den Küchentisch. „Warum“, fragte man, „kommt nicht unser Russe?“ Dann hieß es: „Da ist er“, und dann wurde die Schüssel vom Herd genommen. Oft traf ich Sonntags lustwandelnde Serben oder Franzosen. An ihren Armen hingen Kinder, und sie radebrechten vergnügt zusammen. Selt-
sam wirkten bisweilen die hierher verschlagenen Existenzen. In Mecklenburg durch einsame Wälder und Seegestade fahrend wies der Hausherr auf ein abgelegenes Gehöft. „Dort“, sagte er, „lebt als Kriegsgefangener ein Pariser Schneider aus der Rue de la Paix; er hat auch schon der Bäuerin einen Mantel geschneidert.“

Allen meinen Gutsbesitzerbekannten sind Gefangene zugeteilt worden, sie waren mit diesen meistens gutmütigen Menschen zu-
frieden. Ich will nicht verallgemeinern, ich berichte nur, was ich hörte und sah. Allerdings war gerade in Württemberg ein peinlicher Fall vorgekommen. Da ihre Brüder im Feld standen, ver-
waltete ein Freifräulein selbständig und tüchtig das Gut. Unter den Gefangenen befand sich ein anziehender südfranzösischer Haar-
schneider, mit dem ließ sie sich ein. Sie erhielt dafür Gefängnis-
strafe. Unter Berliner Frauen sammelte man Unterschriften zu
einem Gnadengesuch, ich verweigerte meinen Namen aus Gründen,
die, wie ich später hörte, den König zur abschlägigen Antwort be-
stimmten: „Eine mit ihrer Bildung, in ihrer Stellung“, sagte er, „muß
man strenger, nicht nachsichtiger als eine Kuhmagd bestrafen.“

In einer Waldwirtschaft saß neben mir ein Mann mit Frau und
Kindern und freute sich, gleich mir an der Schönheit des Blicks.
Er war Urlauber „Da genießt man“, sagte er, „jede Stunde.“ Gern
ist er nicht wieder hinausgezogen. Restlos glücklich wirkte hin-

gegen ein Paar; der Mann hing am Arm seiner Frau, er war Kriegsblinder. „Ich lebe ja noch“, sagte er mir dankbar, „und wir haben uns ja!“ Er wollte einen Zigarrenladen aufmachen.

Es mußten die Kirchenglocken abgeliefert werden, und doch war, oft seit Jahrhunderten, eine jede mit ihren Einwohnern verwachsen. In einem württembergischen Städtchen wurde sie, als ich vorbeiging, soeben langsam herabgelassen. Schweigsam und trübe standen vor dem Turm die Menschen und verfolgten ihre Glocke mit den Blicken. Später auf der Landstraße fuhr der Leiterwagen, auf dem die Glocke lag, an mir vorbei. Einem toten Vieh gleich, das man auf den Schindanger bringt!

Neu wirkten in diesen letzten Kriegszeiten die Fliegertaten, immer mehr erfuhren wir von dem eigenartig schönem Fliegergeist. Stolz war jeder, der „Bölcke“ oder „Richthofen“ begegnet war. Sie teilten mit U-Boot- und Hilfskreuzerkommandanten eine ganz persönlich ihnen dargebrachte Liebe.

Im Oktober hatte meine Frontreise stattgefunden, und da meine Tätigkeit im Elisabeth-Krankenhaus beendet war, wollte ich München genauer kennenlernen. Ich verlebte dort vom Dezember 1917 bis März 1918 den letzten Winter der „alten Zeit“. Allerdings war ich ziemlich viel in Bayern bereits umhergekommen, so hatte ich neben manchem andern in Franken acht Hohenlohe-Residenzen, alles anziehende Barockschlösser aufgesucht. Von Alt-Öttingen war ich über Burghausen und Titmöning zu Fuß nach Rosenheim gewandert, zu Fuß von München nach Berchtesgaden; ein anderes Mal von Kempten die Iller hinauf nach Ulm. Letztere Strecke ist die fremdenimmunste, die mir je begegnete, dabei bot sie reiches Interesse, und hier wie auch sonst suchte ich auf Burgen und Schlößchen Bekannte auf. In München wollte ich nun die geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge besser überblicken. Ich belehrte mich in der Bibliothek durch die allerdings oft recht partikularistisch gefärbten Landesgeschichten. Auch durch mannigfache Beziehungen und Empfehlungen erhielt ich Einblicke in die ausgesprochene Individualität dieser Stadt. Ich hatte ein nettes Zimmer, um die Ecke lag das von mir sehr geschätzte vegetarische Speisehaus Ethos. Allgemein klagte man über die Lebensschwierigkeiten, etwas besser als in Berlin ging es jedoch zu.

In der Nähe, im Gasthof „Marienbad“, lebte das liebe Ehepaar Voß. Die beiden erwiesen mir beständig Gutes. Sonntagnachmittag empfing Addy Furtwängler. Oft war ihr Schwiegersohn, der Philosoph Scheler, zugegen, immer erreichte das Gespräch eine hohe Ebene. Durch den dort verkehrenden, überaus kultivierten Dichter

Wolfskehl atmete ich, von weitem, Stefan Georgesche Luft und ließ mir von dem Magier erzählen. Dieser sei, behauptete Wolfskehl, keineswegs einsiedlerisch verschlossen, er verkehre aber nur mit den Menschen, „die ihn brauchten“. Da dachte ich an Goethe. Bis an sein höchstes Alter brauchte er die Menschen, freute sich ihrer, nahm an ihnen Anteil und, wie er dies immer wieder dankbar aussprach, lernte er von ihnen. Als ich bei Wolfskehls war, wohnte der Meister bei ihnen, leider bekam ich ihn jedoch nicht zu sehen, man war wohl der Ansicht, daß ich ihn nicht „brauchte“. Professor v. d. Leyen hat in seinem Kolleg als erster akademischer Lehrer auf Stefan Georges Bedeutung hingewiesen. Als er ihn dann, in kleinem Kreis, zu sich einlud, erfolgte nicht einmal eine Antwort. Die Jüngerschar hat in der Einladung eine taktlose Anmaßung gesehen.

Wolfskehl und andere erzählten mir viel von der problematischen Schwabingerin, Gräfin Fanny Reventlow. Leicht hätte ich ihre Bekanntschaft machen können, möglicherweise war es töricht, diese Gelegenheit vorbeigehen zu lassen. Zweifellos konnte sie Dame sein, denn sie hat oft als solche gewirkt. Ebenso zweifellos ergab sich aus damaligen Schilderungen, wie später aus ihrem merkwürdigen Tagebuch, eine unausrottbar niedrige Ader. Das Dirnenleben war ihr nur zuwider, wenn es allzu wenig einbrachte, vollkommen gleichgültig war ihr allerdings Geld an sich. Sie hatte einen beglückenden Sinn für Humor und sie ist die hingebendste, zärtlichste Mutter gewesen.

Wir hatten das Gulbrandssonsche Bild belacht von dem keuchenden Ganghofer, bei dessen Erscheinen der Kommandierende General ausruft: „So, jetzt kann die Schlacht beginnen!“ Eine Dame las in der Bahn diese Simplizissimus-Nummer und wollte sie verstecken, als Ganghofer ihr gegenüber Platz nahm. Er wies jedoch auf das Bild und meinte befriedigt: „Ja allerdings, ungefähr so ist es tatsächlich zugegangen.“

Gern verkehrte ich mit Isolde Kurz und Helene Raff. Oft war ich bei dem Florentiner Historiker Davidsohn, bei dem subtilen Psychiater Seiff, bei dem Literaturprofessor von der Leyen. Alexander von Gleichen-Rußwurm sah einen interessanten Kreis bei sich. In ihrem mit Kunstschatzen gefüllten Haus empfing die kluge, lebenswürdige Baronin Bissing, Frau des Archäologen, Schwiegertochter des Generalgouverneurs. In den großen Hotels verkehrte ich in jener bridgespielenden Gesellschaft, die überall und nirgends zu Hause ist und die man in „normalen“ Zeiten in Kairo oder Cannes anzutreffen pflegt. Dieser Hotelwelt stand der Krieg schlecht.

Sehr sympathisch war mir die alte, leider schwerhörige Frau Artaria Braun. Ihre anspruchslosen, aber wertvollen Erinnerungen hatten ihr literarische Erfolge gebracht. Sie erzählte mir manches, das sie, allzu bescheiden, im Buch ausgelassen hatte. Sie gab mir Scheffels leidenschaftliche Liebe, von der ich wußte, zu. Anfänglich hatte er sie gefesselt, doch kam sie über seine schon damals bemerkbare Trunksucht nicht hinweg. Ihre Erinnerungen sind ungeschminkt und zuverlässig. Die tendenziöse Schönfärberei von Luise von Kobells „Unter vier Königen“ wurde scharf von ihr mißbilligt. Viel hörte ich noch über Ludwig II. In seiner Umgebung haben die meisten ihn gehaßt, boshaft und schadenfroh sei er zu ihnen gewesen. Jetzt begriffen die maßgebenden Kreise nicht ihre Anzweiflung seiner seit langen Jahren bestehenden Geisteskrankheit. Zwischendurch sei er eben klar und verständig gewesen, da hätten sie sich immer wieder täuschen lassen. Eine Dame, die bald nach der Auffindung seine Leiche sah, beschrieb mir den ihr unvergeßlichen Ausdruck bitterster Verzweiflung.

Rainer Maria Rilke ist mir ganz besonders mit München verknüpft. Er wird in meinem Tagebuch ausführlich erwähnt. Fast in jeder Woche kam er nachmittags zu einer Tasse Tee in mein Zimmerchen, das ich mit einigen orientalischen Decken und Bronzen, mit einigen aus dem alten Mogulgarten in Agra mitgebrachten Pfauenfedern etwas farbiger gestaltet hatte. Ein sehr anziehender Mensch. Still, schattenhaft, schwächling gewachsen, mit unregelmäßigen, nachdenklichen Zügen. Warum normalübliche Manneskraft von ihm erwarten? Diesem zarten und vornehmen Ausnahmemenschen war es gegeben Dichter zu sein. Man mußte aber allein mit ihm zusammen sein; denn als er einmal den feinsinnigen Ästhet Kastner mitbrachte, trat er nicht aus sich heraus. Waren wir allein, sprach er, wie kaum ein anderer. Richard Voß, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, Thassilo von Scheffer besaßen und besitzen die Kunst zwangloser Erzählung, sie alle hat Rilke übertroffen. Er sprach fließend, mit vollendeter Wortwahl und doch ungesucht. Er versenkte sich in seinen Gegenstand, und es entstanden farbenreiche lebendige Bilder. Er erzählte mir vom merkwürdigen Leben der Luise Labée, von dem Dynastengeschlecht der Baux, auf ihrem schroffen Burgberg in der Provence; ehrgeizige, liebestrunkene Menschen. Auch von der ihn stark fesselnden Gräfin Noailles. „Bei ihr“, sagte er, „ist mir der Begriff, die Bedeutung der ‚Dichterin‘ aufgegangen.“ Leider hat er, bedauerlich diskret, seine Beziehungen zu der genialen Lou Andreas-Salomé verschwiegen. Einen ganzen Nachmittag lang erzählte er ununter-

brochen über Eleonora Duse. In Venedig war er einige Monate in ihrer Gefolgschaft gewesen. Eine wundervolle Zeit, nie würde er sie, die Einzige, vergessen. Immerhin hatten ihre unberechenbaren Eingebungen und Launen ihn fast umgebracht. Einmal kam er auf seine trostlose Kadettenhausjugend zu sprechen. „Eine grausame, lasterhafte Welt, an der ich körperlich und geistig schier zugrunde ging, und deren Folgen ich auch nie überwunden habe. Als ich Dostojewskys Schilderung des sibirischen Gefängnisses las, dachte ich an das Kadettenkorps. Dort hatte ich das ja alles erlebt. Eine zufällig eintreffende Prophezeiung verschaffte mir einigen Respekt bei meinen Peinigern. Leidenschaftliche Frömmigkeit rettete mich. Auch suchte ich jüngeren Zöglingen zu helfen, ihnen jene Güte zu erweisen, die ich so schmerzlich vermißte.“

Er erzählte mir auch manches, das er in seinem Rodinbuch nicht bringen durfte. So über dessen Gattin: „Eine leidenschaftliche Frau aus dem Volk, ihm in blinder Liebe ergeben. Sie bestand darauf, alles für ihn selbst zu tun. So war sie zugleich seine Dienerin und ließ niemand an ihn heran. Trotzdem Rodin und ich uns widersetzten, wartete sie bei Tisch auf, setzte sich dann unten hin, aß was halb kalt übrig blieb. Wirres Haar, verkommen aussehend, vernachlässigt, in einer schlampigen Hausjacke. Eifersüchtig auf jede Frau und doch mit Erbitterung der Kläglichkeit ihrer eigenen Rolle bewußt. Rodin war Frauen ergeben, aber ohne Feinheit, ohne Unterscheidung, er suchte und fand nur Aufregung und Genuß. Traurig war die letzte Episode. Bis diese begann, war er der herrliche Greis, kraftvoll und lebensfreudig. Dann beschlagnahmte ihn eine gewandte, gefühllose, oberflächliche Amerikanerin, eine ‚Duchesse‘ (der Titel war wenig authentisch). Sie trennte ihn von seinen Künstlerfreunden. Ihn umgaben nur snobistische, reiche Amerikaner. Sie hütete ihn vor jedem Luftzug, wickelte ihn ein, er, der Abgehärtete wurde durch diese ‚Fürsorge‘ hinfällig und alt. Zwei Jahre lang hinderte sie ihn daran, nach seinem Besitztum Meudon zu fahren und seine Frau zu besuchen. Die einfachen Leute in der Rue de l'Université haßten diese angebliche Herzogin. Sie sagten, sie werde ihn noch vergiften. Und im Grunde hatten sie recht. Endlich kam es zum Bruch, denn er ertappte sie dabei, seine Skizzen zu entwenden und zu verkaufen. Dann war es jedoch zu spät.“

Wir sprachen über den einstmals großartigen Menschen, über sein umfassendes Verständnis für Bach, für die Gotik. „Wie gutig“, fuhr Rilke fort, „war er zur Jugend, wie regte er sie an. An Sonntagnachmittagen kamen die jungen Menschen, er verstand

sie zu leiten und anzuspornen. Mir ist er eines der allergrößten Erlebnisse gewesen.“

Vor einiger Zeit war es mir gelungen, durch die Prinzessin Pilar von Bayern Rilke vom Kriegsdienst zu befreien. Kriegsdienst hätte seinen geschwächten und zarten Körper, seine überaus empfindliche Psyche gebrochen. Er wäre keinem Bataillon von irgendwelchem Nutzen gewesen. Ebenso gelang es mir auch, Lissauer, durch Frau von Seeckt, von der Fron der Feldbäckerei zu befreien. Dafür wurde er als Schriftleiter einer Feldzeitung angespannt.

Mit vorbildlicher Selbstverständlichkeit haben die bayrischen Prinzessinnen Kriegsarbeit geleistet. Sie, wie fast alle deutschen Fürsten, hatten auch Kriegstote zu beklagen. Sie haben sich nicht mit Lazarettbesuchen begnügt, sie haben jeden Dienst verrichtet, haben verbunden und gescheuert. Im Nymphenburger Schloß lernte ich die Eltern der frischen, an allem Anteil nehmenden Prinzessin Pilar kennen. Nur die Mutter, die spanische Prinzessin Paz ist ein Ausnahmemensch. In strenger Kriegszucht hielt der König alle Mitglieder der königlichen Familie. Der Lebenszuschnitt anderer Häuser mit gleichen Mitteln wurde weit weniger eingeschränkt. Trotzdem war Ludwig III. bekanntlich unbeliebt. Er entsprach allzu wenig dem unausrottbaren volkstümlichen Wunschbild des „Königs“. Um so ausgesprochener zeigt sich dieser Zug bei seinem Sohn Ruprecht.

Im folgenden Sommer, 1918, durchwanderte ich die verschiedenen sächsischen Fürstentümer, Thüringen, Meiningen, Altenburg, Reuß. Sowie man den Thüringer Wald verläßt, gibt es fast unbekannte, reizvolle Strecken. Poetische Waldwege, unberührt echte Dörfer und Kirchen, anspruchslose, aber außerordentlich malerische Schlösser und Burgen, alte erinnerungsreiche Städtchen.

In Hildburghausen habe ich die Wohnstätten und Gräber der „Geheimnisvollen von Eisleben“ besucht. Über den „Dunkelgrafen“ wissen wir seit Möckels Untersuchungen jetzt genau Bescheid, vielleicht wird es ihm bald gelingen, den Namen, den sensationellen Rang, der „unbekannten Frau“ klarzulegen.

In diesem letzten „dynastischen“ Jahr Deutschlands habe ich die Meiningenschen und die Reußschen Herrschaften besucht. Ich wurde auf das Freundlichste aufgenommen. Poetisch ist Schloß Eberbach, der Sommersitz der Fürsten Reuß-Gera.

Schlimm, furchtbar schlimm lastete in diesem letzten Kriegssommer der Druck auf allen. Wie immer auf solchen Rucksackwanderungen (das zu etwaigen Besuchen erforderliche Köfferchen lagerte auf irgendeinem Bahnhof), reiste ich 4. Klasse. Da habe ich

Erschütterndes gehört, so den leidenschaftlich tragischen Anspruch einer verarbeiteten Frau: „Söhne brächte man mit Schmerzen auf die Welt, zöge sie mit Sorgen groß und alles nur, damit sie den Kanonen vorgeworfen würden. Aufhören solle das!“ In einem ländlichen Gasthof schlug im Gespräch mit der Wirtin ein Mann ergrimmt auf den Tisch. „Schluß muß gemacht werden! Müssen denn die letzten noch hingemordet werden? Schluß um jeden Preis.“ Als er fortgegangen, fragte mich die erschrockene Frau, was ich dazu meinte? Ich sagte, wir müßten eben bis zu einem möglichen Frieden durchhalten, sonst würden die Feinde uns zertümmern ... Nie hatte ich seit der englischen Kriegserklärung an einen glänzenden Frieden geglaubt, an einen erträglichen glaubte ich noch immer.

Zwischendurch war ich in Berlin. Ich besuchte Theater und Konzerte, sehr häufig die alte Frau vom Rath begleitend. Die Musik tat wohl, auch das vorhergehende ordentliche Essen, ein Stück Fleisch, ein Glas Wein. Kam ich abends um 11 Uhr nach Haus, ging ich allerdings immer hungrig zu Bett, mit Ausnahme von Tee hatte ich keine Vorräte, nicht einen Zwieback. Von dem so spärlich bemessenen Brot durfte ich nichts nehmen, an dieses hatten meine Mädchen gleiches Anrecht.

Verschieden erwies sich die Einstellung der Menschen zu den Erfordernissen des Tages. Einige begnügten sich damit, das Allergünstigste „aus bester Quelle“, in den Nachmittagsempfängen vorzujammern. Eine hochgestellte literarisch tätige Dame sagte: „Sprechen Sie mir nicht über den Krieg, der Krieg existiert nicht für mich.“ (Etwa, als wiche man den Eltern, wenn sie todkrank daniederliegen, besser aus.) Einige gelangten unter einem Wohlfahrtsvorwand in ein neutrales Land, sie „erfrischten“ sich dort. Manchem fehlte jegliches Gefühl für das Heldenhafte der entsetzlichen Zeit, und einige Intellektuelle stellten fest, weshalb gerade sie dem Vaterland besser in ihrem Schreibzimmer als im Schützengraben dienen könnten. (Worauf manchmal auf Äschylus und Cervantes hingewiesen wurde.) Die meisten meiner Umwelt jedoch, das darf ich wohl sagen, haben sich bewährt.

Vorbei waren jene Zeiten, in denen man den Einzug der Truppen besprach; den des Kaisers durch das Brandenburger Tor, Hindenburg ihm zur Seite. Zugunsten des Roten Kreuzes sollten damals die Hausbewohner des Pariser Platzes, wohl auch „Unter den Linden“ aufgefordert werden, Fenster zur Verfügung zu stellen. Ich überlegte mir, ob ich den großen, alles übersehenden Balkon der Fürstin Radziwill am Pariser Platz 3 oder den kleineren von

Exzellenz von Derenthal nach dem Tiergarten zu vorziehen würde. Auf beiden hatte man mir einen Platz versprochen.

Im September 1918 hatten wir andere Sorgen. Noch erfüllte einige felsenfestes Vertrauen. Eine kluge, aber vertrauensselige Frau vom Lande sagte mir: „Ich bin ganz ruhig, Hindenburg weiß, wie er es am besten macht, und es wird so kommen, wie er es will.“ Das erschien mir unerlaubt naiv. Und doch entrüstete mich Ende September ein bekannter Industrieller, der mir vom zweifellos verlorenen Krieg sprach. Zu eben dieser Zeit bemühte ich mich, wie mein Tagebuch meldet, um Vorträge eines mir bekannten Ästhetikers. Ich nahm Bridgeunterricht, ließ mir von meiner Schneiderin aus drei alten Seidenkleidern ein Gesellschaftskleid bauen und beteiligte mich an einem Kursus in schwedischer Gymnastik. Daß wir Außenstehenden die Lage nicht kannten, ist kaum erstaunlich. Später hat mir der Gesandte von Buri auch die Unwissenheit im Auswärtigen Amt geschildert. Ende September kam Ludendorff zu ihnen, verzweifelt —, er könne nur für die nächsten 24 Stunden eintreten. Es wäre wie ein Donnerschlag gewesen. Otmar von der Mohl hat mir die ausgeübte Geheimhaltung geschildert. Alle Korrespondenzen, alle Telefongespräche des Auswärtigen Amtes wurden überwacht.

Am 1. Oktober hörte ich bei Gräfin Groeben über die Reichstagsausschußsitzung vom 29. September, in der Ludendorff die hoffnungslose Lage darlegte. Alle hätten „wie erschlagen“ dagesessen, sie hätten, außerordentlich erregt, einen Aufschub für diese Entscheidung verlangt. Ludendorff antwortete: „Bis 6 Uhr abends müsse die Zustimmung zum Waffenstillstands- und Friedensangebot erfolgen.“ Hatzfeld und Carolath waren gleich darauf zur Gräfin Groeben gekommen, sie waren ganz „auseinander“.

Die Augen gingen uns auf. In Potsdam sprach man offen vom Verzicht des Kaisers. Wie ich bald darauf von einem Anwesenden hörte, ließ ein Bundesratsmitglied Mitte Oktober, auf Wunsch des Reichstags, alle Bundesfürsten bitten, S. M. die Abdankung naheulegen. Sie überlegten es sich und weigerten sich schließlich. Es sei nutzlos, der Kaiser würde es doch nicht tun.

Am 17. Oktober schrieb ich über die „alles übersteigende Tragik der Lage“. Einige sagten: da die Forderungen der Feinde untragbar, lieber den letzten Kampf. Andere, zu denen ich gehörte (obwohl ich einmal schwankte), konnten sich unter diesen Worten nichts denken. „Eigentlich“, schrieb ich damals, „ist der Kaiser schon ausgeschaltet, ebenfalls der Kronprinz. Ein Major der Kavallerie sagte mir gestern, die Wahlrechtsvorlage sei allein an der

Katastrophe schuld, worauf ich mich bei Frau von Hessenthal verabschiedete und die Teegesellschaft verließ. Lissauer saß lange bei mir, sprach über die Kluft zwischen Mannschaften und Offizieren, er könne das eben besser als ich übersehen.“ „23. Oktober. Auch im konservativen Kreise sind viele für die Annahme dieses Friedens, da sonst nur ein noch trostloserer Kampf vorauszusehen sei. Ganz allgemein, auch von mir, wird die Abdankung des Kaisers gewünscht, wird bedauert, daß er nicht zurücktritt. Am 5. Oktober hätte er es gut gekonnt. Harden behauptete allerdings in einer sehr beachteten Rede, jetzt sei dieser harmlos; man belasse ihm lieber die Krone. Stefan Großmann sagte mir ähnliches, als seine Meinung und jener der ihm nahestehenden Sozialisten. Aus der Provinz kommen hysterische Briefe: „Senkrecht untergehen“. In Berlin glaubt fast niemand an diesen letzten Widerstand, demonstriert jedoch in diesem Sinn. So auch Frauenvereine. Dies macht mich nicht stutzig, wohl aber die flammende Aufforderung zur Volkserhebung, die Walther Rathenau in der Deutschen Gesellschaft 1914 hielt. Erst viel später hörte ich, daß er seinem Freund Paul Mamroth eine Stunde vor der Rede gesagt hatte, er glaube nicht an diesen Verzweiflungskampf, dessen Ankündigung könne jedoch die Lage Deutschlands in den Verhandlungen mit den Feinden stärken. Mit voller Überzeugung sprach jedoch Graf Posadowsky Gleichlautendes in der Mittwochsgesellschaft. Er hatte gepackt, aber nicht überzeugt. Ergriffen schilderte man mir den alten Herrn: „Er bebte vor Erregung und Zorn, seine Augen sprühten, während er gegen die ‚erbärmliche Feigheit‘, den ‚Geist von Jena‘ anging.“ „Mir“, schrieb ich, „hat er neulich im selben Sinn gesprochen. Ich fragte, ob er gegebenenfalls die Verantwortung dieser ‚letzten Blutropfen‘-Politik auf sich nehmen würde? Er antwortete ‚Ja‘; er sprach über alle Andersdenkenden verächtlich und schroff.“

„Heute (30. Oktober) höre ich von einem Umschwung der Sozialisten, sie wollen die Abdankung. Die Angst vor den Bolschewisten wächst. Morgen werden, dank der sinnlosen Aufspeicherung von Banknoten — Damen meiner Bekanntschaft verwahren ihr ganzes Vermögen im Nachttisch —, die Auszahlungen nicht überall erfolgen.“

Die ganze Zeit über habe ich meine Papiere bei Mendelssohn belassen. Allerdings, als eines Mittags die Erstürmung der Reichsbank versichert wurde, ängstigte ich mich ziemlich. Architekt von Schultz, Freiwilliger im 2. Garderegiment, besuchte mich und sagte: „Ich bin fast der einzige Gebildete unter der Mannschaft, vier Fünftel sprechen mit vollkommener Gleichgültigkeit über den Sturz der

Hohenzollern. Alle — ausnahmslos alle — sagen, sie dächten nicht daran, wenn es zu Revolten käme, auf das Volk zu schießen.“

„Sowohl von dem starken Abbröckeln der Mannschaften auf den Militärzügen hört man Zuverlässiges, ebenso Zuverlässiges aber auch von der vorzüglichen Haltung der Truppen. Der Kaiser ist in der besten Stimmung. Vor kurzem ließ er sich in Kiel neue Parademärsche vorführen. Am 26. Oktober empfing er einen Ministerialdirektor und sagte zu dessen peinlicher Überraschung über die belgische Verwaltung: „Wir müssen noch sehr viel aus Belgien rauskriegen. Ende August ist der Kaiserin in Wilhelmshöhe die „unvermeidliche Niederlage“ mitgeteilt worden. Sie bekam einen leichten Schlaganfall, hat sich erholt, benimmt sich überaus würdig, sagt, sie wolle bis zuletzt ihre Pflicht erfüllen. Letzthin war sie bei den Blinden im Charlottenburger Schloß.“

„Sehr oft höre ich in den verschiedenen Kreisen Beschuldigungen der Obersten Heeresleitung. Sie hat uns zulange hinter das Licht geführt, weit früher hätten wir die Wahrheit erfahren müssen. Ich hatte heute (30. Oktober) eine geschichtliche Stunde im Herrenhaus erwartet und erlebte eine schwere Enttäuschung. Zu dieser verkündeten Loyalitätserklärung, zu dieser Abschiedsfeier des Alt-Preußentums hätten diesen Herren tragende Worte und bewegende Töne zu Gebote stehen müssen: Morituri te salutant. Es wurden jedoch nüchterne Selbstverständlichkeiten abgelesen. Das Ganze war in einer halben Stunde beendet. Als ich nachher einem der anwesenden Mitglieder, einem rechtsstehenden Gesandten, meine Enttäuschung aussprach, meinte er: „Wie konnten Sie mehr verlangen? Wer von uns hätte heucheln wollen? Fast alle von uns stehen auf monarchischem Boden, aber für den Kaiser begeistert sich jetzt nicht einer.“

So ist die letzte Sitzung des Preußischen Herrenhauses verlaufen.

Ähnliche Totenglockenstimmung, so erzählte mir Karl v. d. Heydt, lag auf der Beisetzungsfeier des alten, allseitig verehrten Grafen Schwerin-Löwitz: „Da tauchten die Mumien der Vergangenheit noch einmal auf, da erschienen noch einmal sämtliche Exzellenzen in eingemotteten, schlotternden, goldgestickten Uniformen. Zum letztenmal zeigte sich ein Generaladjutant als Vertreter des Kaisers, Spitzemberg, als Vertreter der Kaiserin, in vollem Glanz. Es war zum letzten Mal die sterbende Welt.“

Am folgenden Tag war ich im kleinen Kreis abends bei Frau von Kotze. In den Zeitungen standen deutliche Hinweise auf die Abdankung des Kaisers. Wir sprachen über die Hohenzollern, und

ich erwähnte, was wir Bunsens ihnen alles verdankten. Frau von Kotze gedachte des Hauses „Unter den Linden 5“, von dem aus sie und die Ihrigen alle Einzüge, Hochzeits- und Beisetzungsfeierlichkeiten sich angesehen hatten. Eine süddeutsche Verwandte sagte: „Ja, Ihr! ... Wenn Ihr den Hohenzollern schon von weitem kommen seht, weint Ihr gleich!“ Und so war es auch, wir weinten vor Rührung, so bewegte es uns, ihn zu sehen. So war es nicht nur bei uns, in gleicher Weise hing das Volk an den Hohenzollern. Und jetzt?“ Kürzlich erzählte mir Exzellenz von Delbrück von einer Papierladenbesitzerin, Ecke Charlottenstraße und Unter den Linden, ihre Nachbarn hätten sie gewarnt, gleich müsse sie die Bilder des Kaisers aus dem Schaufenster entfernen.

„3. November. Gestern abend war ich eingeladen. Da hörte ich, zu Boden geschlagen, verzweifelt, nicht nur müsse mit der Abdankung, sondern mit dem Aufhören der Monarchie, mit der Errichtung der Republik gerechnet werden. Der es mir versichernde Major war ebenfalls bewegt. Er führte jedoch aus: ‚Deutschlands Rettung verlangt jetzt die Republik mit Ebert, sonst fallen wir dem roten Terror, dem Bolschewismus anheim. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.‘ Wie betäubt ging ich nach Hause.“

„Freitag, 8. November. Soeben (abends 9 Uhr) telephonierte man mir vom Kriegspresseamt die vor einer Stunde eingetroffene Mitteilung von der Abdankung des Kaisers. In München der König abgesetzt, Revolution, Republik, heller Aufruhr auch in anderen Teilen von Deutschland. Mittags hatten wir mit sichtlicher Erregung auf die ‚BZ‘ gewartet, sie verspätete sich und war sofort vergriffen. Sie sagte nichts aus, auch nicht die Abendzeitung. Überall wurde in Berlin die Abdankung umher telephonierte, von maßgebender Stelle widerrufen. Zum Tee war ich nachmittags eingeladen gewesen und traf dort mehrere jungverheiratete Frauen. Alle hatten die Gastlichkeit des Hofes empfangen. Alle hatten Beziehungen zum Kaiserhaus, harmlos und wohlgefällig scherzten sie über die Lage. Ich war so entrüstet, daß ich ziemlich laut einer sich passiv verhaltenden Prinzessin sagte, für dergleichen hätte ich heute kein Verständnis und fortging.“

Bei meiner Maschinenschreiberin hatte ich etwas abzuholen. Sie muß sich quälen, ihr Mann ist krank, ihr Verdienst gering. Ich fand sie um den Kaiser und um Hindenburg weinend. Ihr auf Urlaub gekommener feldgrauer Sohn sagte einfach: „Sind die Bedingungen ehrlos, müssen wir eben weiter kämpfen.“

Das Wahlrecht wurde uns Frauen gegeben. „Tausendmal wichtiger“, schrieb ich, „ist mir Deutschlands Not.“

Revolution

„Vielleicht [rettet uns das Volk und seine Kraft. Mit dem bisherigen Kasten- und Klassenwesen ist es vorbei. Sieg oder Niederlage, wir bekommen eine reine Demokratie.“
Tirpitz.

(Aus meinem Tagebuch.) „Sonabend, 9. November 1918.“ Offene Revolution! In unserer Gegend war alles unverändert ruhig, ich glaubte den Gerüchten nicht und ging zum Nachmittagsempfang der Derenthals durch den Tiergarten. Obwohl es erst eben anfang zu dämmern, fiel mir auf, daß keine Frau zu sehen war. Schon ehe ich am Brandenburger Tor ankam, hörte ich Lärmen, Pfeifen, Hurrageschrei und sah vorbeiziehende Menschenmassen. Eine alte Frau verteilte Aufrufe, sie wurden ihr entrissen. Ich hob ein beschmutztes Blatt von dem nassen Straßenpflaster auf. Ein junges Mädchen, wohl eine Fabrikarbeiterin, bückte sich ebenfalls nach einem Aufruf und sagte ihrem Freund: „Das ist doch alles herrlich und wundervoll, nur müßte es eigentlich Frühlingswetter sein.“ „Generalstreik“, las ich, „Es lebe die soziale Republik. Der Arbeiter- und Soldatenrat.“ Mehr und mehr Menschen. Unter Jubelgeschrei fuhr ein Lastwagen mit Feldgrauen durch das Tor.

Bei Derenthals angekommen, saß dort, zusammengefallen, tief traurig und still der alte Herr. Seine Frau sagte mir: „Er, der sonst so gern lebt, wünscht sich das Ende.“ Draußen wuchs der Lärm. Frau von Derenthal und ich traten auf den Balkon. Dichte Scharen marschierten vorbei, rote Fahnen und Aufschriften. Mit klingendem Spiel kamen bataillonsweise Feldgrau heran und wurden von der dichtgedrängten Menge jubelnd begrüßt ... Damals befanden sich Tausende von Offizieren in Berlin, sie haben sich der angekündigten Matrosentruppe bei ihrer Ankunft nicht entgegengestellt, sie sind nicht für ihren Kriegsherrn eingetreten. Stumm haben sie sich dem von der Kommandantur ausgegangenen Befehl des Nichtschießens gefügt. Damals wurde ihre Zahl auf

viertausend geschätzt. Als ich neulich diese Zahl einem höheren Offizier nannte, seufzte er: „Es sind noch mehr gewesen.“ Eine nicht unbeachtbare Truppe. Auch diese hätte schwerlich die Monarchie gerettet. Jedoch hätte sie ihr und dem preußischen Heer einen würdigen Abschluß gegeben. Wer diese Jahre miterlebte, wird gerechter als die Nachkommen urteilen können. Die übermenschlichen Anstrengungen machten sich geltend, alle waren in einem heute kaum faßbaren Grade zermürbt und gelähmt. Später sagte mir ein Hauptmann: „Ich las die Nachricht von der Abdankung in einem Café und dachte mir: Die Monarchie ist also aus. Dann las ich noch eine Zeitung, zahlte, und ging nach Hause. Heute verstehe ich diese Abgestumpftheit nicht, so war ich damals, so waren die anderen.“

„Sonnabend, den 9. November, 9 Uhr abends. Eben telephonierte mir Lissauer‘ (er arbeitete an einer Kriegsbehörde) ‚vom Allerschlimmsten.‘ Die Bedingungen von Foch wären furchtbar. In der Wilhelm- und Leipziger Straße sah er, wie Offiziere die Abzeichen heruntergerissen wurden, sah aber auch Offiziere mit roten Binden. Was keine Zeitung gebracht, hatte er erlebt, Liebknechts Rede vom Balkon des Schlosses an die begeisterte Menge.“

„Sonntag, den 10. November. Leider sonniges Herbstwetter, Regen wäre günstiger gewesen. Frühstück bei von der Heydts, in ihrer Villa. Graf Albrecht Bernstorff kam aus dem Auswärtigen Amt. Er brachte die unglaublich klingende Nachricht — „der Kaiser hat ja gar nicht abgedankt! Ich und sämtliche Kollegen im Amt halten es für unsere Pflicht, uns der sozialistischen Regierung zur Verfügung zu stellen, auch, wenn es sein muß, unter der roten Fahne. Heute kommt es eben nur darauf an, in dieser Krisis als Deutscher unser Möglichstes, unser Bestes zu leisten. Genau im gleichen Sinn äußerte sich der Neffe von Frau von der Heydt, der U-Bootkommandant Wülfling, der am Dienstag aus Kiel entkam. ‚Die uns nötigen wollten‘, sagte er, ‚waren nicht unsere Leute, sondern fremde Mannschaften. Unsere gehorchten und gaben die Ehrenbezeugungen, meinten jedoch, sie ‚müßten‘ zu den anderen übergehen. Da angeblich alle Offiziere interniert werden sollten, entfloh ich mit einem Kameraden. Wir gingen nachts zu Fuß nach Plön, fuhren zu Wagen weiter, in Hagenau beförderte der Bahnhofsvorsteher uns und noch andere 50 Offiziere nach Berlin. Meinen heutigen Ansichten zufolge hätte ich jedoch richtiger getan, mich dem Soldatenrat zur Verfügung zu stellen, um für Ordnung zu sorgen. Das wird jetzt von allen Vernünftigen getan. Im Reichsmarineamt hat Kapitänleutnant Rohde es glänzend verstanden, mit

den eindringenden Meuterern zu verhandeln. Er schickte möglichst viele Matrosen aufs Land und sagte ihnen, hier würden sie hungern. Im Auto mit einer roten Fahne ließ er sich nach dem ‚Vorwärts‘ fahren, fand Ebert und die anderen Genossen höflich und vernünftig.“

Wir waren natürlich in der niedergedrücktesten Stimmung. Karl von der Heydt beneidete die Kinderlosen, über die Zukunft seiner Kinder mache er sich die schwersten Sorgen.

Auf dem Tisch lag der einstige Lokal-Anzeiger, er hieß jetzt „Die Rote Fahne“. Vor einigen Wochen hatte von der Heydt einem bekannten Feldmarschall zu seinem Geburtstag beglückwünscht. Er fand dort lauter starr konservative Ostelbier und war peinlich überrascht, aus ihrem Munde harte pietätlose Äußerungen über den Kaiser zu hören.

„Zum Nachmittagstee war ich“ (an diesem nämlichen Revolutions-sonntag) „von Exzellenz von Beseler“ (Alsenstraße 8) „eingeladen und ging durch den Tiergarten hin. Bald hörte ich das harte Aufschlagen der Maschinengewehre, ab und zu Salven. Dann kamen aus den Seitenwegen laufende Menschen, schrien mich an: ‚Kehren Sie um, in der Siegesallee wird geschossen.‘ So pirschte ich mich durch die Große Querallee nach der Alsenstraße. Am Roondenkmal stand ein Matrose mit rotem Abzeichen und sagte, der Platz sei gesperrt. Ich bat, seitlich am Ufer herumgehen zu dürfen, er ließ es höflich zu. Immer lauter wurde das Schießen. Am Kronprinzenufer neben der ‚A.E.G.‘ wurden Salven abgegeben; an der Kriegsakademie in der Dorotheenstraße ging wohl allerlei vor sich. Nur vereinzelte Fußgänger, aber ein Leiterwagen mit neuen Militärtiefeln und Militärtuchen beladen, wurde, von zwei Männern begleitet, in ein Haustor geschoben. Geplündert wurde also nicht. Bei Beselers fand ich Heinrich Carolath vor. Die anderen wie ich im alten Westen wohnenden Gäste hatten ‚wegen der Unsicherheit‘ abtelephoniert. Nervöse Leute packten ihre Koffer.

Zu meiner großen Beruhigung ist Waldemar Anpöbeleien entgangen. Denn auch die Revolutionsleute machen Mittagspause. Zufälligerweise verließ er gestern das Kriegspresseamt in der Luisenstraße bereits um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr. Er ging am Brandenburger Tor vorbei, die Potsdamer Straße hinunter und merkte nichts, fand jedoch seine Pension ‚Am Karlsbad‘ in heller Erregung. Einem dort wohnenden Offizier war die Kokarde abverlangt worden. Zehn Schritte vor ihm hatte man einen ruhig seines Weges gehenden Offizier erschossen. Er selber hatte mit anderen die Leiche in das nächste Haus getragen. Waldemar rief gleich im Presseamt an:

„Ja gewiß, es ist Aufruhr im Gang, kommen Sie nach Tisch in Zivil zurück.“

„Am Sonnabend, den neunten“, erzählte mir etwas später ein Marineoffizier, „versenkte man, da Widerstand verboten, im Reichsmarineamt Munitionskisten in den Kanal. Verzweifelt sei die Stimmung der Marine, für sie wäre nun alles aus, und hinzu käme die Schmach, daß von ihnen die Revolution ihren Anfang genommen. Man hätte, meinte er, vorbeugen können und müssen.“

„Montag, 11. November. Heute um 11 Uhr ist der entsetzliche Waffenstillstand unterzeichnet worden.“

Wie unbeschreiblich hatten wir uns auf diesen Tag gefreut und nun?

Waldemar verabschiedete sich, um in Haus Leppe Mia zur Seite zu stehen. Er hatte beim Soldatenrat Urlaub erbeten. Zehn Soldaten waren ins Presseamt gekommen und wählten sich selber. Dort sitzen sie und behandeln Waldemar ausgesucht höflich.“

„Dienstag, 12. November. Der Kaiser in Holland!

Entsetzt hören wir von den Äußerungen in jeder Straßenbahn, auf jedem Wochenmarkt.

Einige wenige meinen: „Was blieb ihm denn übrig?“ „Alles andere!“

„Er ist ja überredet worden.“

„Ein Herrscher läßt sich nicht überreden.“

Für ihn, wahrscheinlich auch für die Monarchie ist es der Wendepunkt gewesen...“

„Fassungslose Damen sprechen von der ‚unausbleiblichen, völligen Vernichtung sämtlicher Deutschen‘ (bei vierundsechzig Millionen Menschen habe ich mir, rein mechanisch, nie etwas unter solchen Prophezeiungen denken können). Der Vater der Jungfer von Baby von Taube, geb. von Dörnberg, ist aus Gram über die Abdankung zusammengebrochen. Eine seelengute, etwas kritiklose konservative Schriftstellerin sagte mir im Lyceum-Club: ‚Wenn es keinen Kaiser gibt, gibt es für mich auch kein Deutschland.‘ Hingegen meinte die junge sächsische Frau von Herder geb. von Körner: ‚Hauptsache ist doch jetzt die Einheit, ein Deutschland, wenn auch Republik.‘ So höre ich auch glücklicherweise von allen Seiten als oberste Pflicht: ‚Retten, was für Deutschland zu retten ist, fällt es auch schwer.‘“

Bissing, der Archäologe, Sohn des Generalgouverneurs, wird in München von den sozialistischen Machthabern gefangengehalten. Eine rote Truppe kam vor sein Haus, sagte der Baronin Bissing, sie habe zu Eisners Begräbnis halbmast zu flaggen. Sie weigerte

sich und bewies glänzenden Mut, denn ihr Gatte war in den Händen der Revolutionäre. Diese Haltung achteten die Männer und zogen ab. Fürst Blücher und Herr von Friedländer-Fuld haben hingegen auf dem Pariser Platz die rote Fahne aufgezogen. Ebenfalls Prinz Friedrich Leopold von Preußen auf Schloß Glienicke: Darauf äußerten sich die Roten verächtlich über „solchen Jammerprinzen“.

„Mittwoch, 13. November. Eine gewisse Entspannung. Stefan Großmann sagte mir, am Sonntag und Montag sei die Gefahr weit ernster gewesen als die meisten ahnten. Vom Zirkus Busch und von der anschließenden Verhandlung sei er verzweifelt nach Hause gekommen. Offen hatten die Unabhängigen über die bevorstehende Schreckensherrschaft gesprochen: „Möge nur alles untergehen, wir wollen ja das Ende des Bestehenden, die Vernichtung.“ Also Hungersnot, Plünderung. Er hatte sich für seine kleinen Töchter Pässe nach Schweden verschafft. Jetzt ersieht er einen Umschwung und behält die Kinder bei sich.

Ein Offizier sagte mir, im Kriegsministerium ginge es genau so wie sonst zu, nur unterzeichne der Soldatenrat. Tadellos die militärischen Formen. Er hatte — eine seltene Ausnahme — ehemals seine Gardeleute geduzt, mehrere derselben waren im Ministerium beschäftigt, und von Sonnabend, den 9. November, an, siezte er sie. Gestern war jedoch einer im Namen der übrigen gekommen: „Herr Hauptmann, wir möchten doch lieber, wie früher, geduzt werden.“ Im Lette-Haus erschienen Räte, verlangten Abendkurse, um Arbeiterinnen den Besuch zu erleichtern. In den Volksküchen bestimmten sie, es solle eine Abendsuppe ausgegeben und die Fleischration um 100 Gramm erhöht werden. Im Elisabeth-Krankenhaus wählten die dortigen Soldaten drei der ordentlichsten zu ihrem Rat, und es geht alles glatt von statten.“

Mitte Dezember kam. Aus der dumpfen oder verzweifelten Schicksalsergebung hatte sich ein Anfassen der neuen Aufgaben entwickelt.

Wir hatten das Frauenstimmrecht erhalten. Mir war meine bisherige ablehnende Haltung verdacht worden. Ich hatte mir gesagt: In der ganzen Welt wird der Parlamentarismus skeptisch beurteilt, als notwendiges Übel ertragen — soll man sein Maß verdoppeln? Die politischen Urteilsfähigkeiten der Millionen von Männern dürften nicht allzu hoch eingeschätzt werden — würden die Millionen von Frauen die Sache bessern? Nun erhielten wir das Stimmrecht und zugleich die Pflicht. Klar sahen wir unsere

Kenntnislosigkeit ein, die meisten von uns waren politische Analphabeten, und wir wollten lernen. Ich habe von Ende November bis Mitte Dezember täglich in befreundeten Familien und in Versammlungen, ohne Partei zu nehmen, das ABC, so gut ich es konnte, vorgebracht. Der Vortrag dauerte über eine Stunde, die Zuhörerinnen folgten; besonders gut war die Stimmung in größeren Versammlungen, so in Potsdam vor 700 Frauen, von denen 150 standen. Ich besuchte politische Versammlungen, nahm einen Rednerkursus, auf meinem Tisch lagen nur politische Bücher, ich vertiefte mich in Sombart und in andere Werke über den Sozialismus. Von diesem wußte ich ja eigentlich nichts. Würde ich mich zu Marx bekehren? Das wäre eine peinliche Erschwerung meines Daseins. Wenn jedoch das Gewissen es gebot? Nein, ich blieb überzeugter Individualist. Sehr bald habe ich den Wert des unerbetenen Geschenkes eingesehen.

Der Kulturstandpunkt, die Stellung der deutschen Frau hatte sich in aufsteigender Linie bewegt. Und gerade, weil ich das Ausland kannte, empfand ich die Bedeutung dieser Entwicklung. Nun warf die Not, die häusliche Bedrängnis der Nachkriegszeit, die deutsche Frau zurück. In dieser kritischen Zeit erhielt sie einen neuen unbestreitbaren Wert, von nun an mußte mit ihrer Stimme gerechnet werden, sie wurde in einer bisher unbekannten Weise herangezogen. Bei der Gründungsversammlung der alle Parteien und die verschiedensten Kreise umfassenden Deutschen Gesellschaft 1914, wurde die Zulassung von Frauen erwogen. Wie mir ein Anwesender erzählte, wurden Hedwig Heyl, Gertrud Bäumer und ich als Geeignete vorgeschlagen. Die Mehrheit war gegen die Erweiterung, da Frauen ja ihren Lyceum-Club hätten. Es wurden jedoch in den verschiedensten politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Vereinigungen Frauen nicht nur als Mitglieder zugelassen, sondern in den Vorstand gewählt. Mehreren Vorständen gehörte und gehöre ich an.

Überall machten sich diese indirekten Folgen des Frauenstimmrechts bemerkbar. Vorgearbeitet hatte ja die selbständige Kriegszeit der Frau. Aus jeder Provinz hörte ich von der erfolgreichen Regentschaft der Gutsfrauen, denen, als die Männer ins Feld zogen, der erschwerte Betrieb unterstand. Auch meine Schwägerin Mia hat in Haus Leppe ihre Sache vorzüglich gemacht. Dr. Alice Salomon arbeite mit Major Rank bei der Militärbehörde und hatte für die zahllosen, in Büros angestellten jungen Mädchen zu sorgen. Zuerst wurde ihr ein Hauptmann zuerteilt. Sie lehnte die „Hilfe“ ab, denn sie besäße in den einschlägigen sozialen Fra-

gen langjährige Erfahrung, nicht aber der Herr Hauptmann. Dieser trat bereitwilligst zurück: „Gewiß, von all dem verstehe er ja nichts.“ Fanny von Kurowsky, bisher „junge Dame der Gesellschaft“, hatte ein Genesungsheim unter sich, von zweihundertachtzig Mannsleuten, dreißig Offizieren und zweihundertfünfzig Soldaten war sie Vorgesetzte. Sie verschaffte sich unbedingten Respekt. Mit welcher sicheren Autorität die junge Agnes von Harnack in einer Kriesgwohlfahrtssache vor den hauptsächlich aus Offizieren bestehenden Zuhörern ihre Ansichten und Pläne vortrug, habe ich selber erlebt.

Sinnfällig hat sich die neue Stellung der Frau in politischen Versammlungen gezeigt. Überaus seltsam erschien es mir, aufzustehen und den reihenweise dasitzenden Männern politische Weisheit vorzutragen! Denn bei den regelrechten politischen Versammlungen, obwohl zum allergrößten Teil von Männern besucht, wurden von nun an Rednerinnen gewünscht. Die „Großen Kanonen“, wie Gertrud Bäumer, Marie Elisabeth Lüders, waren überaus begehrt und wurden inständig in der Provinz erbeten. Bei dem großen Bedarf hat man auch mich „anverlangt“.

Obwohl weder zaghaft noch schutzbedürftig war es mir recht beruhigend, oben auf dem Podium zwischen zwei gesetzten erfahrenen Männern, den Bezirksleitern, zu sitzen. Einem „Krach“ fühlte ich mich in keiner Weise gewachsen; zu einem solchen ist es auch nie gekommen. Die Mitwirkung von Rednerinnen hat, so hörte ich von verschiedenen Seiten, mäßigend auf den Ton eingewirkt. Was man bisher nicht wußte, trat an den Tag; die Rednergabe ist eine der ganz wenigen Kunstgebiete, in denen Frauen vorzüglich abschneiden. Selbst im Alter. So Frau Minna Cauer, und geradezu hinreißend sind die letzten Reden der vierundachtzigjährigen Anni Besant gewesen. Bei der Feier ihres achtzigsten Geburtstages hörte ich Helene Lange sprechen. Eindrucksvoller, kräftiger, durchdachter hat sie nie geredet. Zusammen mit Exzellenz Fischbeck und Karl Friedrich von Siemens habe ich mehrere Male in verschiedenen Außenbezirken gesprochen. Handelte es sich um eine Kommunalwahl, befand sich stets ein Handwerker oder kleiner Geschäftsmann unter den Rednern, und dessen schlichte Sachlichkeit gefiel mir immer besonders. Natürlich wiederholten wir unsere Ansprachen. So baten Exzellenz Fischbeck und ich, uns gegenseitig das entschuldigen zu wollen. Der Anfang der Fischbeckschen Rede lautete: „Tiefdunkle Wolken beschatten in dieser hochernsten Zeit unsere politische Lage — da gilt es...“ Meinen Anfang habe ich vergessen. Ich verfügte nur über eine

mässige Übung und über eine noch mässigere Begabung. Meine Stimme war, so behauptete man, angenehm, trug jedoch nicht weit. Meine Haltung war wohl einwandfrei, ich zappelte nicht, schnitt nicht Gesichter, noch lächelte ich nervös. Ich gab mir Mühe, benachteiligt ist jedoch jeder Redner, der mit zwei Sprachen aufgewachsen ist. Hat man mir die Arbeit nicht angemerkt, glaubte man es sei Talent — um so besser. Erlernen kann das Reden jeder und jede bei etwas Übung. Ganz ernsthaft behaupte ich auf Grund meiner Erfahrungen, das öffentliche Reden ist leichter erlernbar als Bridge oder Golf, als irgendeine nicht allzu schwierige fremde Sprache.

Gleich nach ihrer Gründung hatte ich mich der Deutsch-demokratischen Partei, der damals alleinigen liberalen bürgerlichen Partei, angeschlossen. Es ist allbekannt, weshalb bald darauf ihre Nebenbuhlerin, die Deutsche Volkspartei, entstand. Stresemann verlangte, begreiflicherweise, eine führende Stellung; da ihm diese, wie es heißt, vor allem durch Walther Rathenaus Einfluß nicht eingeräumt wurde, gründete er seine eigene Partei. Leider; wir hätten sonst eine schwerwiegende liberale Mittelpartei erhalten. Persönlich wäre ich meistens bereit gewesen, den linksstehenden Volksparteilern zu folgen. Die Deutsche demokratische Partei hat sich gehütet, eine prinzipielle Stellungnahme zur Monarchie ihren Mitgliedern abzuverlangen. Täte sie es, würden mehrere, jedenfalls ich, austreten. Als Staatsbürgerin stelle ich mich auf den Boden des heutigen Staates, daß ich nicht zu den „Roten“ übergegangen bin, wie einige damals es behaupteten, kann ich beweisen. Wenige Wochen nach dem Umsturz sprach ich im Lyceum-Club über die Dankespflicht, die wir den Hohenzollern schuldeten, die alle meines Namens besonders stark empfänden, und sorgte für die Wiedergabe dieser Einstellung in der Klubzeitung. Im Januar 1919 erschien von mir in der Neuen Freien Presse ein anerkennender Aufsatz über den Kronprinzen. Er beruhte auf durchaus zuverlässigen Mitteilungen, neu hinzugekommene Tatsachen haben allerdings ein abweichendes Gesamturteil ergeben. In gewissen Kreisen wimmelt es heute von Monarchisten; sie huldigen in Doorn, aber nur sehr wenige haben sich damals, so wie ich es tat, hervorgewagt. Dergleichen galt für inopportun.

„28. Dezember 1918. Ein trauriges Weihnachtsfest. Emma im sibirischen Gefängnis (monatelang wurde sie mit anderen Abgeordneten des Roten Kreuzes von den Tschechoslowaken gefangen gehalten). Wir hörten nichts. Lebte sie noch? Hildegard hungernd inmitten der feindlichen Besatzung in Meran. Bürgerkrieg hier in Berlin.

Den Truppeneinzug habe ich mir von dem Derenthalschen Balkon angesehen. Eine schwarze Menschenmenge, die Stimmung gut, aber keine Ordnung, keine Disziplin. Durch die Masse drängten sich die Truppen, kaum konnte der Weg freigehalten werden. In Charlottenburg hat Bürgermeister Scholz, der öfters mit Erfolg deutlich redet, dem Regierungsvertreter seine „schöne Ordnung“ vorgeworfen. Wenn es so zuginge, würde er nicht sprechen. Der Sozi mußte es einstecken. Gut soll „Am Knie“ die Begrüßung des, wenn ich mich nicht irre, 4. Garde-Regimentes gewesen sein. Der Offizier sprach über das Vertrauen, das alle diese vier Jahre hindurch die Offiziere zu den Mannschaften, diese zu den Offizieren gehabt, worauf donnernder Beifall ertönte. Bei Gräfin Radolin wurde Eberts Ansprache am „Pariser Platz“ warm gelobt. Sein sehr ansprechender Dank an die Offiziere kam leider nicht in die Presse. Auf einem Tee traf ich Herrn von Kardorff, den ehemaligen Kommandeur der 2. Garde-Ulanen, jetzt im Kriegs-Ministerium. Unangemeldet, in Zivil, hatte er das eingerückte Regiment besucht. Alle grüßten ihn in tadelloser Haltung, die Mannschaften freuten sich ihn zu sehen. Sie führten ihn in den Ställen umher und erzählten ihm über jedes Pferd. Ob jedoch, fragte er sich, diese Mannschaften, gegen die Spartakisten geführt, in der Hand ihrer Führer sein würden?

Unter Anführung des Kapitänleutnants Paasche waren die Revolutionäre bei der Kaiserin eingedrungen und verlangten die Schlüssel zu ihrem Schreibtisch. Da diese nicht zur Stelle waren, erbrachen sie die Fächer und wühlten in ihnen. Paasche (der von Gerhart Hauptmann in Till Eulenspiegel heroisierte) sagte der Kaiserin: „Sie können sich setzen“, worauf sie antwortete „Das werde ich tun, wann es mir beliebt.“ Einige Tage darauf verlangten Soldaten telephonisch die Hofdamen zu sprechen. Claire Gersdorff und Gräfin Keller weigerten sich, Gräfin Brockdorff ging jedoch an den Apparat, worauf eine Stimme ertönte: „Ach sind Sie es, Frau Brockdorff? Ich arbeite an Ihrem Schreibtisch und wollte Ihnen doch sagen, Sie müssen eine sehr fleißige, ordentliche Frau sein, das sieht man Ihren Sachen an.“ Seither verkehrten sie gelegentlich telephonisch miteinander.

Am zweiten Feiertag war ich im Alten Museum bei den Olympiegebeln und besah mir das verwundete, zerschossene Schloß. Allerdings — es war nicht von Stein! Wo die ehrwürdige altersgraue Patina zerborsten, sah ich die Ziegel, den Stuck. Bei einer Bekannten war ein ihr befreundeter Offizier, der den Angriff auf das Schloß mit befahligte, bald darauf gewesen. Es sei gräßlich

gewesen. Anscheinend hatte man ihn schlimm beschimpft, er wollte nicht mit der Sprache heraus.“

„6. Januar 1919. Soeben Telephonbenachrichtigung: Gewehrgeknatter am Kemperer Platz. Ein gewaltiger Zug von Mehrheitssozialisten zieht über die Potsdamer Brücke. „Sie werden unter freiem Himmel vereidigt. Sie sollen wie eine Mauer vor dem Reichskanzlerhaus stehen.“ So berichtete ein Bekannter, etwas später schilderte mir Landrat Schaible diese gefahrenvollen Stunden, die er vom Auswärtigen Amt und vom Reichsschatzamt miterlebt hatte. „Unglaublich gering“, sagte er, „war die Menschenzahl, die in der Wilhelmstraße die Entscheidung brachte. Einige hundert Spartakisten rückten dort ein, etwa fünfzig Mann Regierungstruppen mit Maschinengewehren hielten die Sache. Ähnliche Scharmützel gab es ‚Unter den Linden‘ und in den Ministergärten. Hätten jene paar Dutzend Regierungsmannschaften mit den Maschinengewehren versagt, wäre alles anders verlaufen.“ Genau die gleichen Wahrnehmungen erzählte mir bald darauf der jetzige Sparminister Saemisch: „Liebknecht und Rosa Luxemburg warteten mit den fertigen Proklamationen und hofften von einer Minute zur andern ins Reichskanzlerpalais einzuziehen. Dann hatten wir den Terror.“

„6. Januar (einige Stunden später). Reichsbank und Haupttelegraphenamts sind in Spartakushänden. Die Mosse-, Ullstein- und Vorwärts-Presse ist an die Wand gequetscht. Gestern Abend war in unserer Gegend einzig und allein ein Abendblatt der Unabhängigen zu haben. Alle Banken sind geschlossen.“

Noch nie war die Besorgnis so groß.

Noch immer hoffte ich, dies ist der Verzweiflungskampf, ehe durch die Wahlen zutage tritt, was die Mehrzahl wirklich will. Einem Herrn, den ich bei Frau von Seeckt traf, hatte am 13. November einer der Regierung gesagt, sie rechneten auf eine Zweidrittel-Sozialistische Mehrheit für die Nationalversammlung. Neulich begegnete er ihm wieder. Er sprach niedergeschlagen, pessimistisch: „die Aussichten haben sich verschlechtert“.

Nach dem Empfang bei Frau von Seeckt war ich in einem intimen kleinen Abschiedstee, der von uns allen dankbar geliebten spanischen Botschafterin, Frau Polo de Bernabe gewesen. Nie, so glaubte ich fest, würden wir jemals im heruntergekommenen Berlin einen hochherrschaftlichen Zuschnitt wieder erleben. Dergleichen, das empfanden wir damals, wäre auf immer dahin.

„8. Januar 1919. An den verschiedensten Stellen wird geschossen, ab und zu auch getötet. Gestern sprach ich über Sozialdemokratie vor der Musiklehrerinnen-Vereinigung im Rheingold. Obwohl ganze

Straßen barrikadiert und erstürmt wurden, hatte man nicht abgesagt. Dreihundert aufmerksam mitgehende Zuhörerinnen saßen da vor mir, zwischendurch hörte ich scharfe Salven und Gewehrgeknatter vom Potsdamer Platz her. Der folgende Redner, Pastor Nithack-Stahn, hatte seine vorzügliche Rede über Kirche und Staat noch nicht beendet, da erschien der Direktor und meldete: „Die Lage ist gefährlich, wir müssen das Haus räumen.“ Die Potsdamer Straße wirkte jedoch normal, die Straßenbahnen fuhren.“

„21. Januar 1919. Spartakuswochen. Keine Zeitungen. Irgendwo wird gelegentlich, spektakelmachend, aber ohne Blutvergießen geschossen. Alarm in den Häusern. Die Wasserzufuhr soll gesperrt werden, darauf läßt man seine Badewanne voll laufen. Diese vollgelaufene Badewanne sowie dröhnende Lastautos mit Bewaffneten sind Sturmzeichen. Am 10. mahnten die Zeitungen, man meide besser die Straßen; zufälligerweise war ich an dem Tag viermal unterwegs, befand mich abends am behaglich ruhigen Ende der Zimmerstraße, während am andern Ende das befestigte Zeitungs-viertel gestürmt wurde.

Jetzt läßt Ebert Noske freie Hand, dieser wird sehr gelobt. Er spricht sich den Offizieren gegenüber klar und deutlich aus: „Widerstand? Dann schießen Sie sie nieder ...! ... Jawohl, auf meine Verantwortung! Ordnung und Ruhe muß sein.“

„Komisch wirkt die Feigheit vieler Damen. Immer wieder weisen sie auf das abschreckende Beispiel der einen harmlosen Spaziergängerin hin, die tatsächlich auf dem Askanischen Platz durch eine verirrte Kugel getötet wurde. Dabei sind seit diesem Unfall Hunderte und Tausende ungefährdet dort ihres Weges gezogen. Daß ich abends allein ausgehe, kränkt. Im Dunkeln geht man nur zu Dreien. Als ich beim Bridge erwähnte, die Bendlerbrücke sei durch Stacheldraht abgesperrt und Posten dort aufgestellt, so daß ich den Umweg über die nächste Brücke genommen, fand man das erschütternd.“

„Am 16. Januar mittags wurde hier im Westen der Tod von Liebknecht und Rosa Luxemburg behauptet, aber nicht geglaubt. Ich war bei Frau Professor Schulhoff eingeladen. Als ich die Treppe hinunterging, sagte mir erregt ein unbekanntes kleines Mädchen: „Die böse Rosa Luxemburg ist lebensgefährlich getötet.“ Da erschien die „BZ“, man sprach sich auf der Straße darauf an und zeigte sich die fettgedruckte Aufschrift. Ich habe nur Genugtuung empfunden. Unsere gefährlichsten Feinde waren nicht mehr! Sie hatten Gewalt und Blut gepredigt, Gewalt und Blut war ihnen geworden. Das war die allgemeine Stimmung. Else Schulhoff war

eine Ausnahme, mit ihrem klugen Verstand fand sie diese Gewerkschaftenjustiz schlimm.“

Als ich Jahre darauf Rosa Luxemburgs ergreifend schöne Briefe aus dem Gefängnis las, schien mir meine damalige Auffassung roh. Aber von dieser Seite ihres Charakters ahnte ich ja nichts, ich wußte nur von ihrem dämonischen, aufreizenden Haß, von ihrem zersetzend scharfen Intellekt. Wenige Wochen vor ihrem Ende hatte mir ein Sozialist von ihr erzählt und sagte: „Die Genossen fürchten Rosa Luxemburg, sie ist überaus gescheit und besitzt ein fabelhaftes Gedächtnis. Ich habe selbst erlebt, wie Haase und andere sich ducken, wenn sie mit ihrer schneidenden Dialektik ihnen widerspricht. Sie hat eine schreiende Stimme, ist ungewöhnlich häßlich, dabei sehr sinnlich und findet immer Männer, die ihr zu Willen sind. Aufbauende große Gedanken sind bei ihr nicht zu finden, doch ist sie hinreißend, eine Macht.“

„28. Januar 1919. Die Wahlen sind erstens ruhig verlaufen, zweitens haben sie eine bürgerliche Mehrheit gebracht. Beides hielten die Unken für ausgeschlossen. Die erste Wahl mit Frauen. Eine ganz unzureichende Zahl von Wahllokalen. Eingekeilt stand ich geduldig in naßkaltem Wetter zwei Stunden draußen, ehe ich hineingelangte. Am zweiten Wahltag sammelte ich mit einigen Helferinnen in einem Lokal Unterschriften für den Aufruf zur Rückerrstattung unserer Kolonien; denn die Feinde sollten nicht mangelndes Interesse feststellen. In sechs Stunden erhielt ich achthundert Unterschriften, in allen Ständen zeigte sich sowohl Gleichgültigkeit wie auch Verständnis. Mit dem Zettelverkäufer der Sozialisten, der „hier Regierungspartei“ ausrief, verkehrte ich ganz gemächlich. Ab und zu ermunterte er einige: „Sie können ruhig bei ihr unterschreiben, nützen tut es nich, schaden auch nich.“ Mit dem Kollegen der „Unabhängigen“ kabbelte er sich beständig. Die Deutschen gingen mit „amerikanischen“ Mitteln voran, Musikpäckchen, blumengeschmückte Autos und dergleichen mehr. Zu ihrer Partei gehört der Maler Corinth, so sollte er das Wahlplakat entwerfen. Er ging mit Begeisterung darauf ein und zeichnete einen verbrecherhaft aussehenden wüsten Matrosen, der eine Fahne mit den Worten: „Wählt deutsch-national“ schwang. Die Kommission war ratlos. Man wollte den Parteifreund jedoch nicht kränken. Endlich fand einer den Ausweg. Es sollte auf der Fahne stehen: „Wollt Ihr von solchen nicht regiert werden, wählt deutsch-national!“

„März 1919. Generalstreik. Leiterwagen, komische Bauernkarren fahren voll bepackt die Potsdamer Straße, die Charlottenburger

Chaussee auf und ab. Aber nur wenige erobern sich einen Platz. „Die ebenso zarte als hochintellektuelle Leonie Ungern-Sternberg (Keyserlings Schwester) geht täglich anderthalb Stunden nach ihrem Bureau in der Kriegsarbeitsstelle und anderthalb Stunden zurück. Sie beklagt sich nie, sie ist vorbildlich tapfer.“

Wie ich aus meinem Tagebuch sehe, wurde sehr häufig in weiten Kreisen die Vernichtung Deutschlands durch die Bolschewistenüberschwemmung, die unfehlbare Hungersnot verkündet!

Trotzdem gab es Theaterereignisse und Gesellschaften. Erregung war jedoch allen Veranstaltungen anzumerken. Bei der Erstaufführung von Kokoschkas „Hiob“ kam es zu einem munteren Skandal. Es wurde uns aber auch allerhand geboten. Auf den Wänden bewegten sich die dort aufgehängten Bilder, so der Schwanz einer Katze. Es erschien eine Proletariertoilette mit allem Zubehör, auf einer Leine spreizten sich nasse Frauenbeinkleider. Dazu tief-sinnige Worte, ein Pudel, der auch ein Teufel war. Als das Wort auf der Bühne fiel ... „von all dem verstehe ich kein Wort“ erfolgte tosendes Händeklatschen, und von nun an wurde geulkt. Tilla Durieux, Gertrud Eysoldt, Alfred Kerr sahen gefaßt und still vor sich hin, trotz eindeutigster Ablehnung erscholl zum Schluß der übliche, verlogene Erstaufführungsbeifall, während die Schauspieler den ungepflegt wirkenden Verfasser auf die Bühne zertrten.

Bedeutsam erschien ein Abend bei General von Seeckt. Eindrucksvoll las Lissauer seinen Yorck; der Gewissenskampf, das Pflichtenproblem wurde aufgerollt, hier, in diesen Räumen, wo verwandte Fragen durchdacht — und glücklich gelöst worden waren.

Reibnitz (späterer Staatsminister in Mecklenburg-Strelitz), der nicht im November, sondern, wie er betont, bereits im Oktober sich den Sozialisten anschloß, war der Ansicht, daß unsere ehemalige Gesellschaft die neuen Mächte, die Sozialisten, kennenlernen müsse. So gab er kleine Abendempfänge, Tee und Gebäck, Anzug nach Belieben. Da saß der vielgenannte Hauptmann von Bärfelde, da traf man junge Männer mit historischen Namen, die zu den Roten hielten. Aber auch „die anderen“ kamen. Drei reife vornehme Damen wagten sich anscheinend nicht allein in einen so seltsamen Kreis. Sie erschienen zu dritt, geschlossen; demonstrativ zusammensitzend, beobachteten sie und schwiegen.

An einem Abend fiel mir dort ein Herr in den Dreißigern auf, ein Maskengesicht, eine Glotzbrille. Mir wurde zugeflüstert: „Das ist ein kommender Mann, er heißt Einstein und hat die Brüsseler Revolution gemacht ... Nein, der Mathematiker leugnet jede Ver-

wandtschaft.“ Mit einer gehackten leidenschaftslosen Stimme, mit eherner Sicherheit trug er verblüffende und verletzende Behauptungen vor. Er verhöhlte die „fiktive Arbeitsleistung der Bürgerlichen“ worauf man „Helmholtz, Wagner“ murmelte. Er pries den uns demnächst bevorstehenden kommunistisch-russischen Umsturz. „Bald wird ein jeder und eine jede sich den Unterhalt durch eine tägliche Arbeitsleistung verdienen — oder verhungern.“ Hilflos sah in ihrem Atlaskleide die ältere, rosige, sorgfältig gepuderte Exzellenz von Essen umher. „Wenn ich aber doch nichts gelernt habe und nichts kann?“ Einige fragten: „Und die Kunst?“ „Kunst ist Snobismus und Lüge“, (nur die Negerplastik hat dieser Herr Einstein in einem Buch verherrlicht). Es folgte eine angeregte Aussprache. Herr von Winterfeld-Menkin und Herr von der Hude entgegneten ihm geschickt. Auf Damentees war ich einer sanften, würdigen Gräfin begegnet und hörte von ihrem Kummer über eine junge Tochter, die sich nicht nur der kommunistischen Partei, sondern auch einem Mitglied derselben angeschlossen hatte. Ihr Freund war dieser Einstein — zu einem Lassalle gehört eine Gräfin. (Womit ich Lassalle und den Negerplastikverkünder weder äußerlich noch innerlich vergleichen möchte!)

Eine Festlichkeit auf Staatskosten schilderte mir ein frischer junger Leutnant. „Neulich“, erzählte er mir, „erhielt ich den Auftrag, bei Borchardt ein kleines Fest zu 14 Personen zu geben, um verdächtige Individuen, vor allem fremdländische, auszuhorchen. Unter dem Vorwand, ich sei ein leidenschaftlicher Verfechter sozialistischer Kultur, hatte ich die Gäste geladen. Nur Herr von Bärfelde war aus unsern Kreisen, die übrigen waren ungewaschen und unerfreulich anzusehen. Bärfelde behandelte sie herablassend, gnädig, ihm war die Sachlage unklar. Er beobachtete mich genau, konnte aber nicht verhindern, daß die Ungewaschenen auftauten und vertraulich wurden. Sie kamen mit all den Tellern, Schüsseln und Gerichten allerdings nicht zu Rande und zerschnitten die Austern in kleine Stücke! — Ich hatte ein üppiges Mahl bestellt. Mit der tiefsten Verachtung sah der bekannte Borchardtsche Oberkellner auf sie herunter. Ich fragte, ob er ihnen viel zu trinken gegeben habe? „Nein, aber nur schwere Weine und die wirkten.“ Bei Kaffee und Kognak begann allgemeine Verbrüderung, und sie plauderten beträchtlich aus. Infolgedessen sitzen jetzt die meisten, unter ihnen einige berüchtigte, langgesuchte Kunden. Der Staat ist auf seine Kosten gekommen.“

Er hatte im Auftrag des Generalstabs eine Zeitlang die Gräfin Treuberg beobachtet und meldete, sie sei „nur eitel und intrigant“.

Von jedem Minderwertigkeitskomplex blieb sie verschont. Man wunderte sich, höflich, daß sie nicht nach Genua zur Konferenz gereist wäre. „Ach nein, das wäre nicht angängig gewesen, meine Gegenwart hätte Verwicklungen hervorgerufen.“ Schließlich ging jedoch den Behörden ihr Verkehr mit den ausländischen Journalisten auf die Nerven, und sie wurde über die Grenze verschoben. Wie das vor sich ging, erzählte mir ein junger Freund: „Ein Leutnant ließ sich im Adlon bei ihr melden. Sie beteuerte keine Zeit zu haben, kam jedoch selber an die Tür ihres Zimmers. ‚Gnädigste Gräfin, ein paar Minuten werden Sie mir doch wohl widmen können‘ und überreichte ihr den Befehl, Berlin umgehend zu verlassen. Sie war entrüstet, ging an ihr Telephon, es versagte. Der Leutnant lächelte: ‚Aber Frau Gräfin, Ihre Drähte habe ich doch natürlich zerschnitten, und wie Sie sich überzeugen können, bewachen meine Posten die Flurausgänge.‘ Er blieb in ihrem Zimmer, während sie packte und half ihr auf das Verbindlichste. Er faltete ihre Röcke; darauf reichte er ihr den Arm und brachte sie in seinem vor dem Hotel wartenden Auto nach dem Bahnhof. Dort übergab er ihr eine Schlafwagenkarte 1. Klasse nach Nürnberg, führte sie in ihr Abteil und empfahl sich. Seine Leute hatte er in gewisser Entfernung aufgestellt, stand versteckt beiseite, denn was er bestimmt voraussah, geschah. Sie öffnete die Schlafwagentür und wollte davonlaufen. Er tauchte auf: ‚Gnädigste Gräfin haben begreiflicherweise den Wunsch, vor der langen Reise noch frische Luft zu schöpfen‘ und brachte sie zurück. Da gab sie es auf, und während der Zug sich in Bewegung setzte, winkte sie ihm wehmütig, aber freundschaftlich zu.“

Nicht nur Gräfin Treuberg und Herr von Reibnitz versuchten eine politische Geselligkeit, also die Möglichkeit der Aussprache auf neutralem Boden zu schaffen. Dieser berechtigte Wunsch lag in der Luft. Verschiedentlich trug man sich mit Plänen, auch meine Mitwirkung wurde erbeten. Als erfahrene Berlinerin lehnte ich ab. Hierzu eignet sich nicht der Berliner Boden, diese Gründungen versickern bald.

Es nahte sich die schreckliche Friedensunterzeichnung.

„19. Juni 1919. Lujo Brentano besuchte mich und bestärkte mich in meinem eher instinktmäßigen als verstandesgemäßen „Unmöglich!“ So denken keineswegs nur Schwärmer, auch Führer der Handels- und Finanzwelt, wie Warburg. So denkt man auch in der Rheinprovinz, so auch Waldemar, obwohl im Falle der Nichtunterzeichnung innerhalb der ersten Viertelstunde die Feinde in

Haus Leppe einrücken werden. Nichtunterzeichnung bedeutet jedoch nach der Überzeugung von vielen nicht nur Verwüstung der Grenzgebiete, sondern auch den kommunistischen Sieg und den Abfall von Süddeutschland!

Wir sind alle innerlich zerrissen.

Überaus peinlich sind mir die wohlfeil verallgemeinernden Anklagen der Konservativen. Alles ist aussichtslos, und alle sind gemein und schlecht. Anscheinend wird es ihnen leicht, neunundneunzig von hundert Deutschen für elendes Lumpenpack zu halten. Nie kommt ihnen der Gedanke, daß die alte Regierung vieles verschuldet hat, nie zeigen sie Verständnis für den Lauf der Welt.

Es ist doch dasselbe Volk, das 1914 in herrlicher Selbstverleugnung hinauszog. Jene Zeit erweckte in den meisten das Edelste, diese Zeit hat auf die meisten ungünstig gewirkt, das gleiche Volk ist es trotzdem.

Ich weigere mich glatt an die Möglichkeit der Auslieferung des Kaisers, der Offiziere zu glauben. Sollte, meinte Herr von Raumer, es zu Prozessen kommen, würden wir über die Handlungsweise der Feinde so schweres Geschütz auffahren, daß sie die Sache fallen lassen müßten.“

Wie ich jedoch staunend aus meinem Tagebuch ersehe, sagte mir ein hoher Staatsbeamter und ein hoher Militär, die Auslieferung würde man schwerlich verhindern können.

Dann aber ließen die Feinde diese Ungeheuerlichkeit sang- und klanglos fallen.

„12. Juli 1919. Seit 14 Tagen ist dieser Friede Tatsache. An jenem Sonnabendnachmittag sah ich immer die wohlbekannte Versailler Spiegelgalerie vor mir.

General von Winterfeldt erzählte mir seine Erfahrung als Mitglied der Waffenstillstandskommission. „Er erklärte sich“, lese ich in meinem Tagebuch, „das unritterliche Auftreten von Foch, die Freude, mit der er Fußtritte versetzte, durch die bescheidenen Verhältnisse, denen er entstammt. Die Engländer und Amerikaner saßen dabei und sprachen kaum ein Wort, maßgebend war nur der Französische Generalissimus. Entfernte dieser sich, sagten ihm (Winterfeldt) die Engländer: ‚Foch is a brute, and we admired the way in which you kept your patience.‘ Aber gerade wegen seiner genauen Kenntnis des Französischen wäre ihm die tiefverletzende Ausdrucksweise von Foch erkennbarer als den anderen geworden. Mit den Engländern verkehrte er wie mit Standesgenossen, ihr Benehmen sei tadellos gewesen, gut auch das der Amerikaner.

Geheimrat Deutsch, der Sachverständige bei den Verhandlungen,

hatte, so erzählte er mir, eindringlich den Vertretern der Northcliffe Press gesagt: „Entweder Deutschland bleibt lebensfähig oder es gibt Weltbolschewismus — eine dritte Lösung gibt es nicht.“ Darauf äußerte er sich mir über die deutschen Großindustriellen und Großbankherren. „Das Ausland kann denen nichts an die Seite stellen, dort gibt es keine ‚AEG‘ oder ‚Krupp‘. Verhandle ich mit englischen Bankiers, habe ich den Eindruck, mit kleinen Leuten zu tun zu haben.“ Ich fragte ihn, wer in Zukunft noch bei uns reich sein würde. „Die, welche vor dem Krieg ihre acht bis zehn Millionen hatten, werden vielleicht ihre ein bis zwei behalten; die Verhältnisse meiner Jugend werden wiederkehren. Damals erschien uns ein Gehalt von 18000 M. glänzend.“

In den Tagebüchern erwähne ich die widersprechendsten Urteile über Erzberger als Mensch wie als Kopf. Geheimrat Deutsch tadelte ihn in dem oben angeführten Gespräch auf das Schärfste als Unterhändler. „Foch verlangt zweihundert, weil er hundert für möglich hält und zum ‚Handeln‘ bereit ist. Erzberger sagt ‚Jawohl, Exzellenz‘, infolgedessen besteht Foch das nächstmal auf dreihundert.“ Hingegen sprachen am Bridgetisch der Gesandte von Buri und der Generalkonsul Graf Hardenberg in aner kennender Weise über ihn. „Alles was recht ist, wir haben längere Zeit mit ihm zusammen gearbeitet, er hat sich intelligent, arbeitsfreudig und loyal erwiesen.“ In der Gesellschaft wurde er gern mit Viehstallbezeichnungen überhäuft. Jedoch lud ihn eine Prinzessin zum Frühstück in ihr Hotel ein und behauptete, er sei der gescheiteste und unterhaltendste Politiker ihrer Bekanntschaft. Wenige wurden so beschimpft und beschuldigt. Doch haben jene, die ihn kannten, ihm ein Denkmal gesetzt!

Noch immer blühte sowohl bei uns wie bei den Feinden die Kriegsspekulation. Ein Staatssekretär, den ich nicht nennen will, schilderte mir die grauenhaften Versuchungen, denen ein jeder — er wiederholte, ein jeder — ausgesetzt sei. „Die leicht zu bewerkstelligende Änderung eines Satzes, einiger Zahlen bringt Millionen ein.“ Ich fragte, ob man in solchen Fällen Schecks benutze. „Oft“, antwortete er, „geht es subtiler zu. Neulich sollte ein hoher Offizier in Lieferungssachen ganz diskret, auf vornehmste Art bearbeitet werden. Der beauftragte Industrielle gab ihm im Bristol ein üppiges Abendessen. Nachher standen sie am Ausgang und überlegten sich eine kleine nächtliche Autofahrt. Dann aber schüttelte der Industrielle den Kopf. Besser nicht, das Wetter sähe zu unsicher aus. Der Offizier widersprach: ‚O nein, der Himmel ist ja ganz klar.‘ ‚Wetten wir 35000 M., es regnet, ehe wir am Bran-

denburger Tor sind.' Der Oberst wettete und gewann die 35 000 M., auf diskrete und vornehme Art ...' Auch im Alltagsleben machte sich die Unehrllichkeit beschämend breit. Frau von Seeckt schickte regelmäßig ihrem Mann Frühstück in seine Amtswohnung. Dann wusch der Bursche das vom Adjutanten am vorigen Tag nach Benutzung verschlossene Geschirr und Besteck. Würde es stehengelassen, käme es ja fort." Alles Stehengelassene kam eben fort. Seit dem ersten Revolutionstag war in der Fundstelle am Alexanderplatz nicht ein Wertgegenstand von ehrlichen Findern abgeliefert worden. Plötzlich hatte diese Gewohnheit aufgehört.

Aus diesem Grund verkaufte ich für einen anscheinend hohen Preis (in Wirklichkeit war es ein Dollar) meine wandererprobt Formosa. Nie würde ich ja eine Flußreise wieder unternehmen können, unmöglich, wie ehemals, das erstklassige Boot ans Ufer hinaufzuziehen oder sie Waschfrauen anzuvertrauen, während ich mir eine alte Kirche besah. Wo hätte ich nachts für sie Obhut gefunden? Auch das war dahin.

Außerlich hat man wenig von den Schiebern gemerkt, man hörte nur von ihren sinnlosen Luxuseinkäufen, von ihren phantastisch prunkhaften Villen und kannte leider die Schwierigkeit, in Wohlfahrtssachen etwas bei ihnen zu erreichen. Dann sind sie in erstaunlich kurzer Zeit verschwunden. In früheren, doch wohl robusteren Jahrhunderten gründeten sie angesehene Häuser, heirateten in große Familien hinein. In Kreisen, welche diesen Kriegsgewinnlern wohl nahestanden, wurde gepraßt. In meiner Gegenwart erzählte ein Herr, der während des Krieges als Autobesitzer und kühner Autofahrer der Behörde Dienste geleistet hatte, von einem Fest im Automobilklub. „Wir waren dreißig Herren, haben unwahrscheinlich viel gegessen und getrunken und trennten uns erst um 1/29 morgens.“

Unsereins lebte noch dürftiger als selbst in der Kriegszeit. Alljährlich gab es einen Lichtblick, die große Gesellschaft beim Baron und bei der Baronin Gevers in der Niederländischen Gesandtschaft. Kein Diplomat wurde geladen, „die alte Welt“ war ganz unter sich. Sämtliche Exzellenzen, auch die klapprigsten Wracks, waren ordenbehangen zur Stelle. Kaum eine von uns Damen trug ein neues Kleid, sorgfältig hatte man jedoch frühere Gewänder aufgearbeitet. Diamantendiademe waren nicht zu sehen, erstens paßten sie nicht zu den jetzigen Frisuren, zweitens waren sie wohl sämtlich verkauft. An die Perlenkette, an dies Allerletzte, hatten sich aber noch alle geklammert. Nach dem Konzert öffneten sich die Türen. Wir erblickten aufgehäufte Buffets, und da ließ unsere

Haltung zu wünschen übrig. Das Gebotene war zu traumhaft schön. Noch sehe ich vor mir eine junge Frau, eine Exzellenzentochter, die sich erregt durch die dichteste Menge herangedrängt hatte, sie umklammerte einen Teller mit Austern. „Die habe ich ergattert, die bringe ich meinen guten alten Eltern.“

Die Gevers haben sich, ebenso wie die Polo de Bernabes all die schwere Zeit über auf das Deutschfreundlichste bewährt. Zu ihren liebenswürdigen Taten gehörte auch diese „Quäkerspeisung der Hofgesellschaft“, wie ich diese jährliche Gesellschaft nannte.

So beträchtlich auch die damaligen Reiseschwierigkeiten waren, ich machte doch Besuche auf dem Lande und genoß die Einsamkeit abgelegener Sommerfrischen. Glücklicherweise brauchte ich mir nicht einen Auslandspaß zu besorgen. Kranke, die nach jahrelanger Unterbrechung unbedingt nach Karlsbad oder Marienbad mußten, zogen mit einem Klappstuhl zu Fuß vor 6 Uhr morgens, ehe die Straßenbahnen fuhren, nach dem Alexanderplatz. Sie warteten dort geduldig, um in absehbarer Zeit an das dicht umlagerte Paßamt zu gelangen. Es gab kein Kursbuch. Am Tag vor der Reise ging man zum Bahnhof, erhielt, unverbindlich, die Angabe eines Zuges. Als ich im Sommer 1919 nach dem Rheinland reiste, stand ich eine Stunde vor Abgang an der Sperre, dort drängten sich etwa hundertfünfzig Menschen. Wurde man endlich zugelassen, so begann ein wildes Gejage, jeder schleppte sein Gepäck selbst.

Besuchte ich sonst meine Geschwister in Haus Leppe, verlangte ich meist nach einer körperlichen Betätigung. Ich lief vor dem Frühstück einen Berg herauf oder brachte ein Beet in Ordnung. Dieses Mal ruhte ich mich mit einem Buch, lang ausgestreckt, am Grasabhang aus; das hatte seinen Grund. Meine Köchin und meine Jungfer hatte ich zehn bis zwölf Jahre lang gehabt, mein Grundsatz lautete: „Man gewähre volle Selbständigkeit und schenke volles Vertrauen.“ Dies war sehr bequem — das Ergebnis läßt sich denken. Nach bedauerlichen Enthüllungen beschloß ich mehrere Wochen über ohne jede Hilfe für mich und meine Wohnung zu sorgen und von der Pike an den Haushalt zu erlernen. Morgens leerte ich den Mülleimer im Hof, ich holte ein, ich kochte und machte rein. Unterhaltend war mir das Kochen. Nach vierzehn Tagen lud ich mir Gäste ein. Zum Servieren brachte der eine Gast seinen Diener mit. Ich hatte alles selbst gekocht, man äußerte sich freundlich. Die körperliche Anstrengung fand ich nicht schlimm, es wunderte mich jedoch die geistige Inanspruchnahme. Nachts wachte ich auf und überlegte sorgenvoll, was bereits zum nächstfolgenden Tag aufzusetzen sei, was ich bestellen, was ich vom Markt holen müsse.

Daß eine Künstlerin oder Schriftstellerin mit genügender Hilfe ihren Hausstand gut führen könne, schien mir sicher, daß ihr diese tägliche Kleinarbeit aber leicht die Ruhe, die Sammlung, den Phantasieschwung lähmen müsse, erschien mir sehr wahrscheinlich.

Also ruhte ich mich in Haus Leppe aus, wie dies in der Sommerfrische die abgerackerte Hausfrau zu tun pflegt.

Wir grenzten unmittelbar an das besetzte Gebiet, die Nachbarn hatten Soldaten im Haus. Verflogen war die „Gott strafe England“-Stimmung. Mit den Engländern hatte man lieber als mit den anderen zu tun. Allerdings berührte ihr unmäßiges Trinken peinlich, obwohl man im Rheinland darin nicht kleinlich denkt.

In deutlicher Erinnerung ist mir das Gespräch mit einem Düsseldorfer Magistratssekretär. „Nur äußerlich“, so schrieb ich, „geht es ruhig zu. In einemfort werden Deutsche an der Grenze erschossen, auch Franzosen verschwinden ab und zu. Überall ist Gährung. Fünf Jahre kann es so nicht weiter gehen, vorher ziehen wir gegen sie los.“ (Das hörte ich noch öfters, was es bedeuten sollte, begriff ich nicht.) „Zweifellos bin ich für eine rheinische Republik, wir wollen uns doch nicht von den Berlinern, von Matrosen und von Juden beherrschen lassen, wollen nicht Milchkuh für Preußen sein. Aber“, wiederholte der Magistratssekretär, „selbstverständlich innerhalb des Deutschen Reiches...“ Oft war ich noch dort, ehe der letzte Feind fortzog. Bewunderungswürdig haben die Rheinlande es länger als fünf Jahre ausgehalten. Ich hatte mir Sorgen gemacht; bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, das geht deutlich aus manchen Memoiren hervor, war, etwa in Aachen, französische Vorliebe anzutreffen. Da befürchtete ich einen allmählichen Erfolg der geschickten Kulturpropaganda der Franzosen auf die Jugend. „Ausgeschlossen“, sagte man mir. „Unsere Knaben und Mädchen sind fanatisch deutsch.“ Bald hat die französische Behörde die völlig mißglückte Werbearbeit aufgegeben.

„14. März 1920. Ich sitze wieder an der übelriechenden, explodierbereiten Karbidlampe, sie ist ein Aufstandsymbol. Draußen Dunkelheit, kein Gas, kein elektrisches Licht, keine Straßenbahn. Wieder Revolution. Schon seit einiger Zeit munkelten gelegentlich Offiziere und Damen: „Es bereite sich vor“. Mir sagten Graf Posadowsky, Herr von Raumer und Professor Hoetzsch nachdrücklich, ein monarchistischer Putsch wäre jetzt „Wahnsinn“, ein „Verbrechen“. Gestern morgen brachte die Vossische ernste Befürchtungen, nachmittags hieß es: „die Regierung geflohen, Kapp ist Reichskanzler!“ Dabei keine Zeitung, nicht einmal Extrablätter. Ich war in der Stadt. Dichtgedrängte Massen, nicht, wie in vorigem

Winter, Arbeiterkolonnen, sondern ruhige, ordentlich angezogene Menschen. Wie im vergangenen Jahr standen an den Straßenecken, von einem kleinen Kreis umgeben, heftig sich gebärdende Redner. Gelegentlich war der Weg durch höfliche Truppen gesperrt. Die Stimmung zurückhaltend, befriedigt, aber ohne Jubel. Als am Brandenburger Tor die Wache mit klingendem Spiel aufzog, zeigte sich eine gemäßigte zahme Freude. Ich war bei Arnholds zum Tee. Auch er wußte nichts und war besorgt. Er vermochte in keiner Weise die Sachlage zu übersehen. Heute höre ich, daß verantwortungslose Damen den Putsch „erhebend und begeisternd“ finden. Auch sagen die kleinen Leute, die Droschkenkutscher, Portiers und Handwerker: „Gut, daß diese Regierung fort ist.“ Rosen und Pauli frühstückten bei mir. Gestern war Pauli ahnungslos morgens im Auswärtigen Amt angetreten. Ebenso wie beim Novemberzusammenbruch 1918 hat das Amt sich hervorgetan, es hat wieder das gute Beispiel gegeben. Sowie Kapps Vorgehen bekannt wurde, erklärten alle unter Führung von Haniel, sie würden diese Regierung nicht anerkennen, sie würden die Geschäfte weiterführen. Einige Feldgraue wollten sich einmischen, sie wurden höflich abgewimmelt, ebenfalls die sich meldende Kappsche Presseabteilung. Unter diesen waren bedenkliche Individuen. Ein Geheimrat bat einen berüchtigten Herrn, sich zu entfernen und sich nicht wieder zu zeigen. Darauf kam ein Offizier aus der Reichskanzlei und beschwerte sich hierüber. Lautlos verschwand er jedoch, als der Geheimrat aktengemäß das Vorleben dieses Herrn entrollte.

Vorgestern aß Seeckt bei Patrick Reuterswärd (Rosa Ungern-Sternbergs Sohn, jetzt erster Sekretär der hiesigen schwedischen Gesandtschaft). Er wurde von Tisch fortgeholt, um mit Ebert zu verhandeln. Denn von Döberitz aus waren die Truppen im Anmarsch. Ebert schlug auf den Tisch: „Keinem Offizier glaube ich jemals wieder, sie hatten mir ihr Ehrenwort gegeben.“ Seeckt und Reinhardt mußten es anhören. — Es stimmte ja.

15. März 1920. In Potsdamer Kirchen hat man schon Dankgebete gesprochen und „Nun danket alle Gott“ gesungen. Zu früh! Kapp ist erledigt.

16. März 1920. Noch immer offene Revolution. Keine Zeitung. Gewisses weiß niemand, sehr bedenklich die Haltung der Kommunisten, wie wird die Nacht verlaufen?

17. März 1920. Die Nacht war ziemlich ruhig. Hier und dort wurde jedoch geschossen. Kapp ist fort. Wie der aus Holland eingetroffene Franz von Mendelssohn berichtet, ist der Eindruck im Ausland verhängnisvoll. „Die Stimmung“, sagte er, „war in Hol-

land günstig, überall fand ich Glauben an unsern Aufstieg, jetzt werden wir für unverbesserlich gehalten.“

19. März 1920. Es wird nicht besser, im Gegenteil! Augenblicklich höre ich anhaltendes Schießen, eine wahre Kanonade, vermutlich von der Corneliusbrücke her. Gestern zeigte sich eine bedenkliche Zuspitzung. Ich wollte Frau Cornelia Richter an ihrem Donnerstag aufsuchen. Die Bendlerbrücke war scharf bewacht, es wurde geschossen. Über die Potsdamer Brücke bewegten sich Truppen mit Kanonen. Ich ging die Viktoriastraße hinunter, in der Tiergartenstraße ratterten Autos mit Mannschaften vorbei, sie schossen hin und wieder. Viele Menschen kamen von dort angelaufen und suchten Deckung. Sie hockten hinter den Gittermauern der Vorgärten. Als ich jedoch den Tiergarten erreichte, war die Luft klar, und ich gelangte unangefochten zum Brandenburger Tor. An der Wilhelmstraße drängten sich Menschen, Truppen, Geschütze. Frau Richters Jungfer riß überrascht die Augen auf, Frau Richter und ihr Sohn freuten sich jedoch über den unerwarteten Besuch. Gerade in bewegter Zeit hat man sich viel zu erzählen.

21. März 1920. Weder Gas, noch Briketts, noch Telephon, noch Post, noch Zeitung, noch Straßenbahn, noch Kartoffeln, und kaum noch Brot. Es ist schon ein ziemlich elender Zustand. Martha hat eine alte Kiste verfeuert, mein Zimmer ist trotzdem bitter kalt, ich bin auch nicht annähernd satt, die Karbidlampe riecht und wird wohl bald explodieren.

Bei Geheimrat Deutsch war jedoch alles im Gang, ein Nachmittagsempfang mit maßgebenden Menschen und bester Musik. Einstimmig und scharf wurde Kapp verurteilt. Auch in der letzten Mittwochsgesellschaft hat sich unter den zahlreichen Konservativen nicht eine Stimme für ihn erhoben. Seeckt wird von der Allgemeinheit warm gelobt, in der Gesellschaft sind die Ansichten geteilt. Diese symptomatische, aber doch etwas groteske Kapp-Episode war das letzte Aufflackern der Revolution.“

Etwas später erzählte auf einem Frühstück bei Frau von Haxthausen Exzellenz von Glasenapp Revolutionserlebnisse der Reichsbank. „Eigentlich“, sagte er, „haben die Matrosen den Staat gerettet. Wir kamen auf den Gedanken, zu unserm Schutz einen Trupp der Matrosendivision, obwohl sie schon damals übel berüchtigt war, anzuwerben, und da die Leute diese Aufgabe übernommen hatten, führten sie sie gewissenhaft durch.

Ernstlichst haben wir uns während des Münchener roten Terrors

gesorgt. Die Plünderung der Reichsbank schien so naheliegend — sie geschah jedoch nicht. Am Putschtag erschienen Kappsche Abgeordnete und verlangten die Herausgabe mehrerer Millionen. Wir sagten, da selbst die Kommunisten sich nicht an der Reichsbank vergriffen hätten, würden sie wohl davon Abstand nehmen. Da zogen sie ab.'

Die Revolution brachte einen neuen Mann empor, und die Sozialisten hatten Glück mit dem von ihnen gestellten Reichspräsidenten.

Vor dem Krieg fragte ich einmal den Prinzen Heinrich Carloth, wie es sich in den parlamentarischen Kommissionen mit den Sozis arbeiten ließe? „Gut“, antwortete dieser, „sie sind ganz vernünftig, vor allem ein gewisser Ebert.“ Während des Krieges hatte mein Bruder als Nachrichtenoffizier die von der O.H.L. eingeladenen sozialistischen Parlamentarier umhergeführt, er lobte ihr taktvolles Auftreten, hob „den Ebert“ besonders hervor.

Wie mir gesagt worden ist, verdankte er die Stellung in der Partei vor allem seinem friedfertigen, gerecht vermittelnden Wesen. In Weimar lag ihm die unerwartete Rolle noch nicht, bald hat er sich aber mit ruhiger Würde eingelebt. Drei mir befreundete, rechtsstehende Diplomaten schilderten mir gleichlautend ihre Audienzen bei diesem Chef. „Er erledigte alles durchaus befriedigend. Was er sagte, hatte Hand und Fuß, er hörte aufmerksam zu, stellte richtig gedachte Fragen, sein Auftreten war einwandfrei.“ Äußere Vorzüge waren ihm keineswegs zuteil geworden, er war ungesetzt und schwerfällig gebaut. Seine Gesichtsfarbe war mahagonibraun-purpur (weswegen das Corinthische Bildnis irreführt). Vernünftigerweise wandte er sich nach der Wahl an erste Schneider und Schuhmacher und hat, wozu noch mehr gehört, immer das Richtige getragen. Der Zuschnitt seiner Gesellschaften war, so sagte mir eine befreundete Exzellenz, angemessen und gut. „Wie war denn Luise angezogen?“ hatten wir Damen ihn gefragt. „Glänzend! Schwarz Atlas und Tüll.“ Nachher hörte ich näheres über diesen Glanz aus der Lennéstraße. Wie dies wohl begreiflich, hielt sie sich anfänglich für verpflichtet, beim allerersten Modehaus zu bestellen. Als sie jedoch herausfand, daß bei den ehemaligen Reichskanzlerinnen und Ministergattinnen ein solcher Luxus nicht vorgekommen sei, ging sie nett und ordentlich, aber ausgesprochen einfach.

Auch mit der Reichspräsidentengattin hatten die Sozis Glück. Ich muß es zugeben, wir alle haben in der ersten Zeit komische Luise-Ebert-Anekdoten weitergegeben. Dann machte ihre sym-

pathische echte Persönlichkeit sich geltend, und man hörte nur noch in der zurückgebliebensten Provinz solche Geschichten. Die wirklichen Erlebnisse lauteten anders. „Auf einem Damentee“, so erzählte mir eine anwesende Staatssekretärin, „kam die Rede auf Pompeji, und auch Frau Ebert drückte ihre Bewunderung aus.“ „Was, Frau Reichspräsidentin“, meinte eine Dame, die sich dadurch als „keine Dame“ auswies, „Sie kennen Pompeji?“ „Ja“, war die Antwort — sie spricht ein sehr reines Deutsch, „ich war als Kindermädchen mit einer Familie in Italien und wurde freundlicherweise nach Pompeji mitgenommen.“ Eine andere, ebenso grobkörnige „Dame“ sagte ihr bedauernd: „Es muß Ihnen doch sehr peinlich sein, mit den Diplomaten weder französisch noch englisch sprechen zu können?“ „Gar nicht, sie sind in der Lage gewesen, fremde Sprache zu erlernen, daher muß es doch ihnen peinlich sein, deutsch nicht zu sprechen.“

Noch hatten sich korrekte Formen beim Publikum nicht eingebürgert. Man erhob sich nicht vor dem Staatsoberhaupt. Das hat sich geändert, das mußte sich ändern. Auch wenn mir unerwünschte Persönlichkeiten diese Stelle einnehmen, werde ich dem Verkörperer der höchsten Staatsgewalt die ihm zukommende Höflichkeit erweisen. Dreimal beobachtete ich aus der Nähe Herrn und Frau Ebert in Gesellschaft. Beim niederländischen Gesandten war die allergrößte Aufmachung, das Goldgeschirr und eine Schar von goldbetreßten Dienern. Hier, beim Geheimrat Deutsch, wie bei Herrn von Räumer, waren sie natürlich die Ehrengäste. Beide machten den besten Eindruck, ihre Formen waren ungezwungen und ruhig. Als die verwitwete Frau Ebert ihre Trauer abgelegt hatte, lud der Staatssekretär von Schubert sie, wie ehemals, zu einer seiner großen Tischgesellschaften ein und führte sie, wie ehemals, zu Tisch. Natürlich widersprach dies den Regeln des Protokolls, doch würdigten alle Botschafterpaare, alle übrigen Gäste, diese Höflichkeit des Herzens.

Inflation

„Sie war eine der grausamsten Torturen, sie war die unsinnigste Nervenbeanspruchung, die man sich vorstellen kann.“ R. v. Kühlmann.

Erzählen in kommenden Zeiten Großeltern ihren Kindern über den Weltkrieg und über die Nachkriegszeit, so werden diese fragen: „Die Inflation kann aber doch lange nicht so schlimm wie die Kriegszeit oder die Hungerjahre gewesen sein?“ „Doch“, wird man antworten. „Sie war sogar sehr viel schlimmer.“ Das werden die Nachkommen nicht begreifen, die Tatsache steht jedoch fest.

Ausnahmslos sagen alle, spricht man über jene Zeiten: „Möge, Gott gebe es, ein Krieg uns nicht wieder auferlegt werden, aber eine zweite Inflation hielten wir einfach nicht aus.“ Sehr häufig mit dem Zusatz: „Eher in den Kanal.“

Während der Kriegszeit trug Hoffnung die allermeisten, es trug uns das Bewußtsein der unerhörten Größe dieser Schicksalsentscheidung. Jetzt waren wir zu Boden geworfen, jetzt trat man uns mit Füßen, und als Symbol der Demütigung sank die Mark. Sie wurde zum Weltgespött. Als ihr Wert so minimal geworden, daß sie vom Kurszettel verschwand, als die Neutralen, lachend, bündelweise unsere Banknoten aus den Eisenbahnfenstern warfen, litt jeder unter der Kränkung. Der Niedergang nahm rettungslos seinen Verlauf. Wir versanken im Morast, langsam, unaufhaltsam.

Diese zermürbende Not erregte uns täglich, fast stündlich. Nur rasch einkaufen, das Geld zerrann ja unter den Händen. Ehe ich das Geschäft betrat, sorgte ich mich, ob all die Scheine zu der einen benötigten Stopfnadel reichen würden. Nicht aufzuschieben war ein Wäscheeinkauf. Ich hatte einen dicken Haufen von Hunderttausendern beieinander; geduldig zählte an der Sammelkasse das Wertheim-Fräulein die Posten zusammen. Auch dieser Notenhaufen reichte nicht, so gab ich etwas Soda, etwas Waschpulver zurück. Einmal kam meine Haushälterin abends

spät zu mir, Bekannte aus einem nahen Vorort hatten sie besucht, soeben war der Fahrpreis erhöht worden, sie hatten zur Rückfahrt nicht genug, würde ich ihnen aushelfen können? Gern! ich schüttete meine Kasette auf den Tisch aus. Wir ordneten Päckchen von Hundertern- und Tausender-Scheinen, wir zählten und zählten, es reichte gerade. (Noch nicht um eine wirkliche Mark kann es sich gehandelt haben.) Als ich auf dem Land eine Postkarte schreiben mußte, war es eine erregende Sache. Morgens hatte ich mich beim Postboten nach dem augenblicklichen Porto erkundigt, ging vorsichtshalber selber zur Post. Seit Mittag war das Porto erhöht. Die hohen Marken fehlten jedoch, und für die bisherigen war kein Platz auf der Karte. Ich nahm sie zurück, schrieb eine neue. Gummi, um die abgelösten Marken anzukleben, war nicht vorhanden, und kostbares Mehl verwendete man ungern als Kleister. Nervenzerrüttend war jede Reise, mußte man unterwegs eine neue Fahrkarte lösen. Sie hatte sich ungeheuerlich seit dem vorigen Tag verteuert, das Geld reichte nicht, auch nicht zu einem hilfeschuchenden Telegramm. In Tränen Aufgelöste umstanden den Bahnbeamten. Ratlos gingen wir zur Steuerbehörde. „Wir kommen ja selber mit diesen Zahlen nicht zurecht“, sagten seufzend die Beamten, sagten auch in den Großbanken die Angestellten.

Die Unterernährung hielt an. Ostern 1920 habe ich als „Festbraten“ ein Ei für mich und eines für meine Wirtschafterin bestellt. Was das allerhärteste — ein Ende war nicht abzusehen. Ruhig, unaufhaltsam glitten wir hinab. Nie, davon waren wir fest überzeugt, würde eine wirkliche Besserung eintreten, im ganzen Leben würden wir es nie wieder zu der geringsten Behaglichkeit bringen, etwa zum Einkauf von zwei Taschentüchern auf einmal, oder, ausnahmsweise auf der Reise, zu Bohnenkaffee, Brötchen und Butter. Ausländische Freunde, holländische, englische, amerikanische haben oft gütig geholfen. Einigen meiner Bekannten war es eine „Demütigung“, Geschenke anzunehmen. Sonderbar! Gibt man selber gern, erscheint das dankbare Annehmen selbstverständlich. Auch unsereins hatte ehemals gegeben, ohne daß die Empfänger dadurch in unsern Augen herabgesetzt wurden.

Damals haben „feindliche Ausländer“ sich Verdächtigungen und Vorwürfen ihrer Landsleute ausgesetzt, weil sie im Namen der Gerechtigkeit, auch der genossenen Förderung und Güte eingedenk, für uns eintraten und halfen. So die geistreiche bekannte englische Schriftstellerin Vernon Lee, die damals, ihre Stellung gefährdend, notleidenden Deutschen beträchtliche Opfer brachte. So mein

langjähriger Freund Keuchenius. So auch mein amerikanischer Schwager, der Historiker Henderson. Er ließ seine Studien liegen, in langen Jahren, bis zu seinem Tod, hat er sich der „Schuldfrage“ gewidmet, hat wertvolles Material zusammengebracht.

Zum erstenmal seit 1914 trafen verständnisvolle ehemalige Feinde in Berlin ein. Ponsonby, Trevelyan, Charles Buxton haben mich besucht. Sowie wir uns begegneten, war die instinktiv befürchtete Spannung geschwunden, überraschend bald, überraschend natürlich und menschlich haben wir sogar über den Krieg gesprochen. Wir hatten ja fast dasselbe erlebt, erlitten. Hüben und drüben ähnelten sich die Erfahrungen, die Irrtümer, die heroischen Opfer. Man vergleiche nur die Kriegsbriefe der Gefallenen, die in Deutschland wie in England veröffentlicht wurden.

Immerhin möchte ich auf drei Unterschiede hinweisen. Mit hervorragendem Geschick, mit giftigster Absicht haben die Feinde photographische Aufnahmen gefälscht. Etwa: „Deutsche Offiziere mit ihrer Beute.“ In Wirklichkeit, wie aus einer erkennbaren Jahreszahl, wie aus den Rennreiteruniformen hervorgeht, eine alte Aufnahme von Rennsiegern, die freudig mit ihren Pokalen davonziehen. „Der Kaiser schmiedet Welteroberungspläne.“ In Wirklichkeit steht S. M. vor einer Karte des Kreises Teltow mit eingetragenen geplanten Kanälen. „Jubel der Berliner Bevölkerung über die Versenkung der Lusitania.“ In Wirklichkeit die Rede des Kaisers vom Schloßbalkon bei der Mobilerklärung. Nicht eine ähnliche Bildfälschung haben wir aufzuweisen.

Die Feinde haben deutsche Zeitungen nicht ins Land gelassen, sie konnten hemmungslos unkontrollierbare Nachrichten verbreiten. In Berlin und in anderen deutschen Städten wurden täglich auf den Zeitungsständen „Times“ und „Temps“, „Matin“ und „Daily Mail“ zum Verkauf angeboten.

In der Londoner und Pariser Gesellschaft durften die an Engländer verheirateten Deutschen sich nicht zeigen. Undenkbar, daß auch nur eine es gewagt hätte, deutsch zu sprechen. Sie wäre mißhandelt worden. In der Berliner Gesellschaft traf ich des öfteren an Deutsche verheiratete Feinde. Nicht nur wurden sie freundlich empfangen, zu meinem Ärger unterhielt man sich in ihrer Sprache mit ihnen, so etwa auf englisch mit der Fürstin Blücher.

• Zwar hatten gesellschaftliche und künstlerische Veranstaltungen nicht vollkommen aufgehört, kümmerlich ging es jedoch zu; tägliches Sichquälen, tägliches Sichsorgen. Wir waren verarmt und wir gingen einer noch krasserem Verarmung entgegen. Da haben

wir uns sehr vieles abgewöhnt, haben sehr vieles zugelehrt, und das war gut. Den meisten von uns war die ehemalige Bevorzugung der Lebenslage früher auch nicht im geringsten zum Bewußtsein gekommen. Jetzt sahen wir ein, wieviel Angenehmes ohne unser Verdienst uns zugefallen war. Wir sind einfacher, vernünftiger geworden. Auf einem mir bekannten alten Schloß verschwanden während der französischen Einquartierung die Forellen zusehends. Darauf fuhr der Erbe, ein Primaner, mit dem Förster 4. Klasse nach Köln. Die beiden trugen große, mit Forellen gefüllte Marktkörbe, zogen mit ihrer Ware von einem Gasthof und Speisehaus zum andern, bis die letzte Forelle verkauft worden war. Nie hätte man früher gerade einem Halbwüchsigen dergleichen zugemutet, er wäre ja vor lächerlicher Scham „umgekommen“. Jetzt erschien es ihm natürlich.

Läuterten wir uns auch, sind wir gleichzeitig etwas entartet. Hätten wir damals im einsamen Tiergarten eine dollargefüllte Geldtasche gefunden, hätten gewiß mehrere Männer meiner Bekanntschaft ehrlich den Fund abgegeben, kaum eine Frau. Zu bitter empfanden wir die Ungerechtigkeit der Verhältnisse. Damals lebte der amerikanische Schieber in Esplanade in Saus und Braus für einen Dollar pro Tag, ich beobachtete, wie ein japanischer Student sich gleich zwei Dutzend Hemden kaufte. Er erhielt sie ja „geschenkt“. Lächelnd wurde Deutschland von den ehemaligen Feinden ausgesogen. Leider habe ich keine Geldtasche gefunden, hingegen raubte ich nachts, von Vorträgen am Tiergarten heimkehrend, Rhododendronblüten. Allerdings pflückte ich sie sorgsam aus der Mitte des Busches, niemand wurde benachteiligt, und ich sehnte mich so, Blumen ganz in der Nähe zu bewundern.

Geiz zeigte sich neben Korruption und Armut. Ein geistvoller, vermögender, unnötigen Ausgaben abgeneigter Staatssekretär meinte aufatmend: „Endlich darf ich offenkundig geizig sein.“ Traurig wirkte bei vielen reichen alten Damen eine Verhungerungspsychose. Umsonst wurde ihnen von Verwandten, wie vom Rechtsanwalt ihre befriedigende Vermögenslage ziffernmäßig dargelegt. Schließlich konnten sie den Zahlen nicht widersprechen und schwiegen. Am folgenden Tag jammerten sie von neuem über ihren unausbleiblichen Hungertod. Kleinlicher, sich etwa auf unbeschriebenes Papier, auf Bandreste, auf Konserven erstreckender Geiz ist jedoch an uns allen (mit Ausnahme der Hausangestellten) haften geblieben. Wir haben zu kläglich gedarbt.

Wahrscheinlich wird die kommende Geschichte eine logische allmähliche Entwicklung der Kulturerrscheinungen jener Jahr-

zehnte klarlegen. Doch bedurfte es der Weltkatastrophe, um die beispiellos heftige Verwandlung hervorzubringen. Das Weltbild wurde durch die neue Frauentracht abgeändert. Viel läßt sich zugunsten der Entblößungsmode sagen. Sie war einfach in den Linien, sie war überaus praktisch, sie war mehr oder minder gesund. Unbestreitbar ist jedoch ihre Schamlosigkeit gewesen. Viele haben es schon gesagt: der Frau liegt mehr an der Sitte als an dem Schamgefühl. „Solche Kleider trägt man“, „solche Tänze tanzt man“ — deshalb ist es also richtig.

Darf die neue Moraleinstellung auch nicht in übertriebener Weise verallgemeinert werden, so ist sie doch tiefgehend und eingewurzelt. Der Tanz bringt ein nicht gleichgültiges Seitenlicht. Harmlose alte Menschen, die seit Jahrzehnten keinen Ball besuchten, finden die heutigen Tanzenden „verdrossen und ernst“. „Bei uns früher“, sagen sie, „ging es anders zu. Wir flogen vergnügt und lustig dahin.“ Die weniger Harmlosen entsetzen sich über die Sinnlichkeit dieser Körperverstrickung, dieser andeutungsvollen, krampfhaft zuckenden Bewegung. Nur Unkenntnis wird das Nachlassen der Anmut wie der Distinktion dieser hochzuhaltenden Kunst ableugnen können, nur verkalktes Vorurteil übersieht hingegen ihre Subtilisierung. Nicht nur hat sich, wie nach allen Krisen und Revolutionen, Tanzwut entwickelt, das Interesse an den neuen, weit schwierigeren, weil intimeren Tanzformen, die Wertschätzung ihrer Meisterung ist offensichtlich angewachsen.

Auf dem Festland zeigte bereits vor dem Krieg die Literatur ein beträchtliches Niederreißen der Schranken. Dies hat zugenommen und in den angelsächsischen Ländern ist der Umschwung verblüffend. Einem Ausspruch zufolge hat die Weltliteratur noch niemals eine so durchgreifende und rasche Änderung als die dortige aufgewiesen. Vor dem Krieg schien mir allermeistens in englischen Büchern Notwendiges zu fehlen. Jetzt wird niemand sich hierüber beklagen, jetzt wird die bestehende Welt in genügendem Maß durchleuchtet.

Verwickelter, aber noch einschneidender ist der Umschwung in der bildenden Kunst. Unbekümmert als jemals zuvor schlägt sie dem Geschmack der großen Mehrzahl ins Gesicht. So hat sich offenkundig das allgemeine Interesse von ihr abgewendet. Die Künstler sagen: „Möge die stumpfe Menge über krasse Häßlichkeit, über verzwickten Blödsinn jammern, wir sind im Recht, die Neuen waren immer im Recht.“ Viele sind mit heiligem Ernst hiervon überzeugt, die Zahl der wandlungsfähigen Mitläufer ist jedoch überaus groß. Die stolze Zuversicht der Radikalen klingt mir be-

kannt. Ich habe doch schon das Sprossen und Absterben so mancher Kunstströmungen miterlebt. Vor einem Jahrzehnt — 1920 — betrachtete ich mir kopfschüttelnd die Dadaisten, gelegentlich gab es drollige Überraschungen, weit öfter Unfug und Getöse. Sie wurden jedoch vom „inneren Kreis“ beachtet, ich habe Tiefschürfendes über dies neue Kunstprinzip damals gelesen. Jetzt sind die Dadaisten spurlos verschollen, die Impressionisten und Pointillisten sind noch zu sehen, sind noch aufzufinden, sind jedoch erledigt.

Wird man einen Generalnenner für diese Kulturumwälzungen finden? Bolschewismus trifft oft, aber keineswegs immer zu. Wohl möchte ich jedoch an eine verbreitete Gewagtheit glauben.

Anscheinend fällt aus dem Rahmen dieser Jahre ein später Nachklang, ein Tag der abwelkenden Vergangenheit, der, von der Presse kaum erwähnt, einen nachhaltigen Eindruck hinterließ. Die Beisetzungsfeyer der Kaiserin am Neuen Palais.

Um diese Wirkung zu verstehen, tut es gut, die Kaiserin Auguste Viktoria mit Abstand, historisch, zu betrachten. Sie wird verkehrt dargestellt, entweder huldigt man kritiklos, oder man übergeht sie mit kühler Achtung. Belanglos ist eine Frau nicht, die eine so ungewöhnliche Entwicklung zeigt. Aufklärend ist der Vergleich von ihren Jugendbildern mit späteren Bildnissen. Anfänglich ein unausgeprägtes Gesicht, aber allmählich sieht man darin das Heranreifen zu einer verständigen, wohlthuenden, charaktervollen Matrone. Irrtümlicherweise hat man ihre Anspruchslosigkeit gepriesen. Wie ich aus ihrer Umgebung weiß, legte sie im Gegenteil großen Wert auf ihre Stellung und wachte auf ihre ihr zukommenden äußeren Ehrungen. Wichtiger und wertvoller ist die innerliche Bescheidenheit dieser durchaus wahren Frau. Nie hat sie sich überschätzt, und das ist ein gewichtiges Lob. Nie hat sie, um nur eines hervorzuheben, auch in Kleinigkeiten, irgendeinen ausgesprochenen Geschmack bekundet, nicht für Zimmereinrichtungen, für Kleidung, für Blumen oder Tiere. Anlässlich der Spitzenausstellung 1905 sagte sie mir: „Ich besitze keine Spitzen, den Kaiser interessieren sie nicht.“ Wohl die meisten Damen gestatten sich irgendeine Liebhaberei: Porzellantassen, Vögel oder dergleichen. Auf solche persönliche Geschmacksäußerungen kam die Kaiserin nicht. Eine Hofdame schilderte mir eine Abendgesellschaft bei der Königin Margareta von Italien. „In allen Sälen eine Flut von rosa und weißen Azaleen, nur Beethoven wurde gespielt, denn, die Königin liebt die Fülle einer Blumenart und bevorzugt Konzertprogramme eines Meisters.“ Wieviele hübsche Möglichkeiten, die sie nicht ausnutzte, standen der Deutschen Kaiserin zu Gebote.

Ihr fehlte das bei Fürsten so verbreitete Personengedächtnis. Auch hatte sie kein Interesse für die sportlichen und künstlerischen Interessen der Ihrigen. Dafür gab sie große hingebende Liebe, die herzlich von Mann und Kindern erwidert wurde. Ihr fehlte die pädagogische Begabung. Die Prinzenerzieher beklagten sich bitter, ihre Arbeitspläne ließen sich nicht durchführen, denn auf Veranlassung der Kaiserin würden die Knaben beständig abgelenkt oder abgerufen. Nur für ihr Seelenheil hatte sie Verständnis. Einst schrieb sie einen vortrefflichen Brief an den militärischen Vorgesetzten des einen Sohns, dieser sei hochmütig veranlagt, sie bäte inständig, dem Fehler entgegenzuwirken.

Vorbildlich war das Verhältnis zwischen ihr und dem ihr warm ergebenden Hofstaat. Die Damen ergrauten im Dienst, waren zuverlässig, gediegen und vornehm denkend. Der Kabinettsrat von Spitzemberg sagte mir: „In den zehn Jahren meines dienstlichen Verkehrs ist sie nicht ein einziges Mal launenhaft gewesen. Nur bei einer Gelegenheit habe ich sie auf wenige Augenblicke fassungslos gesehen, das war am Morgen des 10. November. Als ich die Nachricht von der Abreise des Kaisers nach Holland erhielt, fuhr ich sofort nach dem Neuen Palais. Da kam sie mir verzweifelt, in Tränen entgegen. Soeben hatte sie die Tatsache erfahren.“

Herr von Knesebeck war geistig zu angeregt, um sich nicht manchmal in diesem, beschränkt gleichmäßig denkenden Damenkreis zu langweilen. Trotzdem hat er die Hohe Frau sehr gewürdigt. Anna von Helmholtz erwähnt seine Äußerung nach der teilweise enttäuschenden kaiserlichen Palästinafahrt: „Wahrhaft groß und liebenswürdig ist die Kaiserin gewesen. Immer Mut machend, ein Beispiel von Güte und Liebe. Ihr Charakter“, fügt Frau von Helmholtz hinzu, „scheint sich immer mehr zu entfalten.“

Überall wurde sie geachtet, überall erweckte sie Sympathie, geschwärmt hat niemand für sie. Wie schwärmerisch wurde hingegen in allen Kreisen die Königin Luise geliebt! Nur ihr war sowohl in der Erscheinung wie im Gemüt eine bezwingende Anmut zu teil geworden.

Die Kaiserin war hochgewachsen; sie hielt sich vorzüglich, war gleichmäßig freundlich und würdig. Im Ausland fand man sie „gewiß vortrefflich“ aber „farblos“. Gewissenhaft beteiligte sie sich an zahllosen Wohlfahrtsbestrebungen. Wie mir Vorstandsdamen sagten, nützte sie viel, nicht durch Kenntnisse, aber durch ihr Erscheinen wie durch ihr wohlwollendes Interesse.

Wodurch hatte Kaiserin Auguste Viktoria in den letzten Jahren allverbreitete, bis zu dem heutigen Tage anhaltende Liebe gewon-

nen? Wie kam es, daß der entthronten, aus der Verbannung kehrenden toten Fürstin eine freiwillige Leichenfeier wurde, wie man sie bei keiner regierenden Königin der Welt erlebte? Stets hatte sie gewissenhaft gegeben, was in ihr war. Die Kriegsnot steigerte jedoch all ihre Möglichkeiten. Im Zirkelhalten war sie ungeschickt und befangen gewesen, am Bett verwundeter Soldaten fand sie freundliche, natürliche Worte. Sie wirkte ermutigend auf die Ärzte, auf die Schwestern. Sie brachte — immer wieder wurde es mir beschrieben — Licht in die Lazarette. Über ihre Kräfte hinaus hat sie sich betätigt. Herr von Spitzemberg erzählte mir über die Besorgnis des Leibarztes: „Sie übernimmt sich, ihre Gesundheit ist schwer erschüttert, aber ganz vergeblich verlange ich Einschränkung und Abkürzung dieser Besuche.“ Sie sagt: „Das wenigstens kann ich tun, und so will und werde ich das tun.“ Von nun an verfolgte sie in Zeitungen und Berichten sorgsam die Geschehnisse.

Ihr ist die Aussöhnung des Kaisers mit Hindenburg zu verdanken. Mir wurde von einem Augenzeugen erzählt, wie sie unvermutet im kaiserlichen Eisenbahnzug erschien und mit Takt und Vernunft eine Angelegenheit einrenkte. Da ihre besorgten Damen sie allzusehr „schonen“ wollten, stand sie in geheimer Verbindung mit der größten Wohlfahrtszentrale, um aus erster Hand die ungeschminkten Zustände und Nöte überblicken zu können.

Alle bewunderten und liebten diese hingebend treue Landesmutter, weit und breit, in allen Teilen Deutschlands war die Weißhaarige zu einer edlen volkstümlichen Gestalt geworden.

Es kam die Katastrophe. Höhepunkte ihres Daseins sind nicht die Glanzzeiten, sondern die Unglückstage gewesen. Jetzt, wo alles zusammenbrach, war sie die gebietende Herrin des Hauses, war sie Mittelpunkt, Zufluchtsort der Familie. Ratlos eilten die Prinzessinnen zu ihr ins Neue Palais, sie allein blieb ruhig und gefaßt. Als sie das Schloß auf immer verließ, nahm sie im Muschelsaal vornehm, todtraurig und gütig von allen Angestellten Abschied. Nur sie hat nicht geweint. Als sie nach der Bahn fuhr, sah sie zurück und winkte dem Lieblingsschloß noch einmal zu. An der holländischen Grenze traten, wie mir ein Augenzeuge erzählte, angesammelte Rote achtungsvoll beiseite. Sie bewunderten ihre stille Würde, auch wußten sie von ihr und sagten: „Sie ist eine gute Frau.“

Am 12. April 1921 war ihre Leichenfeier.

Zur Terrasse vom Neuen Palais hatte ich eine Karte erhalten. Von Potsdam aus wurden die Berliner Damen gebeten, ohne

Kreppschleier herzukommen, diese könnten unfreundliche Kundgebungen hervorrufen. Natürlich kehrten wir uns nicht hieran und trugen die richtige große Trauer. Ebenso grundlos waren die Gerüchte, es würden nur wenige Züge nach Potsdam abgelassen werden. Vorsichtshalber standen wir jedoch um 5 Uhr auf und über hunderttausend stürmten die Sechsuhrzüge. Alle Kreise waren vertreten. Der Stadtbahnzug fuhr an meinem Zug vorüber, da sah ich, was ich nie vorher oder nachher gesehen habe, es klammerten sich zahlreiche ältere Damen, auf den Fußbrettern stehend, draußen an die Türgriffe an. Es hockten zahllose Männer und Knaben auf den Puffern. Zwischen Potsdam und Wildpark sahen wir zwischen den Bäumen eine dichte schwarze, nach dem Neuen Palais wandernde Menschenmenge. Die meisten Potsdamer waren jedoch vor uns zur Stelle. Tausende aus Berlin und anderen Orten hatten sich schon am Abend vorher eingefunden. In ganz Potsdam war nicht nur jedes Bett, jedes Sofa belegt, fast auf jedem Stuhl saßen sie die ganze Nacht über, lagen auf jedem Teppich und noch zur Mitternacht zogen obdachsuchende Menschen durch die Straßen.

Obwohl es eine Januarnacht hätte sein können — das Thermometer stand nur eben über dem Gefrierpunkt —, haben scharenweise aus Berlin Angekommene auf den Parkbänken im Freien die Nacht verbracht. Am Abend vorher sah Ilse Örtzen am Bahnhof einfach angezogene Männer und Frauen, die mit Decken und Fußsäcken nach dem Park hinzogen. Trotz der drückenden Teuerung wurden immer neue Blumenkränze vorbeigetragen. Ein Bekannter von mir las auf einem roten Kranzband die Inschrift: „Unserer Kaiserin, Potsdamer Arbeiter“, auf einem anderen: „Von einem Verwundeten der Orangerie.“ Als ich auf die Terrasse gelangt war, befanden sich dort schon seit halb sechs Uhr die Potsdamer, aber auch Berliner Damen. Ich sprach die achtundsiebzigjährige Hausministerin Wedel. Sie war in Berlin um vier Uhr früh aufgestanden und stand seit sechs Uhr dort. Viele Stunden vergingen. Sonnenheller Frühlingsmorgen, hellgrün leuchtende Bäume, Vogelgesang. Hinter mir das Schloß Friedrichs des Großen.

Die letzte Herrin hatte bereits ihr Ziel erreicht. Graf Rantzau schilderte mir die Fahrt. An der holländischen Grenze der Abschied des Kaisers. Er war wie vernichtet. Er hatte der Toten versprochen, sie bei ihrem „geliebten“ Neuen Palais beisetzen zu lassen. In jeder Stadt, in jeder Ortschaft standen am Bahngeleis trauernde Menschenmengen, Sängervereine sangen Choräle, De-

putationen und städtische Behörden brachten Kränze. Auch in den rotesten Städten, wie in Braunschweig, läuteten die Kirchenglocken. Immer wieder lagen frische Blumen auf dem Zug, von den Brücken hatte man sie niederfallen lassen.

Nachts warteten die Angehörigen am Wildparkbahnhof. „Wie ein Schatten“, so beschrieb es mir ein anwesender Herr, „fuhr lautlos der Zug in die Halle. Da traten aus der Dunkelheit die Königin-Kürassiere in ihren leuchtenden Helmen hervor und hoben — sie hatten es sich ausbedungen — den Sarg heraus. Mit Tränen in den Augen beschrieb mir einer der unmittelbar neben dem Sarg stehenden Schwarzen Adler-Herren, General von Boehn, den Zug durch die Allee: „Eine tausendköpfige Menge, aber so tiefes Schweigen, daß ich leises Schluchzen hörte. Sehr Viele, vermutlich katholischen Verbänden angehörig, knieten nieder, als wir an ihnen vorüberzogen.“ Auf der Terrasse erblickten wir die mit violetterm Samt behangenen Pferde, den mit violetterm Samt gedeckten Wagen. Zu beiden Seiten schritten die Großwürdenträger, Hindenburg monumental, die Augen auf sich ziehend. Es folgten die Prinzen, die Prinzessinnen in schwarzen schleppenden Gewändern.

Am Antiken Tempel warteten die Hofdamen, die Palastdamen und einzelne Geladene. Eine von diesen, Frau Cornelia Hoetzsch, schilderte mir die Ankunft: „Mit frischen Blumen war der Weg bestreut, Gräfin Brockdorff, die vor 40 Jahren die Prinzessin-Braut begrüßt hatte, trat mit einer tiefen Verbeugung vor und verrichtete zum letztenmal der toten Herrin den Dienst. Die Domknaben sangen, vernehmbar sangen aber auch die Amseln in den Bäumen. Alte Lakaïen und Hofbeamte, die darauf bestanden hatten, trugen den Sarg. Als man den violetten Samtbehang entfernte, sah man als einzigen Blumenschmuck einen Rosenkranz vom Kaiser auf der Königinnen-Standarte.“

Langsam zerstreute die sich auf eine Drittel Million geschätzte, schwarzgekleidete stille Schar.

Ich dachte an die Leichenbegängnisse mächtiger Herrscherinnen, nie ist einer toten Fürstin eine solche Feier zu teil geworden. Gewiß war Anhänglichkeit an die Monarchie, Trauer über vergangene Zeiten erkenntlich, ebenfalls verehrende persönliche Liebe. Aber stark empfand ich als Grundton dieser nicht vorherzusehenden Kundgebung, dieser spontanen, überwältigenden Gefühlsäußerung grenzenloses Mitleid. Die an ihrem Land mit allen Fasern hing, war in der Fremde, in der Verbannung gestorben. Die ihre Pflicht so treu erfüllt, war entthront. Sie hatte schlicht-menschlich in der Familie ihr höchstes Glück ersehen, und die ihrem Herzen am

allernächsten standen, der Gatte und der älteste Sohn, durften ihr das Abschiedsgeleit nicht geben. —

Von Erinnerungen beschwert war ein Frühstück im Oktober 1921 bei dem Staatssekretär Rosen. Viele Jahrzehnte lang ist mir der Verkehr mit diesem ebenso kenntnisreichen als geistreichen Mann zuteil geworden. (Während des parlamentarischen Kampfes mit Tirpitz meinte er: „Quidquid delirant nautae, plectuntur legati“ = „Was die Marineherren verbrechen, müssen die Gesandten ausbaden!“) So wenig anziehend die Villa des Auswärtigen Amtes ist, sie hat viel erlebt. Vor mir gingen der Fürst und die Fürstin Bülow die Stufen hinauf und sprachen miteinander: „Vor vierundzwanzig Jahren“, sagte er, „sind wir beide hier eingezogen.“ Im Flur standen alte Kanzleibeamte. Sie wurden vom Paar freundlichst begrüßt und freuten sich „Ihre Durchlauchten“ wiederzusehen. Fürst Lichnowsky war bereits angekommen. Er wird jetzt selten in der Berliner Gesellschaft gesehen, der Reichskanzler Hertling beabsichtigte ja tatsächlich, ihn wegen seiner Veröffentlichung als Landesverräter an die Wand stellen zu lassen. Oft begegne ich ihm in meiner Gegend, scheu sieht er umher. Zugewen war noch eine andere ehemalige GröÙe, die verwitwete Botschafterin von Wangenheim. Jeder bringt ihr Sympathien entgegen. Da war auch der bekannte, einflußreiche Weiß aus Konstantinopel, Marschalls rechte Hand, der Hausfreund der Deutschen Botschaft, der neben noch wichtigeren Leistungen auch die Tischordnungen entwarf.

Die Vergangenheit des Hauses wurde besprochen, so der furchtbare Auftritt zwischen dem Kaiser und Bismarck. Vor dieser Haustür, in eben diesem Arbeitszimmer hatte er sich ereignet. „Oft“, sagte Bülow, „kam der Kaiser bereits um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr morgens. Dann begleitete ihn die Kaiserin, sie blieb im Eckzimmer, wo auch zu unserer Zeit der Flügel stand. Meine Frau durfte nicht so zeitig aufstehen. Die Kaiserin wollte nicht stören, aber es sei ihr so lieb, diese Morgenstunde mit dem Kaiser zu verleben.“ Er wies auf die drei oberen Treppenstufen. „Hier saß Holstein und jammerte, als sein intimer Freund Radolin aus Petersburg versetzt worden war.“ „Hier“, sagte ein anderer Gast, „kamen einem zu Kiderlens Zeiten kläffend die Dackel der Kiepkke entgegen. Als der Kiepkke-Skandal ausbrach, sagte Kiderlen in seiner schnoddrigen Weise: „Wenn ich das Objekt nur vorführen könnte, (sie ist ja, weiß Gott, weder jung noch hübsch) dann würde das Gequassel gleich verstummen.““

Mit meinem Tischnachbar, dem Fürsten Bülow, plaudernd, beklagte ich, daß die geschichtlich im höchsten Grade wichtigen

Zimmer in Wilhelmstraße 76, die des Auswärtigen Amtes unter Bismarck in den sechziger Jahren, nicht erkenntlich und zugänglich seien. Darauf erzählte Bülow über die einstige Hausherrin, über seine Großtante, die schöne und kluge Gräfe Elise Bernstorff. Dem Grafen Bernstorff, dem dänischen Gesandten, hatte Friedrich Wilhelm III. während einer Audienz gesagt, er wünsche ihn zum preußischen Minister des Auswärtigen zu ernennen. Erstaunt antwortete dieser: „Euer Majestät, ich bin aber doch Diener meines gnädigsten Königs von Dänemark.“ „Das ist in Ordnung, ich habe meinen Neffen gebeten, Sie mir abzutreten. Hier ist seine Einwilligung.“ Vormärzlich! Genau, wie man einem Freund seinen Koch überläßt. Da die Gräfin Bernstorff schmerzlich ihr schönes Schloß Bernstorff — jetzt die Königlich-dänische Sommerresidenz — vermißte, ließ Friedrich Wilhelm III. das Haus des russischen Gesandten Alopäus, Wilhelmstraße 76, für einen damals hohen Preis ankaufen.“

Wir besprachen den dritten Bismarckband, ich erwähnte die stark ausgeprägte antimonarchische Tendenz. Zu meiner Überraschung gab Bülow diese nicht zu. Rosen hat meine Auffassung jedoch bestätigt.

Ein alter Geheimrat wies auf die eine Wand: „Hier hing zu Herbert Bismarcks Zeiten ein großes Bismarckbild. Nach dem Sturz gab Herbert uns, den Herren vom Auswärtigen Amt, ein Abschiedsfest. Wildenbruch wurde gebeten, sein berühmt gewordenes Bismarck-Abschiedsgedicht vorzutragen. Er tat es, tief ergriffen und uns alle ergreifend, seine Augen auf das Bild gerichtet.“

Über den Kaiser sprachen die Bülows höflich gemessen, die Fürstin erwähnte die Zuvorkommenheit, die er stets ihrer Mutter, der Donna Laura, erwiesen. „Wurde sie während ihres Berliner Aufenthaltes zu Hof befohlen, erschien er in Admiralsuniform, ihr, der Admiralstochter, zu Ehren.“

Wir gingen in der verschleierten Herbstsonne durch die Amtsgärten. „Hier“, sagte Rosen, „standen jene alten Bäume, deren Entfernung Bismarck dem Caprivi so bitter verargte. Sie waren zweifellos überständig, nie konnte Bismarck sich jedoch zu dem notwendigsten Baumfällen entschließen.“

Gelbe Blätter rieselten herunter, noch blühten die letzten Rosen. Abschiedliche Spätherbststimmung...

Die Inflation nahm ihren verzweiflungsvollen Verlauf. Es muß wiederholt werden, eine Besserung schien offenkundig ausgeschlossen. Nie im ganzen Leben würden wir dem Morast entsteigen. Ein benötigter Hornknopf kostete so viel als ehemals ein nach Maß ge-

arbeitetes Schneiderkostüm. Die Fahrt 3. Klasse nach Potsdam so viel als ehemals jene in der Polsterklasse nach Palermo. Damasttischtücher verwandte ich zu Bettlaken, um endlich wieder auf heißen Laken zu schlafen.

Im Sommer 1923 fragte ich eine Finanzgröße, ob eine Mark-erholung in absehbarer Zeit denkbar wäre? „Gnädige Frau, wes-wegen und wie sollte sie sich erholen?“ war seine Gegenfrage.

Nachdem ich reichliche Millionen zusammengescharrt hatte, reiste ich im August 1923 nach dem Rheinland, nach Haus Leppe. Bald ließ ich mir von Mendelssohn die dreifache Summe anweisen, dann die zehnfache. Aber nur dank einer gütigen Devisengabe des Auslandes kam ich mit dem letzten dürftigen Schein im Oktober zurück. Zweimal mußte ich durch die Franzosensperre. „In den langen Wagen 4. Klasse“, schrieb ich, „eine wachsende beklommene Erregung. Jeder erzählte über Plackereien der Franzosen. Ein Schaffner ging durch den Zug und verschloß trotz drückender Hitze alle Fenster. Neulich hatte man eines im D-Zug offen ge-lassen, zur Strafe wurde der Zug fünf Stunden auf ein totes Ge-leise geschoben, ehe er weiter durfte.“

Kurz vor Hengstey fuhr unser Zug langsam. Aus mehreren Abtei-len sprangen schwer bepackte Männer ab. Allgemeines Schmunzeln. „Das geschieht immer, das haben sie noch nicht herausgekriegt.“ Ein Franzose ging in Hengstey durch den Zug. Etwa zehn Men-schen wurden wegen unvorhergesehener Paßregeln herausgeholt und standen als klägliches Häufchen da, ehe wir weiterfuhren. „Da-bei“, sagten meine Nachbarn, „kann man sich bei den wechselnden Verordnungen nicht auskennen.“ Vor Engelskirchen wurden wie-der die Ausweise genau besehen. In Engelskirchen hingegen waren wir auf englischem Gebiet, und im gewiß nicht unbeabsichtigten Gegensatz sagte mir der gelangweilte Tommy, als ich meinen Paß vorzeigen wollte: „O bosh, it's allright.“ Auf der Weiterreise zu Bodelschwings in Miltenberg und zu der Darmstädter „Woche der Weisheit“ herrschte mich an der französischen Sperre der Offizier an, ich müsse bis zur Endstation zurückfahren und dort den Aus-weis abstempeln lassen. Auf meine höfliche Bitte um Aufklärung, antwortete er: „Je n'ai pas à vous donner des explications, vous avez à obéir.“ Unnachahmlich gut hätte er im Film gewirkt: schwarze stechende Augen, einen schwarzen gezwirbelten Schnurr-bart und boshafte Lippen. Roh fuhr er die kein Wort verstehenden Leute an, sagte nie zu mir „madame“, wohl aber gebrauchte er beständig ein Wort, das im Französischen durch Punkte wieder-gegeben wird. Er befahl mir: „Vous qui parlez français, vous qui

n'êtes pas si bête que ces autres Allemands.“ Habe mich 2 Uhr 10 zu dem von der Endstation zurückfahrenden Zug einzufinden, und er behielt meine Papiere.

Die andern Leidensgenossen begaben sich in den Wartesaal. Ich dachte mir Besseres aus und ging mit meinem Gepäck um das Gebäude. Da erblickte ich einen halbwüchsigen Jüngling. „Sie sehen helle aus“, sagte ich ihm, „können Sie mir meine Sachen über die Berge nach dem nächsten Bahnhof bringen?“ „Dann sind Sie aber ohne Papiere!“ „Die kann der Franzose behalten. Ich reise weiter und komme nicht zurück.“ „Fein! Also los und flott!“ Da ich mein mit Büchern beschwertes Plaidbündel trug und der Tag glühend heiß war, wurde mir das flotte Tempo etwas sauer. Aber wir kamen glücklich über die Holzbrücke in den Wald. Dort hing eine große Warnungstafel: „Il est strictement défendu...“ Mehr las ich wohlweislich nicht. Der Jüngling sagte: „Nachts patrouillieren sie hier, aber nur selten am Tag.“ An diesem Tag taten sie es nicht. Jenseits vom Wiesental gingen jedoch Posten mit geladenem Gewehr auf und ab. Ich keuchte schon. Da begegneten wir einem Arbeiter, der mit Vergnügen auf die Sache einging und mir das Plaidbündel abnahm. „Jetzt“, sagte der Jüngling, „kommt nur noch eine Schlucht und dann ein Bach und dann sind wir über die Grenze.“

Transpirierend und triumphierend überschritten wir den Steg, verpusteten im Waldschatten auf einem abgehauenen Stamm. Sie erzählten mir über die Franzosen, über die jenen deutlich abgeneigten Engländer, über den ergiebigen Grenzschnuggel und dergleichen mehr. Gemächlich zogen wir nach dem Bahnhof. Punkt 14 Uhr. Jetzt stand das Ekel mit meinen Papieren auf dem Bahnsteig und sah sich nach mir um. Es waren sehr unterhaltsame Stunden gewesen!

Ich fragte die beiden, was ich ihnen geben solle. Sie überließen es mir. „Jedem eine Million?“ „Gewiß“, und wir schieden als Freunde. In Wirklichkeit war es zu wenig, an jenem Tag war dies nur dreißig Pfennig. Das war uns jedoch nicht klar geworden.

Natürlich hatte ich meinen Anschluß verpaßt. So stieg ich abends in einer kleinen Ortschaft aus, um morgens in aller Frühe gleich durchfahren zu können. Eine anziehende Gegend, Wiesen, Felder, Wälder, ein stattliches Dorf. Ich begegnete einer Mitreisenden aus dem Rheinischen. Eine sechsstündige Eisenbahnfahrt hatte sie hinter sich, in der Hoffnung, hier bei einer ihr bekannten Bäuerin für schweres Geld Lebensmittel zu erhalten. Sie war ganz verzagt, die Bäuerin hatte ihr alles abgeschlagen, sie habe selber nicht genug. Im einzigen Gasthof war alles besetzt. Vielleicht, meinte sie,

würde ich im Bahnhofswartezimmer die Nacht verbringen können. So bat ich den Bahnhofsvorsteher höflich um die Erlaubnis, erhielt sie und bestellte mir aus taktischen Gründen in der Bahnhofswirtschaft eine Tasse Kaffee. Ausnahmsweise! Seit Jahren hatte ich mir dergleichen nicht gestattet und reiste mit kaltem Tee und Proviant. „Wir schließen jetzt ab und gehen nach Hause“, sagte die Frau, „aber um Mitternacht werden Sie Gesellschaft bekommen, Schieber aus Köln.“ Alles Licht wurde ausgedreht, tiefes Dunkel. Ich lag, in meinen Mantel gehüllt, den Rucksack unter dem Kopf, auf der Holzbank, kein Laut war zu hören. Dann aber rollte ein Zug heran, die Tür wurde aufgerissen, zwei keuchende, schwerbeladene Männer hingen eine Laterne auf. Ein Eisenbahnbeamter (in Uniform) trat ein. Sie verhandelten zusammen. Hier sollte ein Güterwagen angehängt werden, an der einen Stelle müsse man verlangsamen, dann würden mehrere Leute reinspringen und an einer anderen Stelle käme Ware angerollt. Allnächtlicher Schmuggel in größerem Stil, ein voller Güterwagen bedeutete jetzt ein Vermögen. Zu mir waren sie sehr freundlich, ich tat ihnen leid. Sie meinten, das stimmte, die Bank müsse hart sein. Rauchen wollten sie nicht, „da das Ihnen schwerlich angenehm sein dürfte.“ Tabak wäre mir sympathisch, sagte ich und steckte mir selbst eine Zigarette an. Dafür nötigten sie mir belegte Brote auf. Dann kam aus der anderen Richtung ein Zug, sie haken die Laterne ab und verschwanden im Dunkel.

Die „Darmstädter Woche der Weisheit“ habe ich zum ersten, nicht zum letztenmal miterlebt. Sie wird emphatisch angefeindet, hauptsächlich von denen, die nie dort gewesen. Vollendet ist Keyserlings Kunst, das jeweilige Leitmotiv der Tagung durch die mannigfach gearteten Vertreter erklingen zu lassen. Schwerlich vermag ein Lebender diese Fugen so aufzubauen, sie so einzuleiten, sie in zusammenfassender Schlußrede in solcher Steigerung zum Ausklang zu bringen. Es waren vierhundert Zuhörer. Die meisten brachten Opfer, um in dieser Notzeit die Reise und den Aufenthalt sich zu leisten. Nicht alle — und daß unter diesen hier und da ein Silberfuchs, eine erlesene Perlenschnur sichtbar wurde, hat — nur in Deutschland ist das möglich — manche nicht erfreut, sondern gekränkt.

Als die Woche vorüber, blieb ich dort noch länger, um im ausgesucht kleinen Kreis an dem streng gehandhabten „Konzentrationskursus“ teilzunehmen. Aber es kam anders.

Den Spuren der kurzen Darmstädter „Blüte der Empfindsamkeit“ war ich nachgegangen und wanderte durch die unveränder-

ten Stätten der gefühlsselligen Zusammenkünfte. Ich erblickte im Wald, an den großen Felsen, die Gestalten von Goethe, Karoline Flachsland und Merck, ebenfalls der jugendlichen Hofdamen Urania und Lilla. Kaum gibt es einen andern Fleck Erde, an dem der junge Goethe so zum Greifen nah erscheint. Dort fand ich rote Fliegenpilze und sammelte sie erfreut; denn ich bin eine erfahrene und leidenschaftliche Pilzsucherin. So mißachte ich die Allerweltsorten, wie Steinpilze, Pfifferlinge und dergleichen, und interessiere mich für die ausgefallenen Arten. Seit einigen Jahren hält man, mit Ausnahme des furchtbaren Knollenblätterpilzes, eigentlich alle wohlschmeckenden Pilze, auch die sogenannt giftigen, wenn die Haut abgezogen, für bekömmlich. Ebenfalls die Fliegenpilze. In Schweden hatte meine Kusine Bodelschwingh, die dort ihre Schwester Reuterswärd besuchte, diese oft gesammelt und gegessen. So brachte ich einen Haufen nach meinem Privatquartier, putzte die Pilze und bat die Hauswirtin, sie mir zu kochen. Sie betrachtete sie entsetzt. Ich sagte: „Kochen Sie sie nur ruhig. Ich verstehe mich darauf.“ Eine Stunde nach der Mahlzeit war mir etwas wirr zumute und ich ging früh zu Bett, fühlte mich willensschwach und geistig gelähmt.

Als ich aufwachte, schien heller Morgen, ich befand mich in einem Krankenhaussaal, Schwestern und Ärzte waren um mich bemüht. Es kam der Chefarzt, der inzwischen über Fliegenpilze nachgelesen hatte. Allerdings würden sie in Schweden und Rußland verzehrt, vermutlich wären es andere Sorten, im übrigen Europa gelten sie für giftig, vor allem, wenn naß gesammelt. Dieses war der Fall, es hatte den ganzen Vormittag über gegossen. Anscheinend hätten die Wikinger sie in kleinen Mengen als Aufregungsmittel verwendet und hätten sich hierdurch in die berühmte Berserkerwut versetzt.

Allmählich konnte ich die Geschehnisse der Nacht übersehen. Um Mitternacht hörten meine Wirtsleute unerklärliches, aus meinem Zimmer kommendes Lärmen. Zufälligerweise hatte ich die Tür nicht verschlossen, sie fanden mich bewußtlos am Boden liegend, wild um mich schlagend, mit den Fäusten auf dem Gesicht herumtrommelnd. Sie riefen die Sanitätswache, die mich ins Krankenhaus brachte. In diesem Vergiftungszustand durchlief ich verschiedene Menschheitsphasen. Zuerst etwa „Neandertal“. Es nahten sich mir Fremde, aber wollten sie mich anfassen, versetzte ich im Wutausch Hiebe. Dann regten sich im Unterbewußtsein früheste Kindheitslaute, ich antwortete „yes“ und „no“. Im Krankenhaus prügelte ich den Assistenzarzt und die zarte kleine Nacht-

schwester, so wurde die imponierende Oberschwester geholt. Als ich mir nach dem Aderlaß den Verband abriß, drohte sie mir mit einer septischen Vergiftung. Ihre Persönlichkeit wirkte selbst auf mein zerrüttetes Gehirn. Ich antwortete vernünftig: „Natürlich dürfe nichts Septisches heran.“ Von alledem wußte ich nichts, erinnerte mich nur einer über mich gebeugten jungen Schwester, der ich fromme Gefühle, Dank an den Heiland, der mich vom Tode errettet hatte, aussprach. In dieser letzten Phase war ich eine liebe kleine Konfirmandin geworden.

Jetzt fühlte ich mich ganz normal und fragte, ob ich nicht wenigstens die zweite Hälfte des Konzentrationskursus würde mitmachen können? Als Antwort hielt man mir einen Spiegel vor, da sah ich ein schwarz und blau angelaufenes, verquollenes, verbeultes Gesicht. So denke ich mir einen Boxkämpfer nach dem Knockout. Dann kamen neue Herzanfälle, ob mein Herz diese Giftdosis aushalten würde, war eine zweifelhafte Sache.

Sobald es irgendwie statthaft, wollte ich nach Hause, um meine dort eingetroffene englische Schwägerin nicht zu verpassen. Meine Hauswirtin vermittelte mir zwei Knaben aus guter Familie, die mir für acht Millionen Mark mein Gepäck auf einem Handwagen an die Bahn brachten. Ich war noch schwach und hätte eigentlich im Krankenwagen reisen müssen, zum mindesten im Schlafwagen. Ich konnte mir jedoch nur die 3. Klasse leisten und saß im gefüllten Abteil aufrecht bis Berlin. Es reichte nicht einmal zum Mieten einer „Siesta“. Selbstverständlich hätte mein guter Bruder aus England mir bereitwillig ausgeholfen, aber die Geldnot überfiel einen ja über Nacht. Noch besaß man einen Stoß von Scheinen und zwei Tage darauf langte es nicht zu einer Straßenbahnfahrt. Mit zittrigen Beinen ging ich vom Anhalter Bahnhof zu Fuß nach Hause, neben mir zog Martha auf einem Handwagen mein Gepäck. Das war in jenen Jahren der übliche Stil. Allmählich fand sich das schwergeprüfte Herz zurecht; daß ich mich ausgerechnet nach der „Woche der Weisheit“ so benommen, hat bei meinen Bekannten Heiterkeit erregt!

Dies geschah im Oktober 1923, und dies war der Tiefpunkt. Bald darauf kam die Stabilisierung der Mark. Wir glaubten kein Wort. Dann wieder hieß es, die Befestigung sei Tatsache, für eine Billion gäbe es eine wirkliche Mark. Wir bezweifelten die Sache. Darauf erhielt ich Silbermark auf der Bank und ging, noch immer skeptisch, in ein Geschäft und kaufte mir das Allerersehnteste: Stecknadeln, weißen Zwirn, schwarze Nähseide, Streichhölzer (o märchenhafter Luxus, ein ganzes Paket!) und ein Stück anstän-

dige Seife. Dies alles kostete 75 Pfennige. Wie dies Unfaßbare wirkte, wie es uns mit neuem Mut, mit frischer Zukunftshoffnung erfüllte, das kann, wer es nicht erlebte, weder verstehen, noch glauben.

War das Alltagsleben wieder übersichtlich geworden, hat ein ebenso unerwartetes Ereignis — Hindenburgs Wahl — das deutsche Reich im Innern beruhigt und nach vorübergehender Panik sein Ansehen im Ausland gehoben.

Er war den meisten, auch mir, persönlich unbekannt. Seither wurde mir bei der Gräfin Groeben im kleinen gesellschaftlichen Kreis der Vorzug zuteil, ihn nicht nur zu sprechen, ihn vor allem beobachten zu können. Wie ein regierender Fürst wurde er empfangen. Der Schwiegersohn und der Botschafter Graf Wedel, standen unten auf der Straße, wir Gäste waren aufgereiht. Kein im Purpur Geborener konnte richtiger wirken. An der Tür erschien seine mächtige Gestalt mit dem Schwarzen Adlerband. Er begrüßte uns, die sich tief Verneigenden, mit einer Verbeugung und hielt dann Zirkel. Er küßte jeder Dame die Hand, hatte für jeden Gast passende Worte. Unmöglich, einfacher und höflicher, gemütlicher und dabei würdiger zu sein.

Kannten im Jahre 1925 ihn nur wenige in Berlin, war die Verehrung für ihn trotzdem überaus groß. Einige Jahre vorher war er zum kurzen Besuch hier, und Professor Hoetzsch gab ihm eine kleine Gesellschaft. Es war mitten in der Inflation. Wie mir seine Frau erzählte, wollte sie beim Gärtner Blumen zum Tafelschmuck bestellen. „Vierhundert Mark.“ Seufzend sagte sie: „Das kann ich leider nicht geben. Schade, ich wollte es Hindenburg zu Ehren so recht hübsch machen.“ „Gnädige Frau, wenn Hindenburg kommt, schicke ich Ihnen das Schönste, was ich habe, für fünfzig Mark.“ Der Besuch hatte sich herumgesprochen, Schlächter, Konditor, Kaufmann forderten, hoch erfreut, weit unter den damaligen Preisen.

Kurz ehe seine Kandidatur offiziell verkündet wurde, sagte ich beim Bridge der deutschnationalen Valerie von Schoeler: „Also Hindenburg wollen Sie als Reichspräsidenten aufstellen?“ „Aber kein Gedanke, das ist ja vollkommen ausgeschlossen, er ist viel zu alt, und überhaupt! Wer hat denn das behauptet?“ Ich antwortete: „Soeben habe ich es im Abendblatt der Vossischen gelesen.“ „Sehen Sie, das ist wieder so eine infame Verleumdung der Linkspresse.“ Die von mir geteilten Gründe meiner Partei deckten sich mit jenen, die noch vor kurzem Kreuz-Zeitung und Lokal-Anzeiger gebracht hatten: ... Diesen verehrten Mann solle man nicht am Abschluß seines Lebens einem sicheren Mißerfolg aussetzen, er

sei zu alt, er sei politisch unerfahren, sein Name würde im Ausland als Kriegsfanfare aufgefaßt werden und verhängnisvoll schaden! So wirkte die bürgerliche Linke mit aller Kraft gegen ihn.

Am Freitag abend vor dem Wahlsonntag traf ich auf einer Gesellschaft einen, dem Auswärtigen Amt nicht fernstehenden hohen Beamten. Er sprach mir erregt über diese „katastrophale Dummheit“. Ebenso wie ich befürchtete er die Stimmen der Millionen gefühlsmäßig denkenden unpolitischen Frauen, die sich den „lieben alten Herrn“ wünschten. Als ich Montag früh das Ergebnis las, war ich niedergeschlagen. Bereits mittags kam mir der Gedanke, am Ende wäre die Beliebtheit, das Ansehen des Reichspräsidenten, eine Befestigung der Staatsautorität? Abends war Empfang bei Herrn und Frau von Reibnitz. Die Liberalen waren einstimmig der gleichen Ansicht. Im Laufe des Tages hatten sie die nämliche Sinnesänderung durchgemacht. Wir sagten: „Wenn ein so allgemein geachteter und verehrter Mann seinen Eid auf die schwarzrotgoldene Fahne leistet, ist auch das eine ‚Stabilisierung‘ und stärkt das Deutsche Reich.“

Unsere Befürchtungen waren ebenso berechtigt als irrig, es hat die Persönlichkeit gesiegt.

Siebzigjährig

„Erde und Leben dankbar empfinden.“
Nietzsche.

Noch eine größere Überraschung als die der Hindenburg-Wahl hat mir das Altern gebracht.

Der Zustand ist oft beschrieben worden. Die Siebziger erleiden das Abbröckeln der Kräfte, das Abstumpfen des Geistes, das Nachlassen der Sinne, Abflauen auf der ganzen Linie. Im stillen Zimmerchen sitzen sie am Fenster und sehen manchmal auf das sonderbare Getriebe hinaus. Noch öfter flüchten sie sich wehmütig in die vergangene Zeit, denn das Heute verstehen sie nicht mehr. Im günstigsten Fall sind sie kritiklos lieb, im ungünstigen Fall verbittert, geizig und hart. Offiziell heißt eine Siebzigerin „Greisin“, bei einem etwaigen Autounglück oder Raubmord würde ich unfehlbar im Zeitungsbericht als solche aufgeführt werden. Aber das Greisenalter ist ja gar nicht so, wie man es darstellt.

Mein Abbröckeln scheint sich in maßvollen Grenzen zu halten. Ich bin leistungsfähiger als die meisten Menschen über fünfzig. Nur beim Niederschreiben meiner Erinnerungen habe ich mich mit der Vergangenheit beschäftigt. Sonst komme ich nicht dazu. Die Gegenwart ist ja so fesselnd, die Zukunft bietet Probleme, und ich plane allerlei.

Ohne daß das Altern es verschuldet, hat selbstverständlich der Zusammenbruch mir wie meinem ganzen Kreis außerordentlich viel geraubt. Ein ehemaliger Diplomat erwähnte neulich das Pariser-Platz-Kasino: „Es geht also“, meinte ich, „dort ungefähr so wie früher zu?“ „Immerhin“, antwortete er, „waren wir früher erste Klasse und jetzt ist es übertrieben höflich, wenn man uns als zweite bezeichnet.“ Armut ist sehr achtbar, wirkt aber leicht ernüchternd. Ehemals lud ein Freund mich zu Adlon ein und schenkte mir traumhaft schöne Amarylliden-Lilien. Jetzt ist auch er ein Inflationswrack, und ich erhalte von ihm eine Ansichtskarte. Maßgebend ist jedoch die ungemindert freundschaftliche Gesinnung.

Der Unterschied läßt sich etwa so umschreiben: „Früher fuhr ich hin und zurück ins Theater und saß im Ersten Rang, heute gehe ich zu Fuß oder warte bei Sturm und Regen auf die Straßenbahn und sitze seitwärts im Zweiten Rang. Die Hauptsache, der Theatergenuß, ist jedoch geblieben. Auf der Gesamtebene des Lebens stehen die Grundpfeiler noch aufrecht. Annehmlichkeiten und Ausschmückungen müssen wir eben entbehren. Wie Schnee vor dem Föhnwind sind die Vorrechte unserer Klassen weggetaut. Daß die uns verdrängenden Klassen, die, welche heute im Ersten Rang sitzen, wertvoller sind, mag bestreitbar sein. Manche überständige Einrichtungen haben jedoch Zeitgemäßerem den Platz geräumt. Fesselnd ist es jedem bewußt Lebenden, die Zusammenhänge zwischen Zufall und Initiative zu verfolgen und die Rechte des Vermutens auszuüben.

„Das Altern“ nennt Goethe die Zeit, „in welcher die Erkenntnis vollständiger und das Bewußtsein deutlicher wird.“

Allerdings vermag ich nicht allen Umkehrungen der Werte zu folgen. Einige Meister ausgenommen, stehe ich der neuesten Malerei so fremd gegenüber, als etwa der serbischen Lyrik, denn die Sprache ist mir unverständlich. Hingegen beeindruckt mich heute die jüngste Plastik und am meisten die heutige Baukunst. Mit heller Freude betrachte ich die einfachen, heiteren, zweckmäßigen Häuser, die gefällige Logik der kleinen Treppenaufgänge, die den Lebensbedürfnissen wie der menschlichen Gestalt sich anpassenden Räume. — Fachleute deuten mir an, daß ich als Außenstehende unmöglich die neue Musik begreifen könne. Gewiß haben sie recht. Aber ich kann mir nicht helfen. Obgleich ich Bach und Beethoven entschieden vorziehe, höre ich mir Schönberg und Alban Berg mit Vergnügen an. Ich wüßte nicht, daß sich mein Verhältnis zur Literatur gewandelt hätte. Noch immer bin ich der Ansicht, daß die zünftige und unzüftige Kritik häufiger überschätzt als verkennt. Und wie vor vierzig und fünfzig Jahren begeistere ich mich alljährlich an Neuerscheinungen. Hat auch mein Interesse an Romanen nachgelassen, so bin ich womöglich eine noch unersättlichere Leserin von Biographien, Memoiren und Briefen geworden. Das ist nicht eine persönliche Sonderheit, das ist eine weitverbreitete Richtung. Die Schilderungen der erlebten, nicht am Schreibtisch erdachten Schicksale werden von vielen bevorzugt. Auch ich empfinde eine Minderung des Theaterzaubers. Selbst, ja gerade bei der Jugend ist dies Nachlassen bemerkbar. Leider, leider, denn die deutsche Kultur beruhte in hohem Grad auf ihrer gehaltvollen Bühne. Viele befriedigt der Filmersatz. Den besten Filmen ver-

danke ich haftende Eindrücke, aber oft kehre ich trübsinnig vor Enttäuschung nach Hause, und meine Hollywood-Verachtung wächst.

Vielleicht klingt es überständig frivol, aber noch heute machen mir glänzende „ausgeschnittene“ Gesellschaften Spaß. Sie regen mich an, trotzdem ich immerhin solche Feste lieber zu selten als zu oft besuchen möchte. Ein klein wenig hat sich das Interesse an Menschen verringert, doch besteht noch die Fähigkeit und die Lust, neue Bekanntschaften anzuknüpfen. Warum sollte auch der Verkehr sich auf „erprobte alte Freunde“ beschränken? Prickelnden Reiz bieten gerade Gespräche mit bisher Unbekannten, wenn es rasch gelingt, die Oberfläche zu verlassen. Das Trennende der Altersunterschiede habe ich nie begriffen, wie ich als Achtzehnjährige mich gern mit Alten und Erfahrenen unterhielt, so heute mit der oft verblüffenden, oft sehr sympathischen Jugend. Gemütlich ist zweifellos der Verkehr mit den ergrauten Gefährten der Vergangenheit, das „Weißt du noch“ kann jedoch etwas eintönig wirken.

Wie sollten die Lücken im Kreis der Verwandten, der Freunde, der Bekannten nicht schmerzen! Da gibt es nur ein Mittel — liebevolles Gedenken.

Unmöglich könnte bei mir das Interesse an der politischen Entwicklung schwinden. Schmerzt mich auch noch so sehr die zunehmende politische Verhetzung, werden auch wirtschaftliche Schwierigkeiten vorhergesagt, glaube ich, trotz allem, an unseren Aufstieg.

Vielleicht bringt mir die größte Altersbereicherung das zunehmende Interesse an Wissenschaften, die mir liegen. Geschichte ist mir eine Gnadenspenderin, die eindringlichste aller Lehrmeisterinnen geworden. Wie vieles hoffe ich noch von ihr zu erfahren. Ungeahntes zeigt sich, es schließen sich Lücken, es eröffnen sich klärende Zusammenhänge. Gestalten, bisher schattenhaft, erhalten Farbe und Form und gehören jetzt zum Kreis der Bekannten. Ihre Umwelt, ihre Wesensart wird sichtbar. Wie viele merkwürdige Aufschlüsse bringt die Kenntnis der primitiven Völker. Was hat Kreta uns gebracht, was Amarna, was Ur? Ab und zu werden wir beraubt: der Hermes des Praxiteles, eine römische Kopie! Dafür erhalten wir die dem Meer entstiegene griechischen Originale. Niklaus von Verden, den Claus Berg, und schier unübersehbare Gaben bescheren die Neugebiete der ostasiatischen Kunst. Es überwiegt das vertiefende Wachstum. Daß ich den kommenden Welt-sieg amerikanischer und australischer Verhältnisse nicht mehr erleben werde, ist mir allerdings ein angenehmer Gedanke.

Nichts hat mir meine Reiselust, meine Vorliebe für Wanderungen, Rudern und Schwimmen, meine leidenschaftliche Freude an der Natur geschwächt. Noch immer ist mir jede neuerschlossene Gegend eine Beglückung.

Wären meine Erfahrungen rein persönlich, wären sie völlig belanglos; sie werden jedoch von recht vielen geteilt. Eine neunund-siebzigjährige Bekannte sagte mir neulich: „Noch nie, niemals hat mich der Frühling so inbrünstig erfreut!“ Eine gleichaltrige, sehr musikalische Dame schilderte mir ihre, sie restlos erfüllende Beseligung nach einem besonders guten Konzert, eine andere erregte sich sehr über ein neues gehaltvolles Buch, und eine mir befreundete hohe Siebzigerin ist vor kurzem beglückt von ihrer Vergnügungsreise nach Sumatra zurückgekehrt.

Tatsächlich und offenkundig sind die bisherigen Ansichten über das Altern unzeitgemäß...

Mit jedem Jahr nähert sich die dunkle Flut. Rauscht sie bald oder erst in einigen Jahren heran?

Namenverzeichnis

Angehörige regierender Häuser sind unter ihrem Vornamen angeführt

- Abernon, Lord d' 98
 Abernon, Lady d' 78
 Akbar, Kaiser von Hindostan (1542 bis 1605) 27
 Alexander II., Kaiser von Rußland 14
 Alexander, König von Serbien 13
 Alexandra, Königin von Großbritannien und Irland 16
 Alexandrine, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin 107
 Alopäus, Russischer Gesandter 198
 Ambrosius, Johanna 58
 Anastasia, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin 107
 Andreae, Fritz 73, 101, 102
 Andreae, Frau Edith, geb. Rathenau 98, 101, 102
 Andreas-Salomé, Lou 155
 Anna Amalia, Großherzogin von Sachsen-Weimar 18
 Anton, Fürst von Hohenzollern 106
 Aosta, Herzogin von 11
 Arenberg, Prinz Franz von 110
 Arnhold, E., Geh. Kommerzienrat 70, 71, 72, 73, 85, 150, 183
 Arnhold, Frau Johanna, geb. Schiff 71, 72
 Arnim, Achim von 28
 Arnim, Bettina von 28, 39, 58
 Arnim, Harry Graf von, Staatsminister 88
 Arslan, Sänger 151
 Augusta, Deutsche Kaiserin, Königin von Preußen 18, 32, 61, 65, 104, 105, 108
 Augusta, Kurfürstin von Hessen-Cassel 11
 Auguste Viktoria, Deutsche Kaiserin, Königin von Preußen 16, 54, 61, 75, 82, 85, 106, 117, 124, 161, 171, 192, 193, 194, 195, 196, 197
 Baden siehe Luise
 Bärfelde, Hauptmann von 175, 176
 Bäumer, Frau Gertrud 168, 169
 Bailleu, Paul, Historiker 105
 Ballin, Albert 38
 Balzac, Honoré de 54
 Bamberger, Ludwig 51, 58, 60, 61
 Bassermann, Ernst, nationallib. Politiker 83
 Bayern siehe Ludwig II., Ludwig III., Maria, Pilar, Rupprecht
 Begas-Parmentier, Luise, Malerin 33, 70
 Behm, Margarete 138, 147
 Belgien, siehe Charlotte von Mexiko
 Berg, Alban, Komponist 207
 Berg, Claus, Bildhauer (um 1520) 208
 Berger, Freiherr von, Intendant 37, 38
 Bergmann, Ernst von, Chirurg 45
 Bernhard, Herzog von Sachsen-Meiningen 157
 Bernstorff, Albrecht Graf von 164
 Bernstorff, Graf von, Dänischer Gesandter 198
 Bernstorff, Elise Gräfin von (Gattin des vorigen) 198
 Berry, Duc de 14
 Berry, Herzogin von 11
 Besant, Anni 169
 Beseler, Max von, Staatsminister 165
 Beseler, Dora von 117
 Bethmann-Hollweg, Theobald von, Reichskanzler 80, 111, 119, 135
 Bismarck, Herbert Graf von 198
 Bismarck, Otto Fürst von 21, 41, 44, 45, 51, 86, 88, 106, 197, 198
 Bismarck, Johanna Fürstin von 52, 88
 Bissing, Friedrich Wilh. Freiherr von, Archäologe 154, 166, 167
 Bissing, Elisabeth Freifrau von, geb. v. Carlowitz 154, 166, 167
 Bissing, Moritz Frhr. von, Generalgouverneur von Belgien 148
 Blei, Franz 97, 98

- Blücher, Fürst von 167
 Blücher, Fürstin von 189
 Böcklin, Arnold 28
 Boehn, General d. Inf. von 196
 Bölcke, Oswald, Hauptmann 153
 Böttcher, Heinrich von, Staatsminister 77
 Böttcher, Frau von 86, 88, 122
 Boddien, Frau von 97
 Bode, Wilhelm von 70, 73
 Bodelschwigh, Frau von 199, 202
 Bojanowsky, von, Oberbibliothekar 18
 Bonin, Frau von 118
 Bosdari, Contessa 78
 Brahms, Johannes 17
 Braun, Frau Artaria 155
 Braun, Lilli 54
 Brentano, Lujo 177
 Brockdorff, Therese Gräfin von, geb. Freiin von Loën, Oberhofmeisterin 75, 82, 106, 171, 196
 Brühl, Hedwig Gräfin, Oberhofmeisterin 109, 110
 Buch, Minnie von, siehe Gräfin von Wolkenstein
 Buchholtz, Arend, Geschichtsschreiber 59
 Bülow, Adrienne von, geb. Freiin zu Putlitz 151
 Bülow, Bernhard, Fürst von, Reichskanzler 42, 62, 64, 67, 80/86, 90, 93, 107, 115, 133, 197, 198
 Bülow, Maria, Fürstin von, geb. Beccadelli di Bologna a. d. H. der Principi di Camporeale, gesch. Gräfin Dönhoff 42, 76, 80, 81, 85, 88, 89, 133, 197
 Bülow-Homburg, von 82/83
 Bulgarien siehe Eleonore, Ferdinand
 Bunsen, Bertha von 111
 Bunsen, Emma von 170
 Bunsen, Georg von 25, 112
 Bunsen, Hildegard von 170
 Bunsen, Mia von 31, 166, 169
 Bunsen, Waldemar von, Rittmeister 31, 32, 133, 135, 149, 165, 166, 177
 Buri, von, Gesandter 159, 179
 Buxton, Charles 189
 Byron, Lord 54
 Cambon, Jules Martin, Franz. Botschafter 80, 107, 108, 133
 Caprivi, Georg Leo Graf von, Reichskanzler 77, 87, 198
 Carlyle, Thomas 111
 Carolath siehe Schönaich-Carolath
 Casement, Sir Roger 133, 134
 Castellane, Boni de 107
 Cavell, Edith 136, 148
 Cauer, Frau Minna 169
 Cecilie, Kronprinzessin von Preußen 20, 21
 Changarnier, General 107
 Charlotte, Königin von Württemberg 151
 Charlotte, Herzogin von Sachsen-Meiningen, geb. Prinzessin von Preußen 13, 35, 157
 Charlotte, Kaiserin von Mexiko, geb. Prinzessin von Belgien 15
 Chirol, Valentine 77
 Christine, Königin-Mutter von Spanien 102
 Chulalongkorn, König von Siam 27
 Clermont, Herzogin von 127
 Corinth, Lovis, Maler 174, 185
 Dalberg, Karl Th. Frhr. von 29, 30
 Davidsohn, Robert, Prof. der Geschichte 154
 Dehmel, Richard 64
 Deichmann, Ida 17
 Delbrück, Rudolf von, Staatsminister 44, 45, 162
 Delbrück, Frau Elise von, geb. von Pommer-Esche 45, 87, 89, 162
 Derenthal, von, Gesandter 51, 77, 159, 163, 171
 Derenthal, Frau von 163
 Deutsch, Geheimrat 178, 179, 184, 186
 Dilthey, Wilhelm, Philosoph 45, 49, 52
 Dino, Herzogin von 104
 Doucet, Schneider 67
 Draga, Königin von Serbien 13
 Dryander, Ernst von, Oberhofprediger 95
 Duncan, Isadora 34
 Durieux, Tilla 175
 Duse, Eleonore 156
 Ebert, Fritz, Reichspräsident 75, 162, 165, 171, 173, 183, 188
 Ebert, Frau Luise 185, 186
 Eduard VII., König von Großbritannien und Irland 15, 22, 63
 Eichhorn, W. von, Geh. Leg. Rat 74
 Einstein, Carl, Sozialist. Schriftsteller 175, 176
 Eisner, Kurt, Sozialist. Politiker 166
 Eitel-Friedrich, Prinz von Preußen 117
 Eleonore, Königin von Bulgarien, geb. Prinzessin Reuß-Köstritz 20
 Elisabeth, Kaiserin von Österreich 15
 Elisabeth, Königin von Preußen 100, 106
 Elisabeth, Königin von Rumänien (Carmen Sylva), geb. Prinzessin zu Wied 13, 105
 Elisabeth, Herzogin von Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzessin zu Stolberg-Roßla 20, 27

Elisabeth, Herzogin zu Mecklenburg-Schwerin, geb. Prinzessin von Sachsen-Weimar-Eisenach 26
 Elisabeth, Großherzogin von Oldenburg 137
 Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen 17
 Erzberger, Matthias 179
 Essen, Exzellenz von 176
 Eugenie, Kaiserin von Frankreich 14, 19, 21, 94
 Eulenburg, Gräfin Botho zu 75
 Eulenburg, Philipp Fürst zu 68, 86
 Eysoldt, Gertrud, Schauspielerin 66, 175

 Faber, Fräulein von, Hofdame der Kaiserin Friedrich 77
 Farrar, Geraldine 54
 Feodora, Prinzessin von Holstein 20
 Ferdinand, König der Bulgaren 56
 Ferdinand, König von Neapel 14
 Fischbeck, Otto, Staatsmann 169
 Flachsland, Karoline 202
 Foch, Marschall 164, 178, 179
 Forbes-Mosse, Irene 39
 France, Anatole 61
 Frankreich siehe Eugenie, Karl IX., Louis Philipp, Ludwig XVI., Marie Louise, Napoleon I.
 Franz Joseph, Kaiser von Österreich, König von Ungarn 13
 Friederike, Königin von Preußen 100
 Friedländer, Max, Geh. Rat 18, 73, 136
 Friedländer-Fuld, von 167
 Friedrich III., Deutscher Kaiser, König von Preußen 60, 105, 109
 Friedrich, Kaiserin, siehe Viktoria
 Friedrich Leopold, Prinz von Preußen 167
 Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 198
 Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 17
 Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen 106
 Frobenius, Leo, Afrikaforscher 15
 Fuller, Loie 34
 Furtwängler, Addy 153

 Ganghofer, Ludwig 154
 Gasset, Ortega y 58
 Gaul, August, Bildhauer 71
 Geibel, Emanuel von 33
 Georg II., Herzog von Sachsen-Meiningen 17, 34, 35
 Georg V., König von Großbritannien und Irland 21
 George, Stefan 154
 Gersdorff, Claire von, Hofdame 171

Gevers, W., Baron, Niederländ. Gesandter 180, 181
 Gevers, Baronin 180, 181
 Gierke, Anna von 100
 Glasenapp, von, Reichsbankpräsident 48, 87, 184
 Gleichen-Rußwurm, Alexander von 154
 Gochhausen, Hofdame 54
 Goes, Lucie v. d. 26, 116
 Goethe, Johann Wolfgang von 19, 47, 66, 67, 202
 Götzen, Adolf Graf von, General, Gouverneur von Deutsch-Ostafrika 83
 Goltz, Colmar v. d., Generalfeldmarschall 126
 Goschen, Sir Edward 117
 Grimm, Hermann 58
 Groeben, Unico Graf von der 42
 Groeben, Gräfin von der, geb. v. Eschwege 75, 89, 110, 159, 204
 Groote, Herr von 38
 Groß, George, Graphiker 78
 Großbritannien siehe Alexandra, Eduard VII., Georg V., Mary
 Großmann, Stefan 97, 160, 167
 Grünfeld, Alfred 73
 Grünfeld, Heinrich 73
 Güßfeld, Professor 67, 68
 Guise, Herzog von 92
 Gustav Adolf, Kronprinz von Schweden 17

 Haase, Hugo, Sozialist. Politiker 174
 Haeften, Oberst von 136
 Hake, Dr. Bruno 116
 Hammann, Otto, Wirkl. Geh. Leg. Rat 86
 Hanel, Hermine 73
 Haniel, Edgar von, Staatssekretär 183
 Harden, Maximilian 37, 101/102, 160
 Hardenberg, Graf, Generalkonsul 179
 Harnack, Adolf von, Wirkl. Geh. Rat 55
 Harnack, Agnes von 138, 144, 169
 Harrach, Ferdinand Graf von, Kunstmaler 78, 110, 111
 Harrach, Helene Gräfin von, geb. Gräfin Pourtalès 65, 110, 111, 112
 Hatzfeld, Hermann Anton, Herzog zu Trachenberg, 2. Fürst von Hatzfeld 64
 Hatzfeld, Hermann, Herzog zu Trachenberg, 3. Fürst von Hatzfeld 84, 133, 159
 Hatzfeld, Fürstin Natalie 133
 Hauptmann, Gerhart 55, 66, 97, 98, 171
 Haußmann, Konrad, Abgeordneter 84
 Haxthausen, Frau von 184
 Hegermann, Frau von 102

- Heilborn, Ernst, Schriftsteller 59
 Heinrich, Prinz von Preußen 96
 Heinrich XXVII., Fürst von Reuß 157
 Heinrich XLV., Fürst von Reuß 17
 Heldburg, Helene Freifrau von 34, 35
 Helmholtz, Prof. Dr. Herm. von, Wirkl. Geh. Rat 40, 41, 42
 Helmholtz, Frau Anna von, geb. v. Mohl 40, 41, 61, 65, 66, 67, 111, 193
 Henckel Donnersmarck, Graf von 33
 Henderson, Dr. E., Historiker 189
 Herder, Frau von, geb. von Körner 166
 Hermine, Deutsche Kaiserin, Königin von Preußen 20, 33
 Hertel, Albert, Prof., Kunstmaler 64, 74
 Hertling, Dr. G. Graf von, Staatsminister 84, 85, 197
 Hertzberg, Prof. 73
 Hessen siehe Ernst Ludwig
 Hessen-Cassel siehe Augusta
 Hesselthal, Frau von 160
 Heusler, Prof. Andreas 53
 Heuß-Knapp, Elli 100
 Heydebrand von der Lasa, Ernst von, Führer der Konservativen 83
 Heydt, Karl von der 17, 161, 164, 165
 Heydt, Frau von der 164
 Heyking, Elisabeth Freifrau von 36, 37, 38, 39, 111
 Heyking, Freiherr von, Gesandter 37
 Heyl, Cornelius Freiherr von 29, 30
 Heyl, Frau von, geb. von Schön 30
 Heyl, Frau Hedwig 122, 130, 168
 Hill, D. J., Amerikan. Botschafter 95
 Hindenburg, Generalfeldmarschall von, Reichspräsident 19, 129, 158, 159, 162, 194, 196, 204, 206
 Hindenburg, Frau Sophie von, geb. Gräfin zu Münster 101
 Hochberg, B. Graf von, General-Intendant 76
 Hoetzsch, Otto, Univ.-Prof., Historiker 73, 182, 204
 Hoetzsch, Frau Cornelia 73, 196, 204
 Hohenlohe-Schillingsfürst, Chlodwig Fürst zu, Reichskanzler 61, 87, 89
 Hohenlohe, Ernst, Erbprinz zu 42
 Hohenthal, Graf v. H. u. Bergen, Sächs. Staatsminister 83
 Hohenzollern siehe Anton
 Holstein, Friedrich Frhr. von, Geh. Rat im Auswärtigen Amt 86/89, 197
 Holstein siehe Feodora
 Hude, von der 176
 Hülsen-Haeseler, Graf von 29
 Hutten-Czapski, Graf von 106, 109, 110
 Ibsen, Henrik 47
 Ihansi, Rani von 15
 Ihne, Ernst von, Hofarchitekt 64
 Italien siehe Margarete
 Jehan, Shah 27
 Joachim, Joseph 66
 Johann, König von Sachsen 14
 Johann Albrecht, Herzog von Mecklenburg-Schwerin 26, 27, 37, 155
 Justi, Ludwig, Kunsthistoriker 70
 Kainz, Joseph, Schauspieler 35
 Kalckreuth, Babette Gräfin von, geb. Meyer 51, 52
 Kalckreuth, Bertha Gräfin von, geb. Gräfin Yorck von Wartenburg 55
 Kalckreuth, Leopold Graf von, Maler 71, 118
 Kalckreuth, Stanislaus Graf von 52
 Kandt, Afrikareisender 26
 Kapp, Wolfgang, Generallandschaftsdirektor 182, 183, 184, 185
 Kardorff, Siegfried von, Politiker 171
 Karl I., König von Württemberg 12
 Karl IX., König von Frankreich 14
 Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach 15, 36
 Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach 11, 18
 Karol I., König von Rumänien 105
 Kastner, Rudolf, Ästhetiker 155
 Katte, Frau von 110
 Keim, August, Preuß. General, Reichstagsabgeordneter 84
 Keller, Mathilde Gräfin von, Hofstaatsdame 171
 Kerr, Alfred, Literat 46, 175
 Keßler, Graf Harry 98, 99
 Keuchenius, Henry, Legationssekretär 77, 119, 189
 Keyserling, Herrmann Graf von 67, 98, 111, 201
 Kiderlen-Wächter, Alfred von, Staatssekretär 84, 197
 Kiepke 197
 Kinkel, Johanna 40
 Kipling, Rudyard 47
 Knaus, Ludwig, Prof., Kunstmaler 78
 Knessebeck, Bodo Freiherr von dem, Kammerherr 18, 61, 62, 63, 67, 90, 103, 111, 193
 Kobell, Luise von 155
 Koerner, Paul von, Wirkl. Geh. Rat 87
 Koerner, Frau M. von (Gattin des vorigen) 87
 Kokoschka, Oskar 175
 Kolb, Franz 14

- Kolbe, Georg, Bildhauer 71
 Kotze, Frau von 35, 161, 162
 Kronecker, Leopold, Univ.-Prof. 41
 Kühlmann, Richard von, Staatssekretär 86
 Kurowsky, Frau von 101
 Kurowsky, Fanny von 169
 Kurz, Isolde 154
 Lagarde, Paul de 54
 Lancken-Wacknitz, Oscar Freiherr von der, Diplomat 88
 Lange, Helene 169
 Lascelles, Sir Frank 77, 80, 87
 Lassalle, Ferdinand 176
 Lattorff, Olga von, Palastdame 24
 Lebbin, Frau von 89
 Lee, Vernon, Schriftstellerin 188
 Leibl, Wilhelm, Maler 28
 Lerchenfeld, Graf von u. zu, Bayer. Gesandter 62, 81, 83, 93, 94, 149
 Lewy-Rathenau, Josephine 138
 Leyen, von der, Professor 154
 Lichnowsky, Karl Max, Fürst von, Botschafter a. D. 89, 111, 197
 Lichnowsky, Mechthilde Fürstin von 111
 Lichtwark, Alfred, Kunsthistoriker 38
 Liebermann, Max, Prof., Kunstmaler 73, 78
 Liebermann von Sonnenberg, Max, Politiker 84
 Liebknecht, Karl 164, 172, 173
 Liegnitz, Fürstin von 111
 Lindeiner, von, Hauptmann im 1. Garde-Reg. zu Fuß 116, 117
 Lindequist, Generaloberst von 29
 Lippe siehe Pauline
 Lippe, Marie von 119
 Lipperheide, Franz Freiherr von 17
 Lissauer, Ernst 126, 157, 160, 164, 175
 Liszt, Franz 66
 Loë, Feldmarschall von 94
 Louis Philipp, König von Frankreich 11
 Luck, Kammerherr von 85
 Ludendorff, Erich, General d. Inf. 159
 Ludwig II., König von Bayern 16/17, 155
 Ludwig III., König von Bayern 16, 157, 162
 Ludwig XVI., König von Frankreich 14
 Lüders, Marie Elisabeth 169
 Luise, Königin von Preußen 193
 Luise, Großherzogin von Baden 18, 105, 106
 Luther, Dr. Martin 30, 66
 Luxemburg, Erbgröfherzogin von 11
 Luxemburg, Rosa 172, 173, 174
 Maintenon, Frau von 104
 Mammoth, Paul 160
 Manet, Edouard, Maler 28
 Margarete (Margherita), Königin von Italien 19, 192
 Maria Ludowika, Kaiserin 15
 Maria, Königin von Rumänien 17
 Maria, Prinzessin von Bayern, geb. Prinzessin de la Paz, Infantin von Spanien 157
 Marie, Königin beider Sizilien 15
 Marie, Herzogin-Mutter von Sachsen-Meinungen, geb. Prinzessin v. Hessen-Cassel 35
 Marie Louise, Kaiserin von Frankreich, geb. Erzherzogin von Österreich 14
 Marschall von Bieberstein, Adolf, Deutscher Botschafter in Konstantinopel 197
 Martha, Hausangestellte 184, 203
 Marx, Karl 168
 Mary, Königin von Großbritannien und Irland 16
 Mathieux, Johanna 40
 Mecklenburg-Schwerin siehe Alexandrine, Anastasia, Elisabeth, Johann Albrecht
 Mendelssohn, Franz von, Bankier 183, 199
 Menzel, Adolf von 78
 Merck, Johann Heinrich, Schriftsteller 202
 Metternich, Clemens Fürst von 21, 31
 Mexiko siehe Charlotte
 Meyer, Eduard, Univ.-Prof. 79
 Meyer, Richard M., Univ.-Prof. 69, 70, 83
 Meyer, Frau Estella (Gattin des vorigen) 69
 Meyerheim, Paul 78
 Minghetti, Donna Laura 41, 42, 198
 Miquel, J. von 59
 Möckel 157
 Möllendorf, Wichard Graf von 97, 98, 102
 Mohl, Otmar von der 159
 Mohl, Frau von der 40
 Moltke, Helmuth Graf von, Generalfeldmarschall 42
 Moltke, Helmuth von, Generaloberst 42
 Moltke, Kuno Graf von, Generalkommandant von Berlin 67, 68
 Mommsen, Theodor 53, 54
 Montefeltro, Urbino Graf von 18
 Mühlen, Raimund von der 92
 Muromtsoff, Wolkoff 65
 Mutzenbecher, von, Gesandter 30/31
 Napoleon I. 14, 21
 Neapel siehe Ferdinand
 Nesselrode, Graf von, Hofmarschall 32
 Nesselrode, Maria Gräfin, Hofdame 32
 Niederlande siehe Wilhelmine

- Niendorf, Fräulein von, Kammerfrau 105
 Nietzsche, Friedrich 54
 Nikolaus I., Kaiser von Rußland 15
 Nithack-Stahn, Pastor 173
 Nolde, Emil, Maler 78
 Noske, Gustav 173
 Nostitz-Wallwitz, von 73
- Örtzen, Ilse von 195
 Österreich siehe Elisabeth, Franz Joseph, Stephanie
 Oldenburg siehe Elisabeth
 Olfers, Marie von 48, 58, 74, 110
 Onegin, Sigrid 151
 Oriola, Waldemar Graf von 28, 45, 74, 83
 Oriola, Maria Gräfin von 28, 74
 Orleans, Helene, Herzogin von 20
 Ostwig, Tenor 150
- Paasche, Kapitänleutnant 171
 Paget, Lady, geb. Gräfin Hohenthal, Hofdame der Kaiserin Viktoria 105
 Pansa, Donna Maria 78
 Pauli, Adolf, Leg. Rat 48, 183
 Pauline, Fürstin zur Lippe (1769—1820) 14
 Pauline, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach 21
 Pechel, Dr. Rudolf 116
 Perkuhn, Frau Geheimrat 116
 Perponcher, Gräfin, Hofdame 109
 Pilar, Prinzessin von Bayern 157
 Pniower, Otto, Literaturhistoriker 59
 Polo de Bernabe, Frau, Gattin des spanischen Botschafters 75, 133, 172, 181
 Ponsonby, Sir 189
 Posadowsky-Wehner, Arthur Graf von, Staatssekretär d. Inneren, preuß. Staatsminister 89/92 160, 182
 Posadowsky-Wehner, Elise Gräfin von, geb. v. Möller 89/92
 Pourtalès, Albert Graf von 112
 Preußen siehe Augusta, Auguste-Viktoria, Cecilie, Eitel Friedrich, Elisabeth, Friederike, Friedrich III., Friedrich-Leopold, Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV., Friedrich Wilhelm, Heinrich, Hermine, Luise, Viktoria, Wilhelm I., Wilhelm II., Wilhelm
 Proust, Schriftsteller 79
 Pückler, Graf von, Gesandter 42
 Pückler-Muskau, Fürst 110
 Putlitz, Joachim Gans Edler Herr zu, Generalintendant 150
 Putlitz, Dora Gans Edle Herrin zu 151
 Putlitz, Stephanie Gans Edle Herrin zu 111
- Rabe, General von 33
 Radolin, Hugo Fürst von, Botschafter 89, 107, 197
 Radolin, Gräfin von 171
 Radowitz, von, Botschafter 21, 88, 110
 Radziwill, Anton, Fürst, General-Adj. des Kaisers 103
 Radziwill, Elisa, Prinzessin 100, 106
 Radziwill, Marie, Fürstin, geb. Gräfin Castellane 103, 104, 105, 107, 108, 158
 Radziwill, Luise, Fürstin, geb. Prinzessin von Preußen 103
 Raff, Helene 154
 Rank, Major 168
 Rantzaу, Graf zu 195
 Rath, Adolf vom 48, 52, 53, 56, 74
 Rath, Frau Anna vom, geb. Jung 52, 53, 54, 55, 56, 74, 158
 Rathenau, Walther 90, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 160, 170
 Ratibor, Agathe, Prinzessin von 106
 Raumer, Hans von, Staatsminister 73, 178, 182, 186
 Redern, Graf von 67
 Reibnitz, Kurt Freiherr von, Staatsminister 175, 177, 205
 Reinhardt, Max 111
 Reinhardt, Walther, General, Kriegsminister 183
 Reischach, Hugo Freiherr von, Hofmarschall und Oberstallmeister 62
 Rémusat, Frau von 93
 Renvers, Rudolf von, Geh. Med. Rat 43
 Reuß jüngere Linie siehe Heinrich XXVII., Heinrich XLV
 Reuterswärd, Patrick von 183
 Reuterswärd, Rosa von 202
 Reventlow, Fanny Gräfin zu 154
 Richter, Frau Cornelia, geb. Meyerbeer 61, 63, 64, 67, 103, 184
 Richter, Gustav (Sohn) 97, 184
 Richthofen, Manfred Freiherr von, Rittmeister 153
 Rilke, Rainer Maria 17, 155, 156
 Rodenberg, Julius 58, 59
 Rodenberg, Frau Justina 58, 59
 Rodin, Auguste, Bildhauer 156
 Rodin, Frau 156
 Roedern, Graf von, Staatssekretär 101
 Röhre, Gustav, Prof., Literaturhistoriker 118
 Rohde, Kapitänleutnant 164, 165
 Roosevelt, Präsident der USA. 94, 95, 96
 Rosebery, Lord 14
 Rosen, Staatssekretär 86, 88, 183, 197, 198
 Rothschild, Baron James 107

Rottenburg, F. J. von, Unterstaatssekretär 77

Rumänien siehe Elisabeth, Karol I., Maria

Rumbold, Sir Horace, Engl. Botschafter 116

Rumbold, Lady 78

Rupprecht, Kronprinz von Bayern 17, 157

Rußland siehe Alexander II., Nikolaus I.

Sachsen siehe Johann

Sachsen-Meiningen siehe Bernhard, Charlotte, Georg II., Marie

Sachsen-Weimar siehe Anna Amalia, Karl Alexander, Karl August, Pauline, Sophie, Wilhelm Ernst

Saemisch, Staatsminister 172

Salomon, Dr. Alice 116, 168

St. Denis, Ruth 34

St. Simon, Herzog von 104

Sarre, Professor 73

Sarre, Frau Maria, geb. Humann 73

Schack, Franz Graf von 17

Schaible, Landrat 148, 172

Schebeieff, Russischer Botschafter 133

Scheffel, Viktor von 155

Scheffer, Thassilo von 155

Scheffler, Karl, Kunstschriftsteller 70

Scheler, Max, Philosoph 153

Schelling, Pianist 26

Scherfling, Friseur 122

Schiller, Friedrich von 29, 47

Schilling, Karl, Afrikareisender 26, 76, 95

Schleich, Karl Ludwig 41

Schleinitz, Alexander Graf von, Kgl. preuß.

Hausminister 64, 65

Schleinitz, Mimi Gräfin von, siehe Gräfin Marie von Wolkenstein

Schlieffen, Alfred Graf von, Generalfeldmarschall 85, 88

Schlippenbach, Graf Otto 44

Schlippenbach, Gräfin Sascha 94, 110

Schmidt, Erich, Univ.-Prof., Literaturhistoriker 53, 54, 58, 59, 60, 61, 74, 122

Schmidt, Frau Prof. 60

Schmidt-Rottluff, Karl, Maler 78

Schmoller, Gustav von, Nationalökonom 45

Schoeler, Valerie von 204

Schön, Wilhelm Freiherr von, Botschafter

83

Schönaich-Carolath, Heinrich Prinz von 32, 67, 159, 165, 185

Schönaich-Carolath, Margarete Prinzessin von, geb. Prinzessin von Schönburg-Waldenburg 32

Schönaich, Freiherr Christoph Otto von 33

Schönberg, Tondichter 207

Schönburg-Waldenburg, Fürst von 34

Scholz, Bürgermeister 171

Schopenhauer, Arthur 67

Schorn, Adelheid von 66

Schroeder, Rudolf Alexander, Dichter 147

Schubert, Carl von, Botschafter 186

Schubert, Renate von, geb. Gräfin Harach 112

Schulhoff, Frau Else 48, 49, 61, 173

Schultz, von, Architekt 160

Schulz, Unteroffizier 123

Schwabach, Leonie 89

Schwarzkoppen, Herr von 89

Schweden siehe Gustav Adolf, Gustav Wasa, Viktoria

Schweinitz, Hans Lothar von, Botschafter 86, 87, 88

Schwerin-Löwitz, Hans Graf von, Wirkl. Geh. Rat 85, 161

Seckendorff, Graf von, Oberhofmarschall der Kaiserin Friedrich 61, 62, 63, 67, 70, 80

Seeckt, Hans von, Generaloberst 175, 182, 184

Seeckt, Frau Dorothea von 157, 172, 180

Seidl, G. von, Architekt 28

Seiff, Univ.-Prof., Psychiater 154

Serbien siehe Alexander, Draga

Sévigné, Frau von 104

Sforza, Catarina 15

Siam siehe Chulalongkorn

Siemens, Arnold von 41, 43

Siemens, Frau Ellen von 40, 41, 43, 92, 112

Siemens, Karl Friedrich von 169

Siemens, Nora von 43

Singer, Paul, Sozialdem. Abgeordneter 83

Sizilien siehe Marie

Shakespeare 47

Skarbina, Franz, Kunstmaler 78

Smythes, Ethel, Schriftstellerin 76, 77

Sombart, Werner 168

Sophie, Großherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach 15, 60

Spanien siehe Christine

Spengler, Oswald, Philosoph 79

Spiero, Heinr., Literaturhistoriker 135

Spitzenberg, L. Freiherr Hugo von, Kammerherr, Kabinettsrat 124, 161, 193, 194

Spitzenberg, Freifrau von 86

Stegemann, Hermann 142

Stein, Charlotte von 99

Stephanie, Kronprinzessin von Österreich 102

Stern, Bankdirektor 70

- Stern, Frau 70
 Stöcker, Adolf, Hofprediger 66
 Stresemann, Gustav 170
 Stumm, Baronin Vicka von 29
 Stumpf, Karl, Prof. 45
- Talleyrand, Herzog von Benevent 30, 108
 Tattenbach, Christian Graf von, Botschaf-
 ter 110
 Tattenbach, Konstanze Gräfin von, geb.
 von Metzler 110
 Taube, Otto von 67
 Taube, von, geb. Freiin von Dörnberg 166
 Tausig, Karl, Klaviervirtuose 76
 Thekla, Krankenschwester 122
 Theodora, Römische Kaiserin 15
 Tirpitz, Alfred von, Großadmiral 197
 Treitschke, Heinrich von 46
 Treuberg, Gräfin von 176/177
 Trevelyan, Sir George 96, 189
 Trotha, von, Oberleutnant 123
 Truppel, O. von, Admiral 126
 Tuaillon, Louis, Bildhauer 71
- Üxküll, Olga („Osch“) Gräfin von, Palast-
 dame 151
 Ungern-Sternberg, Leonie Freifrau, geb.
 Gräfin Keyserling 175
 Ungern-Sternberg, Rosa Freiin von 183
- Varnbüler, Axel V., Frhr. v. u. zu Hem-
 mingen, Württemb. Gesandter 19, 64,
 83, 92, 93
 Varnhagen von Ense 58, 64, 110
 Varnhagen von Ense, Rahel 54
 Vay del Vaja, Peter Graf, Abt zu St. Mar-
 tin 102, 103
 Veltheim, Hans Hasso von 34
 Verden, Niklaus von, Bildhauer (um 1200)
 208
 Viktoria, Deutsche Kaiserin, Königin von
 Preußen 17, 19, 29, 80, 81, 109
 Viktoria, Königin von Schweden, geb. Prin-
 zessin von Baden 15
 Volland, Fräulein 58
 Vollmöller, Frau 69
 Voß, Melanie 23, 24, 26, 153
 Voß, Richard 23, 24, 25, 26, 34, 85, 153,
 155
- Wagner, Cosima 66
 Wagner, Richard 48, 66
 Wagner, Siegfried 55
 Wangenheim, Frau von, Witwe des Bot-
 schafters 86, 197
 Warburg, Max M., Bankier 177
 Wasa, Gustav, König von Schweden 14
 Weber, Maria von 51
- Wedel, Karl Fürst von 133
 Wedel, Botho Graf von, Botschafter 86,
 204
 Wedel, Ilsa Gräfin von, geb. Gräfin v. d.
 Groeben 75
 Wedel, Wilhelm von, Minister des königl.
 Hauses 33
 Wedel, Frau von (Gattin des vorigen) 195
 Weiß, Journalist 197
 Werner, Anton von 78
 Wied, Fürstin-Mutter Marie zu 11
 Wied, Elisabeth, siehe Elisabeth von Ru-
 mänien
 Wied, Pauline Fürstin zu 19
 Wieland, Christoph Martin 74
 Wiener, Reichstags-Abgeordneter 83
 Wilamowitz-Moellendorf, Ulrich von 95
 Wildenbruch, Ernst von 25, 44, 45, 46,
 47, 49, 50, 51, 52, 53, 74, 198
 Wildenbruch, Frau Maria von 35, 46, 49,
 50, 51, 52, 53, 74
 Wildenbruch, Ludwig von, General 47, 49
 Wildbrunn, Helene, Sängerin 151
 Wilhelm I., Deutscher Kaiser, König von
 Preußen 15, 19, 34, 66, 77, 104
 Wilhelm II., Deutscher Kaiser, König von
 Preußen 12, 34, 37, 46, 47, 60, 61,
 63, 67, 75, 76, 77, 81, 83, 84, 85, 87,
 90, 93, 96, 107, 116, 117, 158, 159,
 160, 161, 162, 164, 165, 166, 178, 192,
 193, 194, 195, 196, 197
 Wilhelm, Kronprinz von Preußen 21, 85,
 159, 170, 197
 Wilhelm II., König von Württemberg 19,
 20
 Wilhelm Ernst, Großherzog von Sachsen-
 Weimar-Eisenach 18
 Wilhelmine, Königin der Niederlande 12
 Winnig, August 120
 Winterfeld-Menkin, von 176
 Winterfeldt, Detlef von, General 178
 Wolf, Hugo, Komponist 17
 Wolfskehl, Karl, Dichter 154
 Wolkenstein, Anton Graf von, k. u. k.
 Botschafter a. D. 65
 Wolkenstein, Maria Gräfin von, geb. von
 Buch, verw. Gräfin v. Schleinitz 64, 65,
 66, 67, 69
 Wülfling, U-Bootskommandant 164
 Württemberg siehe Charlotte, Karl I., Wil-
 helm II.
- Xylander, Frau von 94
- Yorck von Wartenburg (Klein-Öls), Luise
 Gräfin, geb. von Wildenbruch 47
- Zeppelin, Graf Ferdinand 19
 Zweig, Arnold 125

EINE AUSWAHL
VIELGELESENER MEMOIREN
FINDEN SIE AUF DEN
NÄCHSTEN SEITEN

EIN REIZVOLLES KULTURBILD
AUS DEM KAISERLICHEN DEUTSCHLAND

MARIE VON BUNSEN
DIE WELT, IN DER ICH LEBTE

ERINNERUNGEN
AUS GLÜCKLICHEN JAHREN

Nur selten sind ungewöhnlich reiches Erleben und die Gabe, Selbsterlebtes zu schildern, so innig vereint wie bei Marie von Bunsen. Wie lebendig wird das aristokratische Berlin der Jahre 1860—1912, wie plastisch erstehen fremde Länder, wie eindringlich wirken die Persönlichkeiten der Kaiserin Friedrich, der Fürstin zu Wied, der Carmen Sylva und vieler anderer, denen sie freundschaftlich verbunden war. Die „Wilhelminische Aera“ mit ihrem politischen und gesellschaftlichen Leben im Glanz des Kaiserhofes, mit einer Fülle bedeutender und interessanter Menschen, taucht in funkelnder Lebensfrische aus diesen Erinnerungen empor, gesehen durch das Temperament einer künstlerisch begabten, innerlich und äußerlich unabhängigen Frau.

DEUTSCHER ADEL IN ALTER UND NEUER ZEIT

Franziska von Altenhausen

Herausgegeben von Johannes Werner

99. Tausend. Ganzleinenband 4.95 Mark

Else von Arnims junge Jahre

Herausgegeben von Marie von Buch

Mit 21 Bildern und 15 Scherenschnitten. Ganzleinenband 9 Mark

Else von Arnim als Gattin und Mutter

Herausgegeben von Marie von Buch

Reichillustriert. Ganzleinenband 8.10 Mark

Gabriele von Bülows Töchter

Herausgegeben von Anna von Sydow

Mit vielen mehrfarbigen Bildern. Ganzleinenband 6.75 Mark

Paula von Bülow

Aus verklungenen Zeiten 1833—1920

20. Tausend. Reichillustriert. Ganzleinenband 6.75 Mark

Freifrau von Heldburg

50 Jahre Glück und Leid 1873—1923

12. Tausend. Reich illustriert. Ganzleinenband 9 Mark

Elisabeth von Heyking

Tagebücher aus vier Weltteilen 1886—1904

9. Tausend. Ganzleinenband 11.25 Mark

Elisabeth von Heyking

Briefe, die ihn nicht erreichten

104. Tausend. Ganzleinenband 5.40 Mark

Hermione von Preuschen

Der Roman meines Lebens

Ganzleinenband 9 Mark

DEUTSCHER ADEL IN ALTER UND NEUER ZEIT

Lita zu Putlitz

Aus dem Bildersaal meines Lebens

Reichillustriert. Ganzleinenband 6.80 Mark

Elisa von der Recke

Mein Journal 1791—1795

Ganzleinenband 7.65 Mark

Gräfin Salburg

Deutsches Bilderbuch der Zeit 1926—1930

Ganzleinenband 4.80 Mark

Heinrich, Prinz von Schönburg-Waldenburg

Erinnerungen aus kaiserlicher Zeit

Mit 23 Abbildungen. Ganzleinenband 8.10 Mark

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf

Erinnerungen 1848—1914

Illustriert. Ganzleinenband 9 Mark

Wilhelm und Elisa

Die Jugendliebe des alten Kaisers

Herausgegeben von Kurt Jagow

Reichillustriert. Ganzleinenband 8.10 Mark

Kaiser Wilhelm II.

Jugenderinnerungen

70. Tausend. Mit mehrfarbigen Bildern. Ganzleinenband 4.50 Mark

Ungekürzte Volksausgabe in Steifdeckelband 2.85 Mark

Kaiser Wilhelm II.

Ereignisse und Gestalten aus den Jahren 1878—1918

333. Tausend. Halbl. 2.70 Mark. Ganzl. 4.50 Mark, Halbperg. 6.30 Mark

DAS ERINNERUNGSBUCH
EINER DEUTSCHEN FÜRSTIN

KRONPRINZESSIN CECILIE

ERINNERUNGEN

Das Lebensbild einer der edelsten Frauen unseres Volkes, die uns als Idealgestalt der deutschen Frau und Mutter gilt, hat eine so begeisterte Aufnahme gefunden, daß eine preiswerte Volksausgabe dem Verlag als Ehrenpflicht erschien. Die vielen tausend Verehrer der Hohen Frau, die die für Wohltätigkeitszwecke im Preise hoch angesetzte Originalausgabe nicht besitzen konnten, finden nun Gelegenheit, sich diesen Wunsch zu erfüllen. So wird das aller Politik ferne, an innerem und äußerem Geschehen doch so reiche Buch, das einen tiefen Einblick in eine uns versunkene Welt gewährt, zu einem beliebten Geschenkwerk, zu einem echten Familienbuch für jedes deutsche Haus, in dem man auch heute noch mit Liebe und Verehrung der letzten Kronprinzessin gedenkt.

Ungekürzte Volksausgabe in Ganzleinen 3.20 Mark

MICHIGAN STATE UNIVERSITY LIBRARIES



3 1293 02680 7739